



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.


Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

A 928,876



Bruno Wille  
Offenbarungen des  
Wachholderbaums

Zweiter Band

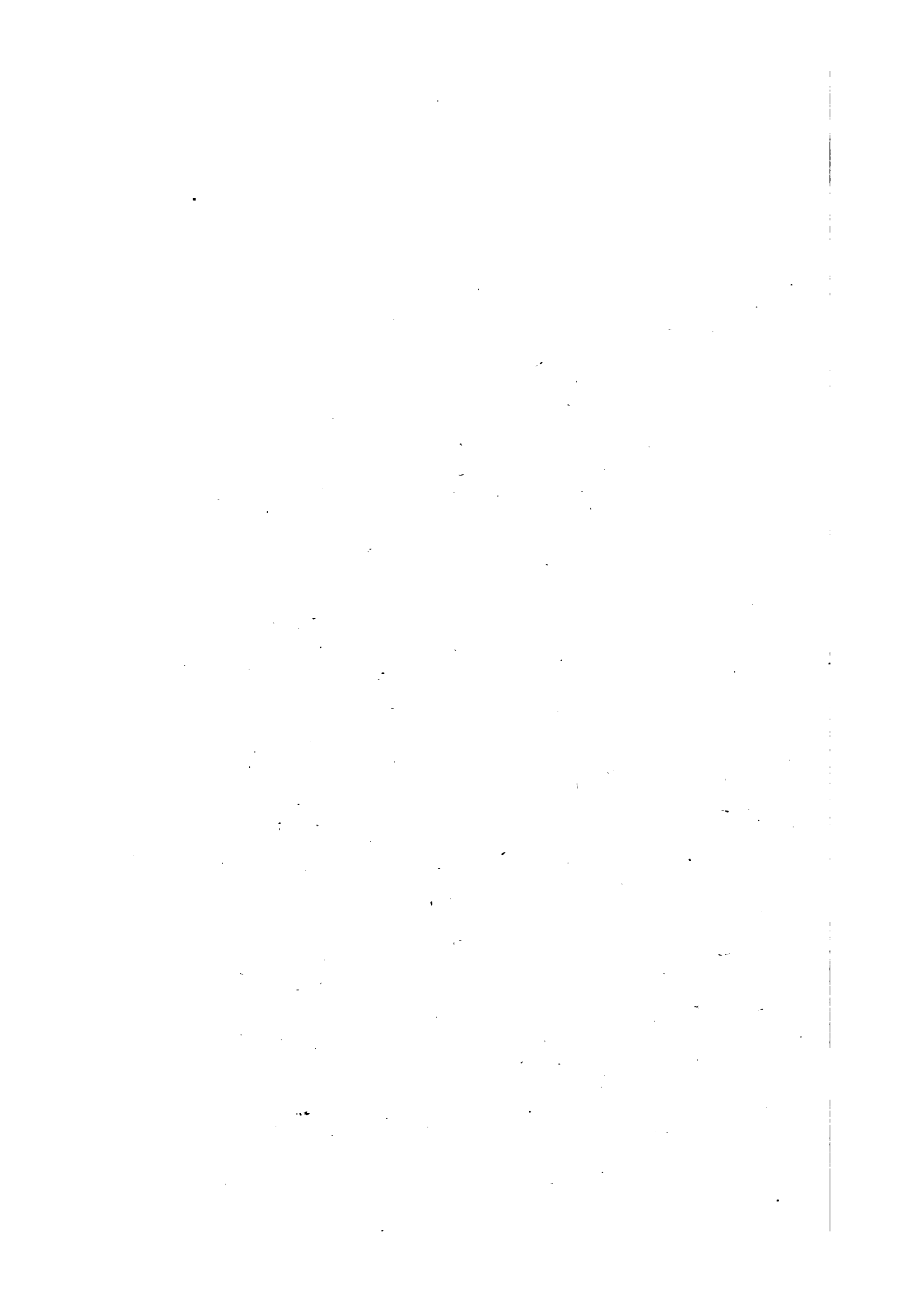




PRESENTED BY  
**THE  
GERMAN  
DEPARTMENT**



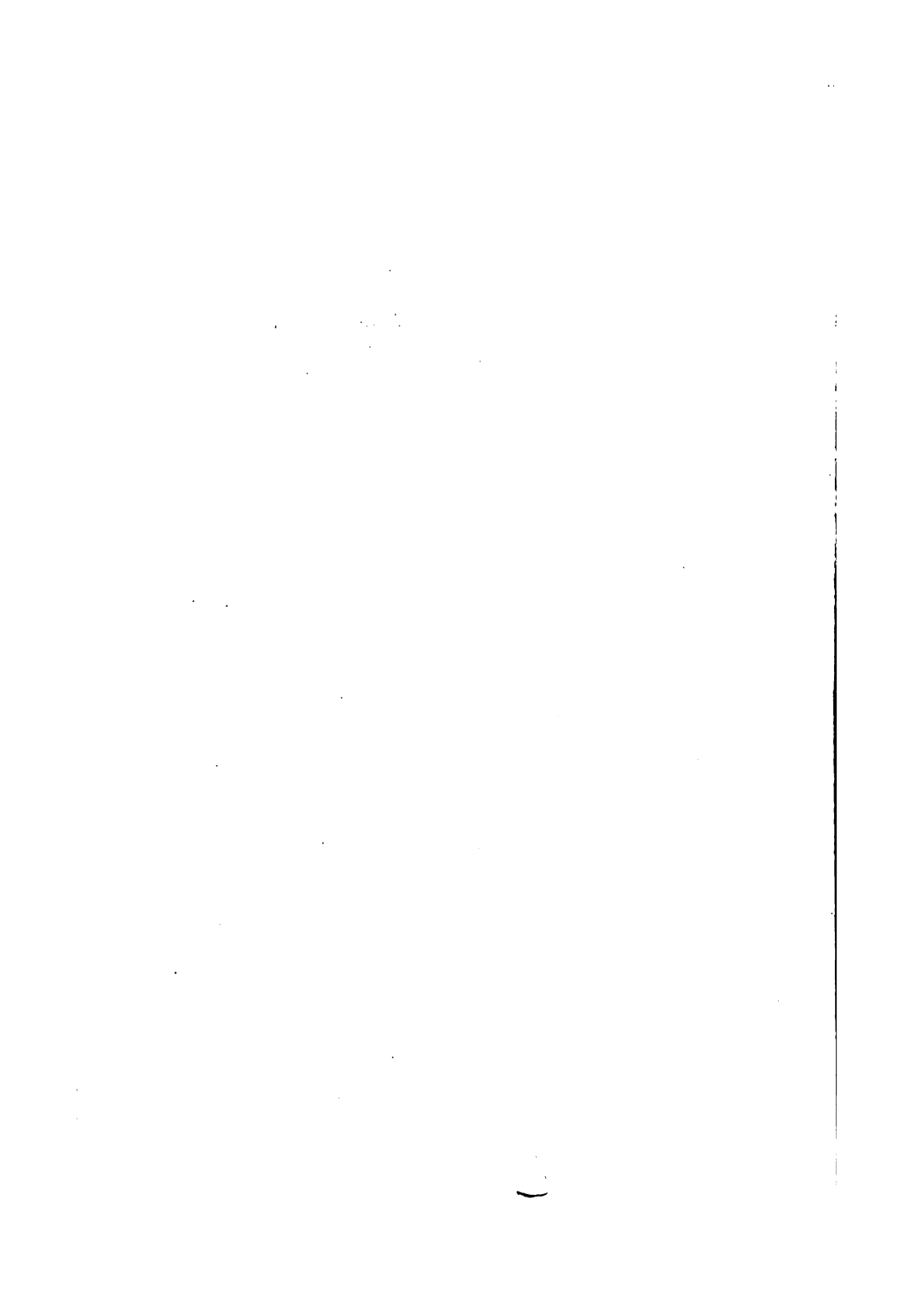




838  
V7n  
Q7

**Bruno Wille**  
**Wacholderbaum**





Bruno Wille 1860 -  
Offenbarungen des  
Wacholderbaums  
Roman eines Allsehers

3. Auflage (4. und 5. Tausend)  
Zweiter Band



Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1907

Den  
Buchschmuck  
zeichnete  
Fidus  
Gedruckt  
in der  
Spamerschen  
Buchdruckerei  
Leipzig





Fünftes Buch  
Das ewig Eine

251647



### Blutbrüderschaft

Was aber da für ein Triumphieren im Geiste gewesen, kann ich nicht schreiben oder reden; es läßt sich auch mit nichts vergleichen, als nur mit dem, wo mitten im Tode das Leben geboren wird, und vergleicht sich mit der Auferstehung der Toten. In diesem Lichte hat mein Geist alsbald durch alles gesehen und an allen Kreaturen, selbst an Kraut und Gras, Gott erkannt, wer er sei und wie er sei und was sein Wille ist.

Jakob Böhme

Hier bei der Eichengruppe war's.

Der greifen Bäume knorrige Reckenglieder  
Umsproß das bronzegelbe Frühlingslaub  
Wie Kinderlocken zart.

Die schwarze Drossel schlüpfte durch die Äste,  
Dem Liebchen flütelnd und ihr Nestlein planend.  
Ein holdes Wunder, sprang aus violetterm  
Schlehdorn der mandelduftige Blütensehnee.  
Und weich wie Mädchenrosen schmiegte sich  
Der Rasen, mit Ranunkelgold verbrämt,  
Um Torfmoor, dürres Schilf und Sumpfgelände.  
Dort, wo noch jüngst des Todes Schauer hausten,  
Erscholl der Fröschelein breites Lenzbehagen.

Und sieh, gespreizten Fittichs, lüftern nahte  
Der erste Storch.

Am Horizonte hob sich ein Gebirg  
Von Wetterdunst, im veilchendunkeln Schoß  
Ein Tropfenmeer bereitend.

Und wie ein Jauchzen brach die Abendsonne  
Hervor, purpuren das Gewölk zu nehen,  
Und schaute einmal noch mit Feuerblick  
Tief ihren Frühling an . . .

Da war's, da rührte mich der selige Tod:  
Aus diesen Adern blutete die Seele  
Und rann erschauernd

Durch Eichen, Wolke, Wiese, Sumpf und Sonne.  
Aus diesen Adern blutete die Seele,  
Blutbrüderschaft zu schließen mit dem All . . .  
Und alles war nun mein — und ich war sein,  
Heimlich gehegt, ein süßer Herzensschatz.





### Himmelsruhe

Unendliche Ruhe — wo bist du daheim?

Hier aus blauer Himmelskugel trinke ich von dir.  
Doch wo dehnt sich uferlos das Meer, das diesen  
Riesenbecher füllt?

Du bist das uferlose Meer, Allseele! Für dich ist  
diese Wölbung nur ein enges Gleichnis. Du hegst  
und erfüllst ja alle Himmel, alle Welten.

Heiliges Gefäß! Könnt ich dich neigen zu meinen  
Rippen! Könnt ich trinken unerschütterliche Ruhe —  
wie ich hier nippe von deinem blauen Sinnbilde!

Droben lächelt das große, blaue Mutterauge: „Nippe  
nur, Kindlein! Nippen lehrt trinken — und was mein  
blauer Becher hier spendet, ist nur ein Vorgeschmack,  
ein Ahnen des Höchsten. Lerne schöpfen vom Quell  
— werde dir selber ein Becher seliger Ruhe! Lehne  
den Kopf zurück ins blumige Gras — lausche dem  
Zusammenstimmen der Lüfte, der wogenden Halme,  
Lerchen und Grillen! Blicke mir tief ins Auge! Spiegel  
der Seele ist es wie deins. Wolkenbilder, andächtig  
wie Pilger, schweifen hier, und Sonnengedanken blitzen.  
Ja, ich sinne mancherlei. Und doch sinne ich nur dem  
Einen nach. Ergib dich meinem Sinnen — und deine  
Unrast wird ein sanftes Zittern inmitten der großen  
Ruhe, eine Würze ihrer Röstlichkeit. Und am Ende  
versinkst du in das heilig Eine.“

O tiefes, blaues Meer! Ihr feierlichen Schiffe  
droben mit den großen sanft geschwellten Segeln —  
pilgert ihr zum Eiland des Friedens? Nehmt noch

einen Pilger mit! Seht, hier liegt der Ruhesucher — zwischen Grashalmen — die von seinen Schläfen riesenhaft ins Blaue wachsen . . . Die einsame Sehnsucht wird ein frommes Tönen — tiefes Summen — eine ferne Orgel — feierliche Harmonie . . .

Was ist das? Eine Orgel im Kornfeld? Bin ich denn im Märchenlande? Oder bilde ich mir diese Klänge bloß ein?

Die Ohren zu — da verstummt die Musik. Die Hände weg — da hebt es wieder an, das zauberische Tönen.

Webe denn weiter, holdes Wunder! Ich glaube an dich, in froher Andacht.

Da — aus der Choral! Auf einmal brach er ab. Was war das?

Ach ja! Wie pudig! Nur eine summende Hummel! Und mir klangen Orgelhymnen! Sieh da, kleiner Blumenbär!

Die Hummel verläßt den Kelch, wo sie gefogen, und brummt mir ganz nah — schier unwillig: „Nur eine Hummel? Können nicht auch Brummflügel die große Glockenblume loben?“

Ja, schilt nur, Murrköpfschen! Hast Recht! Ist freilich gleich, ob Orgelpfeifen summen oder Hummel Flügel — wenn's nur klingt wie Hymnen! Wie's wirkt, darauf kommt's an bei jeglichem Ding. Juniperus hat recht: Wie's wirkt, so ist es! Die Brumme ist ein Musikengel.

Bin's zufrieden — will weiter lauschen dem kleinen Seraph — will weiter schwelgen im Himmelsbecher — versinken, ein seliger Ruhezecher . . .

Da — ein Vogel. Er schwimmt im blauen Meer mit reglos gespannten Fittichen — wie ein ruhevoller Gedanke.

Plötzlich, ha — er stürzt herab wie ein Pfeil — ein Habicht! Im Kornfeld todesbanges Quieten.

Und wie ein blutiger Riß geht es durch mein Herz. Verstört fahre ich empor. Da fällt mein Blick auf krüppelige Kornhalme, die am Saume des Feldes zwischen gelb blühendem Unkraut stehen. Misttönendes Getuschel, Seufzen der Halme: „O, mich hungert, mich durstet!“ Das üppige Unkraut blüht mit seinen Blütenaugen hochmütig: „Still, Gesindel! Wenn ich nur habe! Was brauchst du zu atmen, zu saugen? Mein die Sonne, mein die Luft, mein die Erde!“

O, wie hat sich auf einmal das Gefilde verwandelt in ein stöhnendes Schlachtfeld! Schmerz und Groll wühlen in mir. Ich fasse eine Federichblüte und raufe sie aus: „Ei, ihr boshaften Räuber!“

Giftig äugelt mich die Blume an: „Räuber? Bist selber einer! Bringst mich um — zertrittst den Käfer — verzehrst grüne und rote Seelenleiber — du Mörder! Du — Mensch!“

Das trifft wie Dolchstiche. Aus seliger Höhe bin ich gestürzt in ein wüstes Raubnest. Bin erwacht vom Traume der Unschuld und finde mich als Räuber unter Räubern — als Räuberhauptmann. Bin ein gieriges Ich unter meinesgleichen. Wir krabbeln durcheinander — jeder möchte sein eigenes Selbst emporkriegen über die anderen — und die Niedergetrampelten stöhnen, fluchen, röcheln . . .

Sieh! Dort in der wogenden Saat steht auf einmal solch ein Niedergetrampelter — ein Mensch mit grauem, bössartigem Gesicht, in abgerissener Kleidung — ein Bagabund. Er hat wohl im Korne geschlafen und sich nun erhoben. Wir starren einander an — er sieht aus wie eine Verkörperung des bangen Gedankens, der mir eben durch den Sinn ging. Scheu blickt er sich um — geht den Feldrain entlang — seitwärts zum Walde — späht nochmals zu mir herüber — und verschwunden ist er.

Trüber, verwüsteter Menschenbruder! Bist einer von vielen, von Unzähligen! Und diese Unzähligen mit ihrer Niedrigkeit und Wildheit sollen auch Emanationen der reinen Allseele sein?

O pfui! Wie konnte es geschehen, daß aus der heiligen Ruhe des Einen solch garstiges Gewimmel ward?

Blaues Auge droben, du großes, klares Denkerauge! Unbekümmert lächelst du hernieder. Wie kannst du das?

Oder ist das vielleicht derselbe Blick, der den Spinoza herzlich auflachen ließ, wenn die Spinne eine zappelnde Fliege umstrickte und ausfog?

O, wer hinauswüchse über die Qual der Besonderung! Wer den erhabenen Standpunkt fände, sicher niederzuschauen auf Leid und Haß und Sterben! Wer da lachen dürfte wie Spinoza und wie der hohe Himmel!

Juniperus, weiser Wacholderbaum, wärest du bei mir, mich zu trösten, alter Freund! Ich werde krank in dieser bangen Enge. O, hilf mir zur freien Höhe des ewig Einen!



### Der Lebensbaum

Was ist das drüben im Saatfelde? Da ist schon wieder wer! Es blükt sich — taucht wieder auf. — Nun verschwunden.

Da ist es wieder. Es kommt näher. Eine Gestalt — ein altes Weiblein — um den Kopf ein Tuch, ein dunkelgrünes.

Oder nein? War's Gaukelei? Da ist nichts mehr von einer Gestalt. Sie kann sich doch nicht versteckt haben! Nein, es war nichts — nur Flimmern vor den Augen — die Halme wimmeln so wirr.

Und doch! Hab' ich nicht deutlich die Alte gesehen? — wie sie sich aufrichtete und nach mir spähte . . . Spoitenkicker, der ich bin!

Wie ich als Kind mal durchs Korn ging, kam mir auch so ein Gesicht. Hatte Kornblumen gepflückt und in den hohen Ähren mich richtig verlaufen. Ich suchte hin und suchte her, ging immer den geknickten Ähren nach — kein Feldweg zu finden — wie in einer Irrgasse lief ich umher. Und die Ähren tuschelten so hämisch, die Sonne ging unter — war ich denn verhext? Auf einmal vor mir eine alte Frau, scharf blickten ihre blauen Augen, sie hob den Krückstock . . . Ich entsetzt auf und davon, wie ein Hase, schnurstracks

durch das Korn. So kam ich auf einen Rain, glühend mit pochendem Herzen. — „Dat wier de Roggen-olfsche!“ meinte der alte Jochen . . .

„Jo, jo! It wier dat oot!“

Alle Wetter! Da steht sie ja wieder! Starr bin ich. Dieselbe Alte — leibhaftig steht sie da — und nicht lächelnd.

„Ei, Mütterchen! Ihr habt mich ordentlich erschreckt.“

„Hihi, mien Söhn! Hest je doch 'n ollen Juniperus hebben wullt! Wat sall he denn nu?“

„Juniperus? Ja, wie denn? Kennt ihr den auch?“

„It?“ Die Alte sicherte. „Ob ik 'n kennen tu? Hihi! Woll, woll! Awers du — kennst du 'n ollen Juniperus? Nee, nee! Kennst 'n wahrhaftig nich wedder! Hihi!“

Was Auckuck! Wo hab' ich denn meine Augen gehabt? Das ist ja Juniperus, der Wacholderbaum, selber!

Oder doch nicht? Ach nein! Aber die Alte kommt mir verteufelt ähnlich vor. Und dies Kopftuch — ist das nicht Wacholdergrün?

„Höre mal, grüner Philosoph — du Schalk! Bist es wohl doch? Ja natürlich!“

„Na — laß gut sein! Ob ich's bin oder nicht — was gibt's denn eigentlich, Merlin?“

„Was es gibt? Ach, Juniperus! Bin wieder ganz durcheinander. Die Halme da — der verdammte Hederich — der Habicht — der Bagabund — und

gar ich selber! O wie garstig! Wo bleibt da das heilig Eine?"

„So, so! Das wimmelt dir zu viel — kannst dich nicht rausfinden? Na, da kann die Roggenolfsche — vielleicht helfen.“

„Roggenolfsche? Also bist du doch nicht Juniperus?"

„Oder meinetwegen Juniperus! Ist ja alles eins! Bin Roggen — und bin auch Wacholder — schließlich nämlich! Mußt nur genau zusehen. Sieh mal hier die Halme — woraus kommen die?"

„Aus der Erde kommen sie.“

„Das schon! Aber nicht sofort! Zwischen den Halmen und der Erde ist doch noch was.“

„Die Wurzel.“

„Die meine ich nicht — die gehört eben zum Halme. Was ist denn aber zwischen der Wurzel und der Erde? Ei, siehst du das nicht? Ja, ja — hast zuviel Zeit in den Augen, zuviel Zeit! Raus damit, raus!"

Und gebieterisch hob die Alte den Krückstock, ihre blauen Augen durchdrangen mich.

„Zwei ist eins — und hin ist keins —  
Sonst ist jetzt — und dorten hier.  
Eines Leibes Glieder wir!"

Da rauschte und flirrte das Korn — und stand auf einmal seltsam geordnet. Zusammengewachsen alle Halme — einer sproß aus dem anderen hervor. Oben breitete sich das Gewächs wie ein Kiefernwipfel aus — unten wurde es immer schmaler — bis schließlich

lich eine einzige Ähre kam — aus deren Körnern das Ganze entsprang. Fremdartig war sie gestaltet, kaum sah man noch, daß sie Roggen war.

„Das ist die Urmutter“, sagte die Roggenolsche.

„Was für eine Urmutter denn?“

„Na, vom Roggen! Die Urähre!“

„Wie denn? Die älteste, die allererste Roggen-ähre? Die wuchs doch vor hunderttausend Sommern! Ist also längst gestorben, verdorben! Mach mir doch nichts vor!“

„Ich mache dir nichts vor — die Zeit macht dir was vor!“

„Die Zeit? Die eben hat zerfressen alle Ähnen-glieder deines Roggenfeldes da — zermodert und zerstäubt! Ungeheure Zeit ist ja nötig, um dies riesige Ährengewächs vom Keim zur Krone auszubilden. Haben sich die Säfte endlich emporgearbeitet — von der Urmutter bis zum heurigen Korn — ich sollte meinen, dann sind alle unteren Glieder verzehrt von der Zeit — und nur die äußersten Ausläufer der Krone lebendig — ohne Verband — jeder für sich.“

Die Alte winkte mit der Hand ab. „Nichts kann die Zeit fressen, nichts! Nur im Auge steckt die Zeit. Ein blindes Schnecken ist Merlin. Das kriecht den Lebensbaum hinan — und tappt mit den kurzen Fühlern nur das Allernächste. Da denkt es denn, Wurzel, Stamm und Äste des Lebensbaumes sind weg. Ei du blindes Schnecken, könntest du einen Blick tun in die Ewigkeit. Da lebt noch alles, was je gewesen — die große Seele behält es, ist gar zu



treu. Da schaust du noch die ältesten, tiefsten Wurzeln — heil und rüstig ragt dir der ganze Lebensbaum. Wisch die Zeit aus den Augen! Sieh nur, sieh! Geh mal von der Ur-Ahrenmutter nach unten — immer weiter!“

Da ging es wie ein Schleier vor mir weg, und ich sah, die Urähre sproß auch aus einem Korn, aus dem Korn einer ähnlichen Pflanze — die aber doch nicht mehr Roggen war — und immer neue Pflanzen fügten sich an. Das Ahrengewächs war also nur ein Zweig, ein kleiner, an einem Riesenbaum, der noch viel, viel Zweige hatte. Aufwärts blickte ich, über das Ahrengewächs hinaus — da rauschten Wälder von Erlen, Birken, Eichen. Noch höher blühten Obstbäume, Rosen, Winden, Glockenblumen, Heidekraut, Kornblumen, Radeblumen, Federich . . . Laumlig ward mir vor all dem bunten Gezweige — ich schloß die Augen. Bald aber brannte mir im Auge ein Durst — weiter schauen wollt ich das Wunderbare — ich blickte in die Tiefe, aus der das Ahrengewächs hervorproß. Sieh, ein Kiefernforst! Die Urkiefer kam aus einer farnartigen Pflanze — die Farne gingen in Moose über, die Moose in Seetang. Schließlich kamen grüne Klumpen und Strähne, die aus grauem Schleim bestanden . . .

„Das sind wohl die letzten Wurzelsäden?“ fragte ich.

Spöttisch schmunzelte die Alte: „Letzte Wurzeln? Laß dein Auge nur immer weiter zur Tiefe schweifen — laß es wandern tausendmal tausend Jahre lang — kein Merlin kriegt letzte Wurzeln zu sehen — es

sei denn, daß er schauen könnte die tiefe, allertiefste Nacht!“

Wirklich schlossen sich an die Schleimsträhne noch weitere Glieder an — erdige und wässrige Glieder — Glieder aus Luft und Licht. Sie bildeten zusammen einen Sonderverband — eine Kugel, auf der es wogte — Wassermeere, Luftmeere, Lichtmeere . . . Was ist das? Ist das nicht die Erdkugel? Ei wahrhaftig, die ist auch nur ein Glied, ein einzelnes, kleines, am Lebensbaume! Wie sie so rollt — und wie der Mond sie umkreist — der rote Mars und die weiße Venus — sieht es aus wie verwobene Pflanzenzellen unterm Vergrößerungsglase — oder wie Blutkügelchen, die durch die Adern strömen. Da ist ein größeres Kügelchen, ein feuriges — wohl das Mütterchen der Erdkugel — ja, die Sonne ist das! Und so wimmelt es weiter — lauter Lebenskügeln, lauter Welten! Der weite Himmel mit den lichten Heerscharen — Siebengestirn, Orion, Milchstraße — das alles ist nur ein Querschnitt durch den Stamm des Lebensbaumes — der hervorwächst aus der Weite ohne Grenzen . . .

Es ist, als ob ich stürze — in eine gähnende Tiefe. Ich schließe die Augen und klammere mich ängstlich an den Zweig, darauf ich sitze.

Ja, ich sitze auf einem Zweige des Lebensbaumes — bin selber ein Glied! Verwachsen bin ich, wie die Ähren — verwachsen mit lauter Menschen — weißen, gelben, roten, schwarzen. Im Winde schaukelt sich der Völkerzweig — Pflanzenglieder wehen herüber

— auch Schlingwert aus Gewürm — zappelnde Fische  
— Vögel — hu, wie das freischt! Brausend wehen  
die Zweige durcheinander, die Blätter zanken sich. Ich  
wehre mit der Rechten peitschende Zweige ab — und  
strenge mich an, zu klettern, zu wachsen — immer  
höher, freier — hinan zum seligen Lichte. Jedesmal,  
wenn ich einen Peitschenhieb bekomme, geht es mit  
einem Rucke aufwärts.

„Hihi!“ lacht die Alte. „Beer' müttlen de Pietsch  
hebben! Sei zufrieden, wenn Bein dich plagt! Wenn's  
nicht weh täte, du kämst nicht drüber hinaus. Jüh,  
jüh, man immer jüh!“

Ich stöhne — schlage um mich — raufe einen  
Zweig, der mich ärgert — Hederich . . .

Halme wimmeln mit Getuschel. Ein Habicht hebt  
sich empor — in den Klauen die Beute, fliegt er  
schwerfällig dem Kiefernwalde zu.

Berduht seh' ich mich um. Da sitz' ich im Rasen  
am grünen Felde — das wogt und wispert im Abend-  
winde. Die Sonne steht tief. Mücklein schwirren.

Was halt ich da in der Hand? Eine ausgeraufte  
Hederichblüte.

Und die Roggenolfsche? Juniperus?

Wie ein flackerndes Traumbild seh' ich die Ge-  
stalt mit dem grünen Kopftuche nicken und . . .

Aha! Das ist ja ein Strauch — ein wankender  
Strauch am Wege — o freilich, freilich!

Aber es war doch herrlich, was ich da schaute!  
Die Dinge sind, wie sie wirken! Juniperus hat mir's  
offenbart — das ewig Eine offenbart.

Es jubelt in mir auf, schier übermütig. Hinter mir liegt das alte Bangen. Geborgen bin ich — nebst allen Geschwistern — in der treuen Hut des ewig Einigen — eines Leibes Glieder wir!

Mögen sie hadern und greinen, die Kindlein — in heiterer Ruhe bleibt die hehre Mutterseele. Sie weiß ja, die Kindlein üben dabei die Kräfte und wachsen — und wenn sie Schaden nehmen in der Zeit, heil ist alles in der Ewigkeit.

Hingebend schmiegt' ich mich an das grüne, blumige Kleid der trauten Mutter — lächelnd wie der hohe Himmel und wie Spinoza.



## Der Umleib

Nun heim, den Felddrain entlang! Droben im goldigen Dufte trillern Abendlerchen. Hohe Wölkchen glühen wie Rosen. Gelber Raps duftet, die grüne Saat flüstert — losend laß ich die Hand über die Roggenhalme gleiten.

Da kommt der Weg mit den Telegraphenstangen. „Hum—m—m!“ tönt es aus einer Stange. Ich lege das Ohr dran, wie ich gern als Kind tat. Es summt und rauscht und wispert: „Humbe rumbe — humbe rumbe!“

„Jetzt telegraphieren sie!“ dachte ich als Kind. Und die Stange mit den Drähten kam mir vor wie einer, dem's im Kopfe brummt vor all den Geheimnissen, die man ihm anvertraut.

Ob das Summen vielleicht was ausplaudert? Ich horche gespannt, da surrt es:

„Humbe rumbe — dorten hier —  
Eines Leibes Glieder wir!“

„Ei, Stange, was weißt denn du davon?“

„Bin doch auch ein Glied vom Rumpfe, Riesenrumpfe . . .“

„Schnurriges Ding! Ein Glied vom großen Leibe willst du sein? Wie ich? Da soll ich dich wohl geschwisterlich umarmen?“

„Immer zu, immer zu! Warum denn nicht? Bist wohl hochmütig? Kurzer Arm — langer Hochmut — hum—m—m!“

„Spotten willst du über meinen Arm? Der kurze Arm hat dich ja erst errichtet.“

„Weil er mich nötig hat! Kurzer Arm langt nicht über Felder — hum—m—m!“

Wie ich so lausche, weht die Luft mich an und zupft und säufelt: „St, psch, Prahlhans! Laß den Langarm summen, Merlin! Wenn ich nicht wehte, er summte nicht — er ist meine Windharfe.“

„Humbe rumbe! Was brauch' ich Luft? Summen tu ich nur so nebenbei! Mein Draht, das ist mein Stolz — das ist ein langer, langer Arm — Merlins verlängerter Arm — mit dem kann er über die Felder weg ins Dorf hineinschreiben.“

Die Luft säufelt! „Pa! Jeder Stoß ist verlängerter Arm! Ich bin mehr — bin Merlins verlängerter Mund — verlängertes Ohr — trage das Wort von Mund zu Ohr — bin immer um Merlin — verbinde alle Menschen!“

„Humbe rumbe — das kann ich erst recht — kann Fernsprecher sein und Fernhörer. Schall, ach, Schall ist bald verhallt! Mein Draht reicht viele, viele Meilen weit — und den ganzen Draht entlang im Nu springen meine Blisfunken — hui, wie bin ich lang und hurtig!“

Da tut sich eine dunkelrote Wolke auf wie ein Augenlid, und der Glutball blinzelt hervor. Ein sprechender Blick blizt über die Kornebene herüber — und ich verstehe die Sprache des Lichtes: „Ich fliege von Stern zu Stern — umflute Welten und Leiber — und lasse sie leuchten — daß ihr Bild sich breitet

nach allen Seiten — und stumm durchs Auge zur Seele redet. Bin Merlins erweiterter Leib.“

Staunend seh ich auf einmal, wie meines Leibes Grenzen sich ausdehnen. Die Haut, die ich hier betaste, hüllt ja nur den Blutleib. Ringsum wächst mir noch ein anderer Leib — ein Umleib, gewoben aus Licht und Luft. Ins Weite wächst er, immer weiter . . .

„Duft ist auch Umleib!“ Der blühende Raps meint es, die gelbe Flut am Walde drüben. „Über die Felder reicht mein Umleib und berührt mit süßer Rede Merlins Nase.“

„Ich bin noch mehr als Umleib!“ meint wieder die Luft. „Wie Kinder im Mutterleibe hängt alles, was Odem hat, in mir. Der Odem, den ich einflöße, ist die Nabelschnur. Und Speise lass' ich wachsen zum Munde . . .“

Der Sonnenball rollt aus der Wolke voll hervor, und wie beschämt fügt die Luft hinzu: „Ja, und das Licht, das liebe — freilich, davon lebt alles — der Lichtleib ist der wahre Mutterleib.“

Und aufs neue seh ich den Lebensbaum — sehe den Völkerzweig — sehe, wie alle seine Glieder innig miteinander verwachsen sind. Nicht nur daß die Kinder aus den Eltern hervorsprossen; eine gemeinsame Hülle verbindet alle Menschen — eine flüssige, durchsichtige Masse. Wie Blutkügelchen in den Adern schwimmen die Menschen in diesem gemeinsamen Umleibe. Der Umleib nährt die Kügelchen — und läßt sie zueinander reden. Wenn eins den Umleib bewegt, so teilt sich

die Bewegung anderen Kugeln mit, und deren Seelen finden den Sinn heraus . . .

Halt! Den Sinn? Das ist dunkel! Wie kann Bewegung etwas anderes bedeuten als eben Bewegung? Wenn ein Mensch den Umleib bewegt, wenn er redet oder Zeichen macht, — wie kommt es, daß er bei anderen Menschen Verständnis findet? Worte sind doch bloßer Schall, Gebärden leere Lichtwallung — für den, der sie nicht deuten lernte. Also muß ein Lehrer, ein Dolmetscher gewesen sein. Wer ist das nun?

Haben vielleicht die Gottprediger recht, wenn sie meinen, im Paradiese, von den Engeln, sei den Menschen die Sprache beigebracht? — Große Mutterseele, was brauchst du Engel? Im Innersten, wo du waltest, kannst du dich den Wesen verständlich machen. Gewiß, du bist der Lehrer. Wie aber lehrst du?

Wieder sehe ich den Habicht droben kreisen. Er schwimmt in der Luft. Die ist sein Umleib wie der meinige. Und eine Luftwelle war's, die mein Ohr berührte, als vorhin der Habicht seine schreiende Beute packte. Wie kommt es nun, daß diese Luftwelle von einer todesbanger Seele meldete? Wo lernte ich diesen Sinn mit solchem Schrei verknüpfen?

„Hast du nicht selber schon geschrien?“ meint die Luft — „und hast du nicht dabei gewußt, wie dir zumute?“

Ja natürlich? Was in meiner Seele vorging, wenn ich selber den Umleib erregte, das denke ich hinzu, wenn nun andere Wesen ebenso den Umleib erregen.



Ihre Laute deute ich nach meinen eigenen Lauten, ihr Aussehen nach dem meinen. In ihrem Leibe erkenne ich meine Seele wieder.

Wie? In ihrem Leibe meine Seele? Seltsamer Widerspruch!

Es kann doch nur eine ähnliche Seele sein, die ich in ihnen finde — nicht die gleiche!

Aber steckt nicht Gleiches in allem Ähnlichen? Ist nicht das Ähnliche gemischt aus Gleichem und Ungleichem? Ja, aus ganz Gleichem! Das ganz Gleiche aber ist ein und dasselbe.

Also wohnt in allen Wesen, wenn sie auch besonders und fremd sich darstellen, dasselbe, was in mir wohnt, mein Innerstes! Ein Spiegel ist wohl die Welt, die immer mich spiegelt. Doch mit allerlei wunderlichen Wölbungen und Zerstückelungen spiegelt er — so daß mein eigenes Wesen in vielen Bildern erscheint — bald ähnlich, bald fremd . . .

Oder gehört dieser Spiegel vielleicht ganz innig zu mir, und ich selber bin es, was all diese bunten, wimmelnden Gestalten hervorbringt? — Mag sein! Nur daß dann auch die fremden Wesen solche Spiegel sind. Denn wie können sie minder lebendig sein als ich, wenn ihr Innerstes das meinige ist?

Genug, wir sind im Innersten Eins! Welch ein Triumph in dieser Offenbarung!

Das ist das Band, das alle Wesen verbindet und das sie untereinander verständigt. Wenn ich mich selbst in ihnen wiedererkenne, verstehe ich die Menschen — und nur so kann ich Tier und Pflanze, Stein und

Stern verstehen. Beseelen muß ich sie — mit meiner Seele.

So wohnt denn meine Seele nicht nur in diesem engen Blutleibe. Aller Leiber einige Seele ist sie — das weite All ihr Leib!

Dort im Flirren der Halme webt sie — droben in den Wolkenbergen, den geröteten, goldbenetzten — in allen Himmeln, in den fernsten Räumen, wohin die fächerförmigen Strahlen schießen — und in dir, du hehrer Glutquell, in den mein Auge durstig taucht.

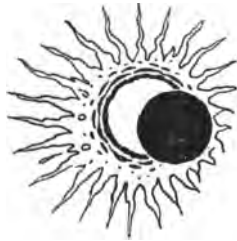
Selig durchschauert mich die Wonne der neuen Offenbarung.

Wo bin ich? Durch alle Weiten fühl ich hindurch. Ging ich wirklich auf im flammenden Sonnenherzen? Ging es in mir auf? Bin ich gewürdigt, sein frommer Gral zu sein? Zwei ist eins — ich bin du — du bist ich!

Aus diesen Adern blutet die Seele,

Blutbrüderschaft zu schließen mit dem All.

Und alles war nun mein — und ich war sein —  
Heimlich gehegt, ein süßer Herzensschatz.



### Pastor Rüter

Pastor Rüter war bei mir. Sein Besuch galt dem neuen Kirchenpatron. Als Erbe von Krampendorf bin ich das nämlich geworden. Die Würde paßt mir aber nicht; ich möchte sie baldigst wieder los werden, weiß nur nicht, wie das anzufangen.

Der Pastor, den ich jetzt erst kennen lernte, weil er nicht länger als fünf Jahre hier ist, machte zunächst keinen unsympathischen Eindruck. Er begrüßte mich mit einem Anstrich von weltmännischer Gewandtheit, die eigentlich besser in der Residenz, als auf dem Dorfe am Platze wäre. Vielleicht macht der Mann noch mal Karriere. Hat was vom geschmeidigen Diplomaten. Nur manchmal ist er zu wenig versteckt, etwas naïv-dreist, und dann wittere ich Plebejertum. Freilich seine angenommenen Formen, die weißen Hände, die tadellose Wäsche und der Schnitt seines schwarzen Rockes verraten Sinn für aristokratische Eleganz. Soll ich knapp den Eindruck beschreiben, den dieser Kopf mit der vorgewölbten, doch nicht zergrübelten Stirn, den kühlen grauen Augen, dem dünnen langen Haar und dem Christusbarte auf mich machte, so möchte ich sagen: Klugheit mit idealistischem Aufpuß.

Ich war etwas verdrossen, als der Pastor kam, und meine Stimmung hat gewiß das Gespräch beeinflusst. Gleich anfangs drückte ich mein Bedauern darüber aus, daß ich mich mit dem Patronat zu befassen habe

„Oh, oh!“ erwiderte der Pastor. „Und darf ich wissen, warum Sie das bedauern?“

„Na — es ist doch seltsam, wenn die Kirche einen Patron hat, der innerlich nicht zu ihr hält.“

Er schien keineswegs überrascht. Nach einigem Schweigen meinte er lächelnd: „Nun, nun! Wir brauchen ja die Sache nicht an die große Glocke zu hängen. Wenn nur in der Gemeinde kein Ärgernis entsteht! Sehen Sie, verehrtester Herr Doktor, Ihr Vater selig war ja auch ein hochgebildeter, glänzender Geist und als Mediziner natürlich Freidenker. Aber er verstand es ausgezeichnet, die gute Form zu wahren.“

„Und so soll ich es auch halten, Herr Pastor?“

Er suchte demütig und verbindlich zu wirken. „Es gilt die Wohlfahrt der Gemeinde! Ihr Vater selig ging jeden Karfreitag zum Tische des Herrn . . .“ Er stockte, weil ich verdrossen blickte. Nach einer Pause fuhr er in bittendem Tone fort: „Meinen Sie denn nicht auch, daß dem Volke die Religion erhalten werden muß?“

Ich erwiderte nicht ohne Hohn: „Wird sie erhalten, indem ein Ungläubiger zum Abendmahle geht?“

Der Pastor suchte zu begütigen. „Nun ja — es wäre freilich besser . . . Aber . . . Immerhin macht es einen würdigen Eindruck.“

„Auf wen?“

Sein Blick vermied den meinen, als er zaghaft antwortete: „Nun — auf die Leute! Ihrem Herrn Vater war ich stets dankbar, daß er ein Beispiel gab.“

„Das Beispiel der Scheinfrömmigkeit?“

In plötzlicher Nervosität klagte der Pastor: „Glauben Sie mir, es ist nicht leicht für Unseren, in dieser aufgeklärten Zeit . . . Wenn da nicht wenigstens die Spitzen mit ihrem Ansehen und Einfluß . . .“

„Und so, Herr Pastor, meinen Sie, so lasse sich dem Volke die Religion erhalten?“

„Ei, zweifellos hilft es! Ihr Verfall wäre weit ausgedehnter, wenn nicht die Autorität des Staates und des Besitzes . . .“

„Mit anderen Worten, innerlich ist sie so ziemlich bankrott?“

Erschrocken sah er mich an. „Das — habe ich nicht gesagt! Dann wäre ja unser Herr Jesus — nicht der Erlöser, nicht die Kraft und die Herrlichkeit! Das Heil bankrott? O nicht doch!“

„Nun, ich will Sie nicht beunruhigen oder gar verletzen, Herr Pastor. Aber was Sie sagten, ist doch eigentlich ein Armutzeugnis für Ihre Religion.“

Der Pastor seufzte und meinte kleinlaut: „Ach ja! Damit haben Sie eigentlich — offen gestanden — nicht ganz Unrecht. Innerlich — da sieht es freilich trübe aus — recht trübe!“ Eifrig fuhr er dann auf: „Aber so kann es doch unmöglich bleiben! Auf den religiösen Niedergang muß ja, muß wieder ein Aufschwung folgen! Glauben Sie nicht auch?“

„Ein religiöser Aufschwung? Ganz gewiß! Es gibt keine Kultur, keine echte — ohne Andacht.“

Er nickte befriedigt und sah mich zuversichtlich an. „Nun sehen Sie! Da wären wir ja doch einig! Keine Kultur ohne Andacht! O wie wahr! Ja, dies

moderne Treiben in den Großstädten, dieser Materialismus, der sogar auf das Land seinen giftigen Einfluß erstreckt — Sie geben also zu, Herr Doktor, das ist keine echte Kultur — ?“

„Eine bedenkliche Einseitigkeit allerdings, wenn das Volk nahezu ganz darin aufgeht, Macht über die äußeren Dinge, Herrschaft und Reichtum zu begehren. Dabei kommt natürlich nicht viel mehr heraus, als materieller Genuß — was sich eben kaufen läßt. Die ungeheure Ansammlung in den Städten, das Herdenmenschtum, die ewige Sucht nach Geselligkeit und Zerstreuung, das nervöse Hasten und forcierte Arbeiten, die rücksichtslose Konkurrenz, das bloße Sammeln sogenannten exakten Wissens, die spöttische Negation, wenn Phantasie und Gemüt mal versuchen, mit Tau die Wüste zu beleben . . .“

„Eitelhaft! Nicht wahr?“ Es schien dem Pastor mit dieser Bemerkung jedoch nicht völlig Ernst zu sein. Denn er hatte stuhlig zugehört.

„Es ist allerdings unverkennbar“ — fuhr ich fort — „daß auch eine gewisse Größe darin liegt, eine weittragende Bedeutung — gewiß, gewiß! Aber . . .“

„Ein Rückschlag muß kommen!“ eiferte der Pastor. „So geht es nicht weiter!“

„Ja, ein Rückschlag muß freilich kommen; und erst der Rückschlag wird das einseitige Streben des modernen Geistes ergänzen — wird erfüllen, was unsere Zeit vorbereitet. Ja, nur als Vorbereitung einer edleren Epoche erscheint mir die Gegenwart wert, daß wir Nachsicht üben. Aber bleiben kann es, darf es so

nicht! Gemütskultur tut not — Sammlung — Einsamkeit! Nicht draußen — im Innern wird das Reich der Freiheit und der Glückseligkeit erschlossen. Stille — Tiefe — Harmonie — fromme Allbetrachtung — Ehrfurcht vor dem Geheimnis — ja, Herr Pastor, wenn Sie in diesem Sinne dem Volke die Religion erhalten wollten . . .“

Gespannt hatte er zugehört. Fast gerührt ergriff er nun meine Hand: „Ich danke Ihnen! Sie haben mich aufgerichtet! Sie — wahrer Kirchenpatron Sie! Ich habe also doch — doch einen Beruf! Einen Beruf, der, der . . .“

„Es tut mir leid, Herr Pastor — wir sind nicht so ganz einig!“

Er suchte zu beschwichtigen: „Wir sind es! Verlassen Sie sich drauf, Verehrter! Was Sie wollen, ist auch mein Ziel.“

„Aber Ihr Weg, Herr Pastor, führt nicht zu diesem Ziele. Ihre Mittel halte ich für grundverkehrt — falls wirklich das Ihr Ziel ist . . .“

„Oh, oh! Inwiefern?“

„Sie wollen die Religion — oder sagen wir deutlicher, die Religiosität — die Andacht — dem Volke erhalten. Gut! Aber Sie gehen im wesentlichen nur darauf aus, Glaubenssätze und Formeln, in denen vergangene Zeiten religiöse Befriedigung fanden, die aber gar nicht mehr passen für unsere total veränderte Situation, unser Wissen und unsere sittlichen Ideale — solche veralteten religiösen Anschauungen wollen Sie künstlich, durch autoritäre Mittel erhalten. Ich aber

sage Ihnen, auf diese Weise bewirten Sie gerade das Gegenteil von dem, was Sie als Ihr Ziel bezeichnen. Nicht erhalten wird die Andacht, sondern erstickt — weil sie sich nicht frei, nicht den neuen Verhältnissen angemessen entfalten kann.“

„Nicht frei? Unser Prinzip ist doch gerade die evangelische Freiheit!“

„Soweit die vorgelegten Behörden evangelische Freiheit gestatten.“

„Ach ja!“ seufzte der Pastor. „Die Vorgesetzten! Das freilich . . .“

„Ich will Ihnen ein Gleichnis geben, Herr Pastor. Eine Bürgerschaft beschloß, ihre liebe Stadt zu erhalten, und machte nun ein Gesetz, wonach alle Straßen und alle Häuser so bleiben sollten, wie sie waren. Keine Mauer durfte eingerissen werden. Durch kleinliche Reparaturen suchte man dem schlimmsten Verfall beizukommen. Schließlich aber half kein Fliesen mehr. Häuser stürzten ein, aus den moderigen Hofwinkeln krochen ansteckende Krankheiten, die Einwohnerschaft fand in den Wohnungen nicht mehr Platz, sehnte sich auch nach Komfort, der Verkehr stockte in den engen, krummen Gassen . . . Ein Sturm der Entrüstung, eine Revolution erhob sich gegen das unsinnige Gesetz. Und nun machte man ein neues Gesetz. Das erlaubte, ja empfahl den Bürgern, alles Morsche, Veraltete, Unhaltbare niederzureißen, neue Häuser, neue Straßen anzulegen, den Anforderungen der Zeit entsprechend. Und siehe! In wenigen Jahren blühte nun die Stadt auf, alles fühlte sich wohl. Die beste, die einzig richtige



Art, sie zu erhalten, bestand darin, sie zu verjüngen. Und so, Herr Pastor, muß auch die Religion sich verjüngen, muß freie Entwicklung haben. Nicht der Herrschaft, nein, der Entwicklung gehört die Zukunft. Die Methode, die Sie und Ihre Vorgesetzten anwenden, erhält die Religion nicht, sondern ruiniert sie vollends.“

Unruhig hatte Pastor Küster sich erhoben und knöpfte seinen Rock zu. In der Hoffnung, mich zu gewinnen, war er offenbar stark erschüttert. Doch sagte er sich und versuchte einen letzten Vorstoß: „Sie urteilen zu hart, Herr Doktor! Möge die Zeit, die Sie hier auf dem Lande verleben, möge sie Milderungen bringen. Haben Sie unsere Landleute erst kennen gelernt, nun, so dürfen sie wohl geheilt werden von Ihrer Überschätzung des Volkes.“

„Wie so überschätze ich das Volk?“

„Sie trauen ihm zu, daß es in radikaler Freiheit sich eine neue Religion bilde.“

„In radikaler Freiheit? Was verstehen Sie darunter?“

Finsternis, die Lippen eingekniffen, blickte er mich an. „Darunter verstehe ich Rebellion gegen die berufenen Führer — Bruch mit dem geschichtlich Gegebenen!“

Er tat ein paar heftige Schritte, stellte sich dann wieder vor mich hin und sagte mit erhobener Hand, feierlich dozierend: „Herr Doktor, ich sage Ihnen, die Entwicklung muß stets gegängelt werden — und muß sich anschließen an die historischen Institutionen. Nur aus der Kirche heraus kann sich die Fortbildung der Religion vollziehen. Und die berufenen Führer — das sind die Hirten der Gemeinde. Der Bauer — haha der Bauer! Der versteht was von seinem

Getreide, seinem Vieh! Aber zum Religionsstifter — nein, bester Herr Doktor — dazu wollen wir ihn lieber nicht ernennen! Dazu gehören denn doch andere Leute! Ein toller Mischmasch käme heraus, wenn jeder Pflüger oder Pferdehändler sich seinen eigenen Glauben zurecht machen dürfte! Nein, Schranken müssen sein — begrenzende Formen, feste Grundlagen — Bibel, Bekenntnis, Predigtamt und so weiter — kurz, Kirchentum! Ohne Behälter, ohne Faß rinnt der edle Wein auseinander auf die Gasse. Helfen Sie das verhüten, mein verehrter Herr Doktor! Wachen Sie mit mir über das Faß, daß ihm kein Schaden geschieht! Seien Sie ein freudiger Patron unserer Kirche! Amen!“

Seine Stimme bebte; doch ich mißtraute dem salbungsvollen Pathos. Obwohl mir das Gespräch immer unleidlicher geworden war, mochte ich es nicht in diesem Moment abbrechen und erwiderte: „Der Vergleich mit dem Fasse und dem edlen Weine hinkt — wenigstens in meinen Augen. Was die überlieferte Religion Edles enthält, ist längst nicht mehr auf den kirchlichen Behälter angewiesen. Es kann fortbestehen, ohne daß sich starre Glaubenssätze und Formeln darum klammern. Ja, in Freiheit wird es viel reicheren Segen zeugen. Und der Wein, den Sie für so edel halten, ist vielfach durch Unrat verunreinigt . . .“

Eine unwillige Gebärde erhob Einspruch.

„Das verlegt Sie, Herr Pastor?“

Mit erzwungener Milde antwortete er: „Ich habe Sie wohl mißverstanden? Mit dem — Unrat — meinen Sie . . .?“

„Ich meine den Unrat, der aus rohen Zeiten überliefert ist.“

„Jedenfalls doch keine offiziellen Lehren! Die offiziellen Lehren sind harmlos, wenn sie harmlos ausgelegt werden.“

„Es gibt rohe Auslegungen, die sich an die offiziellen Lehren mit einer Hartnäckigkeit knüpfen . . .“

„Auswüchse!“ meinte der Pastor.

„Auswüchse entwickeln sich stets aus Anlagen. Nehmen wir zum Beispiel die Lehre von der Hölle. Als ich Konfirmand war — Ihr Vorgänger war mein Seelsorger — der schilderte die ewige Verdammnis in einer Weise, daß sich mein vierzehnjähriger Verstand empörte. Wie? sagte ich mir — solch einer Grausamkeit ist ja nicht einmal der entmenschesteste Henkersknecht fähig! Und so was nennt man höchstes Wesen? Welcher liebevolle Vater quält denn seine Kinder? Noch dazu für Fehler, die sie einfach ererbt haben, von des Schöpfers mißratenen Urgeschöpfen —?“

„Es handelt sich um meinen Vorgänger — den mag ich nicht tadeln. Ich kann Ihnen aber sagen, ich lege die ewige Verdammnis denn doch ganz anders aus.“

„Sehr nett von Ihnen, Herr Pastor! Aber den einfachen Sinn des Wortes ewige Verdammnis — können Sie den hinwegdisputieren?“

Der Pastor machte eine Gebärde der Verwahrung „Das sei ferne von mir! Nein! Furcht vor Gott muß dem Volke eingeflüßt werden. Ohne Schreckmittel kommt die Kirche ebensowenig wie der Staat aus.“

Und wissen Sie, was daran schuld ist? Die Roheit des Volkes! Nur durch Furcht ist es einigermaßen im Zaume zu halten. Und von diesem Volke, Herr Doktor, erwarten Sie eine Neugestaltung der Religion?“

„Wenn das Volk so roh ist, nun so ist es eben höchste Zeit, daß wir mit den alten, verrohenden Erziehungsmitteln aufräumen. Übrigens erwarte ich die bessere Neugestaltung der Religion keineswegs von der Masse des Volkes, sondern von den Besten, von berufenen Geistern. Berufen aber sind nicht bloß solche Leute, die eine theologische Bildung haben und in bestimmten Ämtern sitzen. Sie müssen ja aus eigener Erfahrung wissen, Herr Pastor — die, welche aus der Religion einen Beruf machen, sind nicht immer berufen.“

Er setzte eine eisige Miene auf. Ich fuhr fort: „Zur Neubildung der Religion wahrhaft berufen sind alle, die ehrlicher Andacht fähig sind. Männer der Wissenschaft, die das geheimnisvolle All mit Staunen und Verehrung betrachten; Künstler, die nicht bloß Ateliervirtuosen, sondern Offenbarer sein möchten. O, an Führern, an schöpferischen Kräften fehlt es nicht, um eine neue Religion zu schaffen. Eine Weltanschauung, in der Herz und Kopf harmonieren — Wissenschaft und Poesie und alle Sehnsucht nach dem Höchsten. Aber man will diese Kräfte nicht zur Geltung kommen lassen. Der Besitz ist im allgemeinen zu stumpf und zu materiell gesinnt. Der Staat fürchtet Schwarmgeisterei. Und die Kirche fürchtet gefährliche Konkurrenz. Ja die Kirche ist eine systematische Unterdrückerin der neuen Religion. Eigentlich, Herr Pastor,

sollte ich nicht bloß aufhören, Kirchenpatron zu sein — ich sollte einfach austreten aus der Kirche. Das wäre ehrlich. Ich glaube, ich tue es auch noch!"

Drohenden Blickes schüttelte der Pastor den Kopf. Mit dumpfer Stimme sagte er nur noch: „Die Kirche ist das Werk unseres Heilandes! Ich hoffe zu Gott, daß Sie ihn noch finden.“

Dann verabschiedete er sich.

Ich atmete auf.

Durch die Allee sah ich ihn hastig hinschreiten, den Kopf etwas geduckt.

Ich zuckte die Achseln. Wenn er sich gekränkt fühlt, ich kann nichts dafür — mag solche Überzeugungen nicht verschweigen.

Freilich, den Pastor haben sie verjagt, und ich glaube, er kommt so bald nicht wieder.

Doch warum eigentlich ist der Mann weggelaufen? Warum wurde er nervös, als ich ihm meine Überzeugung aussprach, der er schwerlich alle Achtung versagen kann? Küster ist doch kein Fanatiker! Wer es mit dem Abendmahl so leicht nimmt und die ganze Religion äußerlich faßt, der ist eher frivol als fanatisch.

Aber frivol ist Küster auch nicht. Der Frivole hat keinen Parteistandpunkt wie er. Der Frivole hat auch kein Gewissen. Küster aber traue ich entschieden Gewissen zu. Ja, ich fange an zu glauben, gerade sein Gewissen — beunruhigtes Gewissen — hat ihn weggetrieben. Vielleicht ist er im stillen zerfallen mit seinem Berufe, und schämt sich, daß er nicht offen zu sein wagt.

Etwas Unfreies hat sein ganzes Wesen. Seine Intelligenz scheint im Dienste von Interessen aufzugehen, die mir den Eindruck der Enge und Dumpfigkeit machen. Da ist nichts Unbefangenes, kein aufrichtiger Kinderblick, kein frisches Lachen, auch keine Kraft, die mit der Faust auf den Tisch schlägt.

Ruster hat eine bedenkliche Ähnlichkeit mit meinem Berliner Romilitonen Peter Scherz, den ich eine Zeitlang für meinen Freund hielt. Scherz war ja auch Theologe. Heute, nach fünfzehn Jahren, könnte er wie Ruster aussehen, wenn er solch einen Bart trüge. Bei Scherz derselbe ideale Schnitt des Gesichts — wenigstens zuerst kam es mir ideal vor. Dann begann die blasse Schwächlichkeit mich peinlich zu berühren. Schließlich sah ich stets ein feiges Lauern in den grauen Augen, neidische Mißgunst in den knifflischen Lippen. Ich gab ihm den Laufpaß, weil er mir durch Hinterlist einen geringfügigen Posten wegzuschnappen suchte. Sein Gewissen machte ihm dann Vorwürfe. Er suchte sich zu rechtfertigen, indem er mir vordeklamierte, wie schwer er um sein Fortkommen zu ringen habe. Goethe hat recht:

„Was ist ein Philister?  
Ein hohler Darm,  
Mit Furcht und Hoffnung ausgefüllt,  
Daß Gott erbarm!“

Ich glaube, wie Peter Scherz ist auch Pastor Ruster ein Philister und Duckmäuser.



### Das Moorgespenst

Ein ausgewachsener Philosoph will das sein und ist noch immer Gespensterseher. Als Kind wurde ich wegen meiner abenteuerlichen Phantasie Spoitenticker genannt. Habe von meiner Mutter diesen Sinn für das Wunderbare. Jetzt ist mir am hellen lichten Tage der berühmte wendische Haldsche erschienen!

Ein Mittag von einer Schwüle, wie sie selten im Mai vorkommt. Die Luft übersättigt mit Feuchtigkeit, regungslos. Weiße Dunstgebirge. Zwischendurch stehend die Sonne. Bunte Fliegen umschwirrten mich aufdringlich.

Um eher heim zu kommen, wollte ich das Teufelsmoor an der passierbaren Stelle durchqueren. Zunächst ging alles gut, der Boden trug mich, und rüstig wie zur Soldatenzeit sprang ich über das Fließ. Aber ein Erlenzweig riß mir den Hut vom Kopfe und warf ihn ins Wasser. Da schwamm er nun langsam dahin.

Ich schnitt den täppischen Zweig ab und angelte nach dem Hute, trieb ihn aber nur weiter fort. Längs des Ufers konnte ich nicht gehen, schon beim nächsten Schritte wurde es sumpfig. Wollte daher im Bogen, den Morast umgehend, zu einer unteren Stelle des Fließes vordringen und nochmals die Hutfischerei probieren.

Die Moordecke war von vergilbtem Moose überzogen und schwankte unter mir elastisch wie Gummi. Doch kein Wasser quoll, und drüben bei den Erlenstumpfen mußte der Boden ziemlich unbedenklich sein. Behutsam ging es vorwärts. Ein Riebiß fuhr mit grellem „Riwi“ auf und umflatterte mich freischend. Bald war

ein zweiter zur Stelle; aufgereggt trieben sich die Vögel in meiner Nähe umher, als wollten sie den Störer ihres Nestes angreifen. Drüben vom Kiefernwalde keifte auch noch ein Häher. Unruhe überkam mich, Verdruß; Schweißtropfen rannen die Stirne herab. Mein Augenglas lief trübe an. Und auf einmal quietſchte es unter meinem Tritte, Mäſſe drang in die Stiefel. Ein haſtiger Schritt rückwärts — wieder ſant ich, diesmal bis über die Knöchel.

Meine Verwirrung ſteigerte ſich, als ein Fittig dicht vor meinem Ohre ſauſte, und ein Kiebitz mir wütend ins Geſicht ſchrie. Ich ſchlug nach ihm und verlor mein Augenglas. Um nicht tiefer zu ſinken, gab ich es auf, konnte aber vor Kurzsichtigkeit nur verſchwommen ſehen. Seitwärts patſchend geriet ich noch weiter in den Moraſt. Überall brach die Moordecke, immerfort umſchwärmten mich die Vögel. An der Schläfe fühlte ich einen Schmerz wie von einer glühenden Nadel. Eine Stechfliege hatte mir eins verſetzt. Dazu gellte vom Walde das Reiſen des Hähers und das wiehernde Gelächter des Spechtes. Schwindel ſtirte mir vor den Augen, keuchend ging der Atem. Da war ich nun auf einmal einer der gelben Koſſekrieger, die hier verſanken — mit der Senſe hieb der Verfolger nach mir, und von drüben johlte es: „Slud en man rin, Düwelspuhl! Rünner met dat Luder!“

Heiſeres Röhren dicht hinter mir, und wie ich ſcheu umblide, zappelt in der Luſt ein Rieſe mit braunroter Frage. Aus den gelbweißen Glozugen ſtechen ſchwarze Punkte. Die Fauſt ſchwingt ein Bündel Rohrkolben,

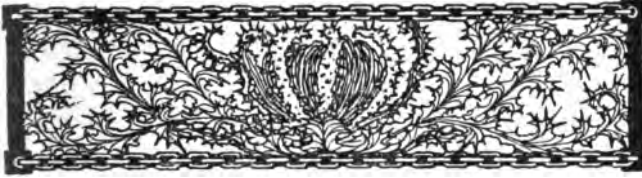


mich niederzuknütteln . . . Einen Augenblick taumele ich, es schwirrt und dröhnt mir im Kopfe, ich höre mich stöhnen. Dann aber zusammengerafft, knirsche ich trotzig mit den Zähnen, mache ein paar wilde Säge und — fühle wieder festen Boden.

Verdutzt sehe ich mich um. Die Vögel haben von mir abgelassen. Zerronnen der Spuk. Auf dem Pfade steh' ich, der den Sumpf durchquert. Der Poldsch! Ja, der war das! Nun begreife ich, wie dieser alte Wendengöke, das Gespenst des heißen Mittags in den märkischen Sand- und Moorwüsten, noch immer im Volke Glauben findet. Fast hätte er mich ja mit seiner Kloppe getroffen, hingefunken wär ich, blau-schwarz an den Schläfen, und der Düwelspuhl hätte nicht mehr nötig gehabt, mich abzutun. Die Knie zittern mir, mein Herz pocht, in Schweiß bin ich gebadet . . . Ei verflucht!

Blutbrüderschaft zu schließen mit dem III? Gewiß eine schöne Sache — hat aber auch ihre Rehrseite. Brüder gibt's, die du traktieren mußt mit aristokratischer Reitpeitsche. Sonst trampeln sie dich nieder mit ihren Miststiefeln. Immer fühle dich hindurch zum III — doch als ein Selbst von schärfster Eigenart! Wehrhaft sei, Merlin!





## Der Vagabund

Ich kann das graufige Bild des Menschen nicht los werden. Dies irre Auge, das hypnotisiert auf unwiederbringlich Verlorenes hinstarrt. Wie ein Nagel sitzt in dieser Stirn das Bewußtsein unsühnbarer Schuld. Da kann man nicht helfen — und gerade diese Unfähigkeit, beizustehen, foltert mich — dies hilflose Greinen: „Marie — meine Marie — meine einzig geliebte — einzige . . . huhu!“

War's Borahnung, was mir das Herz bedrückte, als ich über den See ruderte? Oder war's nur die Stimmung, die aus dem schwarzen Wasser, dem öden Wolkengrau, den starren Uferbinsen, dem düstern Kiefernforste klagte? Vielleicht auch mahnte etwas in mir dunkel an jenes Weib, das in dieser Gegend den Tod gesucht hatte.

Zuerst glaubte ich, im Weidengestrüpp gurre eine Taube — auch wie Untenruf kam es mir vor. Dann vernahm ich deutlich: „Marie — meine Marie!“ Ich ruderte in die Rohrmasse hinein — von dort schien das Weinen zu kommen. Ich schrak zusammen, als ein Wasservogel mit klatschendem Flügel aufflog. Und horch, da ging' es wieder „huhu“. Zwischen den Halmen tauchte das bleiche Gesicht der Selbstmörderin auf — die gebrochenen Augen starrten . . .

Ein Schauer ergriff mich — ich fuhr aus dem Rohr heraus und suchte eine Landungsstelle. Dabei bemerkte ich den Menschen. Er kniete zwischen Weidensträuchern und blickte auf etwas Rotes, das vor ihm lag.

Mein Boot knirschte auf den Sand, ich sprang ans Ufer und näherte mich der sonderbaren Szene. Frauenkleider lagen vor dem knieenden Manne ausgebreitet — eine rote Bluse, ein schwarzer Rock, schwarze Strümpfe und Schuhe — sie waren so gelegt, daß eine weibliche Gestalt nachgeahmt wurde. Mich durchzuckte der Gedanke: Die Kleider der Selbstmörderin! Der Baga- bund hat sie gefunden!

Blöde starrte er zu mir auf — grau und hohlwangig — schwarze Bartstoppeln um Mund und Kinn — kurz geschoren der Kopf. War das nicht derselbe Mensch, den ich im Kornfelde gesehen hatte? Er schien sich zu besinnen, indem er aufstand. Eine lange, hagere Gestalt. Sein verwüsteter Rock hatte einen eleganten Schnitt und paßte wie angegossen. Im Grase lag ein schäbiger Zylinderhut.

Ich stand fassungslos — dann brachte ich hervor: „Sie haben die — Unglückliche gefannt?“

Greinend verzerrte sich sein Gesicht — kopfnickend lallte er: „Marie — meine Marie!“

„Wo haben Sie die Kleider gefunden?“

„Gefunden — ja — ja!“

„Wo denn? Hier?“

Er nickte, zeigte auf eine Vertiefung im Boden und scharrte mit dem Stiefel im vermoderten Laub.

„Wie kamen sie denn darauf?“

„Wie's kam?“ Er seufzte und zuckte die Achseln.  
„Hervor kam's! Wie ich hier sitze und an sie denke — und sie so sehe, wie ich sie das letzte Mal gesehen habe — in ihrer rotseidenen Bluse — dieser Bluse — da, da kuckt auch gleich der rote Zippel vor — un — un . . . huhu!“

„Beruhigen Sie sich! Das ist gewiß sehr — sehr traurig — aber — weinen Sie doch nicht! Ermannen Sie sich! Da ist doch nun mal — nichts zu machen!“

Er wischte mit seinem Ärmel die Augen: „Nee — nischt zu machen!“

„Sie war Ihre Braut?“

Er lächelte traurig, hob schmachkend die Augen und schüttelte wie entsagend, den Kopf: „Meine Braut — ach nee — nee — meine Braut war sie nicht! Drum eben — drum!“

„Was denn? Was war drum?“

Wild bohrte er seinen Blick in meinen. Unfähig, sich auszudrücken, rollte er die Augen, atmete schwer und stieß hervor: „Herr—jott!“ Dann stierte er ins Weite, sann und sann und nickte manchmal, als wollte er sagen: Ja — so wars — so ist es gekommen! „Marie!“ Seine Stimme klang warnend. „Wenn du mich jetzt auch noch wegstöht — ich sage dir — es nimmt ein schlimmes Ende! Ich sage dir — du sollst mich noch nötig haben! — Ja, so hab ich ihr gesagt. Aber — sie wollte nichts von mir wissen — wollte nicht! Un da — haben wir sie eben . . . ja, ich — un Felix — un . . .“

„Was haben Sie?“ fragte ich entsetzt; durchzuckt hatte mich der Verdacht, hier könne gar ein Mord stattgefunden haben. „Unglücksmensch!“

Der Mann lachte kurz und bitter auf: „Hurrjeh! war das 'n Radau! Un ich dachte, wunders was für ne Heldentat wir vollbracht hätten . . .“

„Aber was war's denn eigentlich? Was haben Sie denn gemacht? So sprechen Sie doch!“

„Was wir haben? Pfeifen haben wir mitgebracht — richtige Schaffnerpfeifen — un Radauflöten . . . Un wie nu Marie singen sollte — un vor den Lampen stand in ihrer schwarzen Seidenrobe — da gings los, hui, ein Mordspettakel!“

„Ausgepiffen — ah so!“ sagte ich erleichtert.

Er aber stöhnte wie unter der schwersten Schuld: „Un ich — jelacht hab ich — pfui Deibel, ich Halunke jemeiner!“ und er spie auf seine kotigen Stiefel. „Na — un da kam ich denn rin!“

„Wohin kamen Sie?“

Er machte mit der Hand eine nach hinten raffende Bewegung: „Son Stücker elftausend Märker — die hatte ich meinem Chef . . .“ Er wiederholte die Bewegung. „Dafür haben sie mich verdonnert — achtzehn Monate!“

„Und das Mädchen?“

„Marie? Die hat ihr Direktor — auf die Straße jeschmissen — na, un — da hat sie eben — ooch dran jlooben müssen.“ Sein Auge irrte umher, als möchte es einem entsetzlichen Anblick ausweichen. Und wieder verzerrte sich sein Gesicht zu hilflosem Gram.

„Es ist Ihnen also leid geworden, was Sie ange-  
richtet haben — aber da war's zu spät — Sie konnten  
dem Mädchen nicht mehr helfen — nicht wahr?“

Er nickte und murmelte heiser! „Ja, zu spät! Eben  
drum! Ich und helfen! Konnte ich denn? Ich war  
ja in Plöhsensee! Nee, dadran bin ich unschuldig!“

„Woran sind Sie unschuldig?“

„Ich dachte ja nich . . . So weit wollte ich es  
doch nich bringen! Bloß triezzen wollt' ich sie — bloß,  
daß sie mich nötig haben sollte!“

„Und wie Sie nun aus dem Gefängnis kamen?“

Angstvoll starrte er mich an und wimmerte: „Zu  
spät!“ Strampfhaft rang er die Hände und schrie:  
„Zu spät!“ Dann stürzte er auf die Knie, drückte  
seinen Mund auf die Bluse, küßte und küßte wieder  
und verfiel in sein altes Jammern: „Marie — meine  
Marie — meine einzig geliebte — huhu!“

Das Mitleid folterte mich, ich suchte zu finden, wie  
dem Menschen einigermaßen geholfen werden könnte.  
Als er ruhiger geworden war, sagte ich: „Kann ich  
etwas für Sie tun? Nehmen Sie vorläufig hier . . .“  
Ich bot ihm mein Portemonnaie. „Wie heißen Sie?“

Er stand auf und machte eine elegante Verbeugung:  
„Pardon!“ sagte er — „Gestatten Sie, daß ich mich  
vorstelle! Mein Name ist Hohenstein — Bankbeamter!“

Berwirrt zog ich den Hut und nannte mich eben-  
falls, indem ich hinzufügte: „Wenn ich Ihnen irgend-  
wie dienen kann, Herr -- Hohenstein . . . Vielleicht  
nehmen Sie diese Kleinigkeit . . .“

Er verbeugte sich wiederholt: „Verbindlichen Dank!“

Ja — allerdings . . .“ Er nahm das Portemonnaie und schob es in seine Tasche.

„Wenn Sie mich besuchen wollen — ich wohne drüben im Krampendorf. Oder vielleicht geben Sie mir Ihre Adresse.“

Ein mißtrauischer Blick streifte mich. Dann murmelte er: „Werde nicht verfehlen — gewiß!“

„Ich interessiere mich aufrichtig — ich war dabei, als man das arme Mädchen . . . Sie wissen doch das Nähere?“

Sein Gesicht nahm wieder den Ausdruck brütender Verzweiflung an. Plötzlich fuhr er auf: „Dabei waren Sie? Wobei?“

„Als man sie — herauszog — ja — ich habe . . .“

Er faßte heftig meinen Arm und raunte heiser! „Und das Kind? Wo ist ihr Kind?“

„Hatte sie denn ein Kind? Was? Ist das etwa auch —?“

Angstvoll spähte er mir ins Auge. „Sie wissen nichts? Ja — hier — hier in der Nähe muß es sein.“

„Hier?“ — Mich überlief ein Schauer. „Sie meinen — tot?“

Er starrte auf die Frauenkleider und strich sich wie ratlos die Bartstoppeln. „Tot? Sie meinen, mitgenommen hätte sie das Kind? Nee, nee! Das war nich ihr Plan — Klara hat ja ihren letzten Brief — da steht es drin, ihr Kind hätte sie in Schleusendorf . . .“

„In Schleusendorf? Da drüben?“

„Ja, in Schleusendorf! Und sie möchte es zum letztenmal sehn — nur aus der Ferne, un dann . . .“

Er brach ab, als schnüre es ihm die Kehle zu — mit dem Ärmel wischte er sich den Schweiß von der Stirn — dann fuhr er fort: „Ich nu gleich hinterher — wollte sie zurückhalten . . . Zu spät — zu spät! Fand bloß noch ihre Kleider. Aber das Kind! Ja, wo ist das Kind?“ — Tieftraurig zuckte er die Achseln.

„Es müßte doch zu finden sein! Wenn Sie sicher sind, daß es hier . . . Sind Sie der Vater?“

„Der Vater? Ich? Ach Gott, nee! Wie könnte ich der Vater sein! Dann wäre ja meine Marie . . .“ Langsam wiegte er den Kopf und seufzte: „O frag nie! Ja, mein Herr! So schließt ein Gedicht von mir. Wollen Sie es hören?“

Marie — wo ist sie? Was weiß i!

Marie — was ist sie? O frag nie!“

Ich wurde mißtrauisch. Sollte er geistesgestört sein? Nach all den Erschütterungen wäre das natürlich. „Und was wollen Sie eigentlich mit dem Kinde?“ fragte ich.

Er schwieg verlegen.

„Wenn Sie doch nicht der Vater sind —!“

Er murmelte und schoß einen feindseligen Blick nach mir.

„Ich will Ihnen ja nichts in den Weg legen. Aber man wird Ihnen das Kind schwerlich anvertrauen.“

Wieder murmelte er. Ich verstand nur: „Ich will es — ich!“ Dabei schlug er sich auf die Brust. Auf einmal blickte er scheu sich um, ergriff die hingebreiteten Kleidungsstücke, rollte sie hastig zu einem Bündel zusammen und — rannte davon.

Verdutzt sah ich ihn im Weidengestrüpp verschwinden.



Zuerst glaubte ich, er habe vielleicht einen Gendarm gesehen oder einen Forstbeamten. Doch in der Landschaft zeigte sich kein Anlaß zur Beunruhigung. Der Mensch mußte also vor mir Angst bekommen haben.

Da wird er sich schwerlich wieder blicken lassen!

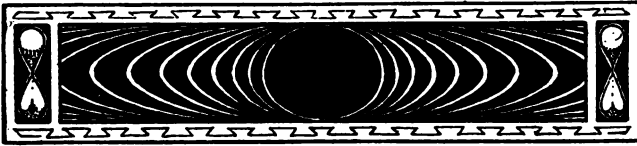
Wenn er nur kein Unglück anrichtet! Er ist doch wohl gestört!



Soeben habe ich dem Schleusendorfer Amtmann telephoniert. Er antwortet, von einem fremden Kinde sei nichts bekannt.

Armer Hohenstein!





## Der Urquell

Tiefe Nacht — die weiten Augen erspähen keinen Schimmer. Was die Wolken von den Sternen durchlassen, schließt der Fenstervorhang eifersüchtig aus. Und dies hohle Schweigen! Stumm die Lüfte und die Wipfel — still die Hofuhr — lautlos mein Atem.

Wie ein Toter lieg' ich. Oder nein, ich sinke — immer tiefer — in einen Abgrund. Und im endlosen Sinken däucht mir, ich schwebe — eine Spinne am Faden — über dem unergründlichen Nichts. Ruhe, schaurig süße Ruhe. Drin versinken möcht' ich — auslösch'n . . . Und doch, nicht abreißen will der Faden, der mich heftet an das Lebensnetz.

Ein Taucher bin ich in schwarzer Wasseröde, ein Bergmann verloren im Schacht, ein Scheintoter unter der Erde. Bin allein mit dem Einen, das ungeheuer ist und doch so friedevoll. Wir beide starren einander an. Durstig saugt meine Seele seine Ruhe, und mütterlich spendet das Ungeheure. Unser Anschauen eine stumme Zwiesprache; leises Fragen, heimliches Offenbaren.

„Wer bist du?“

„Das leere Eine!“

„Wovon leer?“

„Von dem, wonach ich schmachte.“

„Du schmachtest?“

„Nach meinen Kindern.“

„Was für Wesen sind das?“

„Alle Wesen — des Daseins Fülle.“

„So leben deine Kinder?“

„Bin der Urquell — des Daseins Mutter.“

„Wie kann das Dasein eine Mutter haben? Die dürfte ja selber nicht da sein — sonst wäre sie nicht des Daseins Mutter.“

„Nichts ist des Daseins Mutter!“

„Also hat es keine Mutter! Denn ein Nichts gibt es nicht. Wäre ein Nichts da, es wäre etwas.“

„Weil nur etwas da sein kann, darum eben dürftest mich, etwas zu sein.“

„Und nicht vergebens — wenn du aller Wesen Mutter bist.“

„Unerfättlich, nach endloser Fülle dürftest das endlos Leere.“

„Was hast du denn vom Dasein?“

„Was hat der Trieb vom Treiben, die Mutter vom Kinde, der Dichter vom Gedicht? Ich träume, dichte, trachte mich zu fühlen, fühle mein Trachten im Schöpfen, betrachte mich in meinen Geschöpfen.“

„Warum genügt dir nicht, deine Leere zu betrachten?“

„Das Eine muß doch haben, darin es sich betrachtet: Gegenstand, der dagegen steht.“

„Läßt sich nicht auch Leere betrachten?“

„Versuch' es! Betrachte leeren Himmel; vergiß dabei alle Fülle! Was siehst du?“

„Nun, — Blau — lauter Blau.“

„Ja, wenn du daneben Gegenfarbe hast. Ohne Gegenfarbe aber kann kein Blau erlebt werden. Auch das Eine braucht Gegensatz; soll es sich fühlen, so muß es sich unterscheiden, Sonderwesen aus sich schöpfen.“

„Hört es dann nicht auf, das Eine zu sein?“

„Es hört auf, unführend zu sein.“

„So wären die Sonderwesen dazu da, das Eine bewußt zu machen?“

„Erst aus der Fülle heraus kann sich das Eine fühlen, erst in der Fülle da sein; ohne Fühlen gibt es ja kein Dasein. Die Sonderwesen sind Augen, Sinne, mit denen das Eine sich erlebt.“

„Sie sollen sich also zurückdenken auf das Eine, aus dem sie geschöpft sind?“

„Wie ausgewanderte Seelen sich zur Heimat sehnen.“

„O, wie fern sind viele der Heimat!“

„Sie kommen schon näher — Heimweh treibt sie alle.“

„Sind denn nicht manche ganz befangen von ihrer Befonderung, so daß sie nicht ahnen, wozu sie berufen?“

„Es tut ihnen so lange weh, bis die Ahnung aufdämmert.“

„Was tut ihnen weh?“

„Es gibt nur ein Weh. Alles Weh treibt heim — arbeitet an der Vollendung.“

„So hast du deine Kinder geboren, daß sie leiden — bis sie wieder in die Mutter schlüpfen?“

„Süß ist der Arbeit Weh — so weise bist du schon. Nun laß dir sagen, alles Weh ist Arbeit, wenn auch der Leidende zuerst nur Bitteres schmeckt und nicht spürt, woran sein Weh arbeitet.“

„Wenn das Eine in allen Sonderwesen wohnt, so leidet auch das Eine.“

„Wohl lebt alle Qual in der großen Seele, doch nicht als Qual, sondern als Quell, daraus ein Röstliches quillt. Unreife Sonderwesen haben dafür keinen Sinn. Doch durch ihre Unreife hindurch fühlt die große Seele den süßen Herbst.“

„Wann ist der Herbst?“

„In der Zeit ohne Ende.“

„Und was wird geerntet?“

„Selig, selig!“

„So wären zur Seligkeit alle Wesen berufen?“

„Urmutter liebt sich in jedem Kindlein.“

„Auch im bösen?“

„Du nennst es böse, ich sage unreif.“

„Warum aber beginnen die Wesen unreif?“

„Kindlein können nur als Keime geboren werden. In der Zeit wächst alles nach und nach. Da muß die Reife Unreife haben, draus sie heranreift. Frucht muß haben Blüte — Blüte muß haben Knospe. Aus dem Herben entwickelt sich das Süße. Das Böse ist das unreife Gute — Leid werdende Freude.“

„Doch wozu die leidige Geburt der Wesen, wenn schließlich alle kehren, woher sie gekommen?“

„Sie kehren heim als andere, denn sie beim Ausgang waren. Blöde Kindlein des Leeren gingen sie aus — weiße Welterlöser kehren sie heim; jede Seele ein Sinn, mit dem das Eine sich selig fühlt.“

„Wenn ich nun heimkehre ins Eine, gebe ich dann nicht meine Besonderung auf?“

„Dein Eigen sollst du bleiben. Besonderung ist der edle Becher, mit dem das Eine die Seligkeit schöpft. Gehst du im Einen auf, so bringst du doch deine Eigenheit mit, scharf geschliffen wie Kristall; eine besondere Richtung, in der das Leere sich auslebt zum unendlichen All.“

„O wie sehn' ich mich nach solcher Vollendung! Doch sie liegt ja in der Zeit ohne Ende — ohne Ende!“

„Brennpunkt müssen deine Strahlen finden.“

„Dunkles Wort.“

„Gleichnis heißt die Brücke ins dunkle Land. Schau mich an und rate, was ich dir vorträume. Was siehst du?“

„Nichts — Finsternis!“

„Das leere Eine schläft.“

„Nun formt sich Nebel — Lichtpunkte ohne Zahl — eine Sonne.“

„Das Dasein erwacht — die Allsonne! Und wie wirkt sie?“

„Es geht ein Strahlenkegel von ihr aus, jeder Lichtpunkt liefert dazu seinen Beitrag.“

„Nur ein einziger Kegel?“

„Es wimmelt von Strahlenkegeln. Die benachbarten kreuzen einander. Nach allen Richtungen schießen sie.“

„Jede Richtung ein Schicksal — jeder Kegel ein Sonderwesen!“

„Und jeder Kegel hat die ganze Sonne zur Grundlage?“

„Soll ein Wesen erstehen, so wird das All aufgeboten. Jedes Wesen wurzelt in jedem Punkte der Welt.“

„Und die Frucht dieser Wurzel — der Abschluß des Regels?“

„Das ist der Brennpunkt, drin all seine Strahlen sich einen. So findet sich die Allfülle in jedem Wesen heim.“

„Doch jeder Regel wächst ja endlos — wo bleibt da der Brennpunkt?“

„Endlos in der Zeit; doch ewig ist er vollendet.“

„Wie? Vollendet? Was ich erst künftig tun will, läge fertig vor? Und ich könnte nicht davon abweichen?“

„Jedes Wesen kann nur sich selber wollen. Oder möchtest du deinem Wesen untreu werden?“

„Im Gegenteil! Behaupten möcht' ich mein Wesen, sei's auch dem Schicksal zum Troß.“

„Zum Troß? Aber dein Schicksal ist ja dein Wesen!“

„Ist nicht vielmehr das All, das über mich bestimmt, mein Schicksal?“

„Du selber bist das All, das sich in dir bestimmt!“

„Frei bestimmt?“

„Wovon sollte das All gezwungen werden?“

„Doch wie kommt es, daß ich oft troße meinem Schicksal, wenn mein Schicksal mein Wesen, mein freies Wesen ist?“

„Dein Troß gehört zu deinem Schicksal.“

„So ist es also nicht das Schicksal, dem ich troße?“

„Du trogest nur dem, was dein zeitlicher Blick für Schicksal hält!“

„Zeitlicher Blick?“

„Ich meine den engen Blick. Mit dem bewältigst du nur nach und nach, was doch vollendet vorliegt. In der Ewigkeit ist dein Wesen fertig; nur daß es sich allmählich auswickelt vor dem engen Blick.“

„Ewigkeit — ach, was ist das?“

„Das weite Auge faßt alles Vordem und alles  
Nachdem in einem einzigen Blick.“

„Sonst ist jetzt, und dorten hier — mich deucht, ich  
fange an zu sehen.“

„Was siehst du denn?“

„Ein Bündel Allstrahlen — die bilden einen Apfel-  
baum. Doch in jedem Apfel seh ich noch die Blüte,  
im alten Stamm das Bäumchen, den Sprößling, den  
Keim, den Kern, aus dem er wuchs. Ineinander  
geschachtelt all seine Entwicklungsformen — eine die  
Hülse der anderen — wie Halme eines Schilfrohrs.“

„So sieht das weite Auge in Einem, was ein  
Wesen jemals war und jemals sein wird — vollendet  
liegt das ganze Schicksal.“

„Auch meins? So laß mich seh'n mein Schicksal!“

„Wenn du's ertragen kannst —“

„Ich sehe einen Säugling — bin ich das?“

„Erkennst du dich nicht in den Leibern, die um den  
Säugling herumwachsen?“

„Ja, da ist der blonde Knabe, wie ihn das Bild  
über dem Lehnstuhl darstellt. Und dieser sonnverbrannte  
Bursche war ich mit vierzehn Sommern. So sah ich  
als Student aus. Der Bart wächst mir — ja, so  
trag ich ihn jetzt. Und nun — mein Herz pocht —  
nun muß sich meine Zukunft enthüllen. Doch ich er-  
kenne nichts — wie kommt das?“

„Sieh schärfer hin!“

„Ich sehe etwas Bleiches — das bin ich wohl als  
Greis, fahl und weißhaarig? Nein, blond ist der



Bart, und das sind fast dieselben Züge, die mir heute der Spiegel zeigte, nur hager und starr. Ich schlafte wohl? Doch nicht im Bett! Ist das nicht — —? Ein Sarg? Wahrhaftig! Und wer steht daneben? Rotblondes Mädchenhaar? Undine? Ja du bist es, liebes Seelchen! — Wie denn? Was ich bisher im Traume nur geschaut, soll leibhaft stehen an meinem Sarg und um mich weinen? Wer bist du, und was bin ich dir? Undine!“

Ich fahre vom Lager empor — mein Herz stockt — graufige Finsternis — Licht, Licht! Ich zünde die Kerze an.

„Ruhe!“ sagt die Kerze. „Sieh doch, alles beim Alten! Dort der Schreibtisch mit den Papieren — drüben Böcklin und der Tod — die Gitarre an der Wand . . . . Betrachte dich im Spiegel, bist frisch und gesund, hast nur geträumt!“

„Geträumt — ach ja! Doch — wer weiß? Träumer können Seher sein! Freilich — Undine an meinem Sarge — die Prophezeiung ist gar zu kühn! Doch daß ich über ein kleines Weilchen sterbe — warum sollte das unmöglich sein? Allerdings, überraschend käme mein Tod und allzu früh. Ich glaubte immer, ich werde alt werden. Und nun soll ich schon nach wenig Monden von hinnen gehen — so jung — ohne noch recht begriffen zu haben, wozu ich lebe . . .? Gute Gitarre — und da willst du einen Lebenskünstler aus mir machen? Die Zeit langt nicht! Einen Stümper werden sie in den Sarg legen.“

Feierlich blickt mich die Gitarre an: „Sei nicht

bang, Merlin! Nicht im Sarge endet ja dein Strahlenfegel. Hindurch wächst er — hat zum Wachsen Zeit — ohne Ende, ohne Ende. Und vollenden wird er — kann nicht anders — vollenden in der Ewigkeit!“



Was in Nacht und Schweigen meinen Sinn gefesselt hielt, verblaßt und zerflattert jetzt, da Amstel, Verche, Pirol und Ruckuck den Tag begrüßen. Der trauten Endlichkeit werf' ich mich in die Arme — glaube nicht mehr an meinen frühen Tod — und wie sonst bin ich entschlossen, mich auf langes Leben einzurichten.

Im Schloßhof ist schon ein Maurer rüstig. Ralk und Sand mischt er und singt dazu einen Gassenhauer mit dem flotten Rehrreim:

„Das is dem Berliner sein Fall!“

Auch ich denke nun an Berlin — an die Reise, die ich in nächster Woche dorthin unternehmen will, große Einkäufe für die Ausstattung der Turmzimmer zu machen. In drei Wochen, zu meinem Geburtstage, soll alles fertig sein. Da muß man sich sputen! Auf denn — aus Ewigkeit zur Zeitlichkeit! Aus Traum zur Tat!



### Ewigkeit

Doch immer wieder verfall' ich in Grübeln über das nächtliche Gesicht . . .

Kann es denn wirklich sein? Wird mein Strahlenkegel wachsen, ohne Ende — und vollenden in der Ewigkeit? Gibt es keine Vernichtung? Und wäre des Todes furchtbarste Drohung leerer Trug, dem wir frei und heiter begegnen dürfen?

Oder ist vielmehr mein nächtliches Schauen, das trostreiche, solch ein Trug? Bin ich bloß ein Phantast, der Wunsch mit Wirklichkeit verwechselt und Träumerei für Offenbarung hält? — Ach, Zagen wandelt mich an.

Du, Juniperus, kannst mir nicht helfen — bist ja selber nur Traum. Was ich brauche, ist dein Widerpart, der nüchterne Begriff. Komm denn, Begriff, und rate mir! Lehre mich den scharfen Blick, zu erfassen jenes rätselhafte Wesen, das jetzt noch ist, doch schon vergeht und zugleich ein Neues wird.



Gewöhnlich betrachtet man die Zukunft als wesenlos, indem man darauf pocht, sie sei ja noch gar nicht vorhanden. Doch keimt und webt nicht alle Zukunft bereits in der Gegenwart? Ist nicht Zukunft das ewige Werden und Gestalten, Frühling, Jugend, Liebesdrang? O freilich, man darf die Zukunft viel-

leicht noch kraftvoller und tätiger nennen, als die Gegenwart — die ja erst aus der Zukunft hervorgeht und — kaum geboren — auch schon in den letzten Zügen liegt und erstarrt — zur Leiche Vergangenheit.

Allerdings wäre das doch wieder ein Verkennen der Gegenwart. Auch sie hat ja unverwüßliches Wesen — stirbt wie der Vogel Phönix, der im eigenen Neste sich verbrennt, um aus seinem glühenden, berstenden Ei neugeboren emporzufiegen. Nur scheinbar stirbt die Gegenwart; was sie hinterläßt, ist eigentlich keine Leiche, sondern ein Ei. Vergehen heißt also Verjüngen.

Auch mit einer Schmetterlingspuppe läßt sich die scheinbare Leiche Zeit vergleichen. Die Gegenwart verpuppt sich und heißt dann Vergangenheit, ist aber ebenso kraftvoll und tätig wie die Puppe, die ja drängendes Leben, heimliche Gestaltung verhüllt.

Seltzam! Wenn die Vergangenheit Gestaltungskraft bedeutet, ei dann ist sie ja identisch mit jenem Frühlinge, jenem Liebesdrange, als den ich die Zukunft erkannt habe. Und dann gibt es keine Vernichtung — anstatt verschlungen zu werden vom Abgrund des Nichts, schwingt sich die Gegenwart, indem sie Vergangenheit wird, zu neuer, fortgeschrittener Wirklichkeit empor.



O wie herrlich sieht unter diesem Gesichtspunkte mein Dasein aus! Unzerstörbar, ewig bin ich da,

meine Zukunft ist mein Keimen — und all meine Vergänglichkeit nur Erneuerung der Keimkraft. Von einem scharfsinnigen Geiste ließe sich mein Schicksal prophezeien aus den Keimen, die gegenwärtig in meiner Individualität vorliegen. Diese Keime aber sind gar nichts anderes als meine Vergangenheit. Schon früher als ich den Liebesreigen schaute, stellte sich heraus, daß die kommenden Wesen von ihrer Vorwelt gestaltet werden, daß alles Gewesene in die Zukunft wirkt als Macht der Vererbung. Nun versteht sich dieser Gedante ganz von selbst, sobald man erkannt hat, daß Vergangenheit und Zukunft identisch sind.

Sieh, da bin ich bei dem angelangt, was die weisen Indier Karma nennen. Aller Liebesdrang im weitesten Sinne, also aller Tatendrang, ist eigentlich Karma — brünstige Vergangenheit, keimende Zukunft. Was auch immer meine Individualität vollführt, ist ein Zeugungsakt; und mein Schicksal, mein Fortleben zeuge ich; all mein Dasein ist meine eigene Tat.

Stolzes, doch verantwortliches Los! Frei bin ich, keiner fremden Macht untertan — habe nichts anderes, worauf sich gründen ließe meine Hoffnung, als mein Eigenwesen — habe niemand zu fürchten, als mich selbst — bin mein eigener Heiland — auch mein eigener Teufel — wenn es einen gibt — was ich bestreite, weil ich ja im Bösen das keimende Gute sehe.



Vergleichen wir die beiden folgenden Sätze:

Erstens: Im Jetzt ist alles Künftige angelegt — das heißt, aus der Gegenwart entwickelt sich die Zukunft. Und zweitens: Jegliches Jetzt vergeht — das heißt, aus der Gegenwart entwickelt sich die Vergangenheit.

Zwei Größen, die einer dritten Größe gleichen, sind einander gleich. Und zwei Zustände — Zukunft und Vergangenheit — die sich zugleich aus einem dritten Zustande — der Gegenwart — entwickeln, sind identisch. Zukunft und Vergangenheit sind ein und dieselbe Entwicklung, nur in verschiedenen Richtungen betrachtet — wie Geburt und Tod; insofern die Entwicklung her zu uns kommt, nennen wir sie Zukunft, insofern sie von uns geht, Vergangenheit.

Daß Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft etwas Identisches bedeuten, ergibt sich auch aus der Möglichkeit, jede dieser drei Zeiten als eine Fortentwicklung der anderen zu betrachten. Daß die Gegenwart sowohl zur Zukunft wie zur Vergangenheit wird, haben wir schon gesehen. Ebenso gut aber läßt sich sagen: die Gegenwart entwickelt sich aus der Zukunft; ist doch die Zukunft etwas, das zu uns kommt und, sobald es uns erreicht, Gegenwart wird. Und nicht minder wahr ist der Satz: Die Gegenwart entwickelt sich aus der Vergangenheit. Läßt sich doch alles Jetzt geschichtlich herleiten aus dem Vormals — auf den Schultern der Vorwelt steht die Nachwelt. Natürlich entwickelt sich auch die Zukunft aus der Vergangenheit — über die Station Gegenwart hinweg; und ebenso die

Vergangenheit aus der Zukunft — nachdem die Zukunft zunächst Gegenwart geworden ist.



Wenn bei Sonnenschein eine Wolke übers Feld zieht, unterscheiden wir auf dem Felde ein sonniges und ein schattiges Gebiet. Nennen wir das schattige Gebiet Vergangenheit, das sonnige Zukunft, so bleibt als Gegenwart die Grenzlinie zwischen den beiden übrig. In der Tat scheint die Gegenwart solch eine unendlich schmale Grenze zu sein — nämlich die Empfindung des Unterschiedes zwischen dem, was eben noch Zukunft war und es schon nicht mehr ist; desgleichen zwischen dem, was eben noch Gegenwart war und doch bereits der Vergangenheit angehört. Wie aber das Feld weder vom Sonnenschein geschaffen, noch vom Schatten vernichtet wird, so liegt die Welt geborgen unter der hinhuschenden Zeit. Das Weltwesen ist zeitlos, ewig vollendet.



Uralt ist der Vergleich der Zeit mit einer Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Manche Folgerung, die aus diesem Bilde gezogen werden kann, macht es mir be-

denklich. Indessen läßt es sich im Sinne meiner Zeitauffassung fruchtbar machen. Denken wir uns, die kreisförmig gebogene und hinter ihrem Schwanze herkriechende Schlange wird von einer Decke so weit verhüllt, daß wir nur immer ein Stück ihres Leibes zu Gesicht bekommen — und nennen wir dies Stück Gegenwart. Da ist nun offenbar, wie die verschwindende Gegenwart keineswegs zu nichte wird, sondern unter der Decke weiter lebt und weiter strebt, bis sie nach vollendetem Kreislauf von neuem erscheint. Auch veranschaulicht dies Bild die Identität von Vergangenheit und Zukunft. Der ganze verhüllte Teil der Schlange ist nämlich sowohl Vergangenheit wie Zukunft — Vergangenheit, insofern er verschwindende Gegenwart, Zukunft, insofern er kommende Gegenwart bedeutet; alle verschwindende Gegenwart aber entwickelt sich zu kommender Gegenwart. Diese Erkenntnis bewog die alten Römer, ihren Zeitgott Janus als ein Wesen abzubilden, das außer dem Gesicht vorn noch eins hinten am Kopfe hat — das Vordergesicht bedeutet die Zukunft, das andere die Vergangenheit; beide sind sie Anschauungen ein und desselben Wesens.

Unpassend ist das Bild von der Schlange besonders deshalb, weil es die Erwartung weckt, die Schlange werde in derselben Verfassung aus der Decke wiedertreten, wie sie hineingeschlüpft ist. Das stimmt nicht. Die Wirklichkeit wird unter der Decke anders. Und so darf man allerdings klagen: Nie kehrt entschwundene Zeit zurück!

Immerhin ist dabei zu bedenken, daß wohl nur für



den engen, zeitlichen Blick des beschränkten Sonderwesens solche Vergänglichkeit besteht — nicht aber für das Auge, das zur höheren Warte, zur Ewigkeitschau gelangt ist. Dies schaut sämtliche Momente der Zeit, wie sie geborgen ruhen in einem einzigen, unaufhörlichen Jetzt. Da lebt also noch immer die fernste Vergangenheit — nicht jedoch mit den abgeblähten Farben der gewöhnlichen Erinnerung, sondern in voller Gegenwartsfrische. Und so, als echte Wirklichkeit, steht auch die Zukunft da.



Es gibt eine Philosophie der Mathematik, die es für wahrscheinlich hält, daß neben den drei Dimensionen des Raumes, neben Linie, Fläche und Körper, noch eine vierte Dimension bestehe, unseren Sinnen zwar unzugänglich, durch die Logik jedoch erschlossen. Ich habe ein Gegenstück zu dieser Idee, nämlich eine vierte „Dimension“ der Zeit. Man erhält sie, wenn man sich die drei zeitlichen Dimensionen, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, in eins zusammengeschoben denkt. Die vierte Dimension der Zeit heißt Ewigkeit.

Allerdings kann man auch sagen: Keine Dimension der Zeit ist die Ewigkeit — vielmehr jenseits aller Zeit gelegen — zeitlos.

Wer so die Sache ansieht, wird die Ewigkeit neben Zeit und Raum als ein Drittes hinstellen. Er wird Zeit und Raum als zwei Anordnungsformen be-

trachten, in denen alle in der Welt vorkommende Mannigfaltigkeit sich uns darstellt. Daneben nun wird er noch eine dritte Anordnungsform der Mannigfaltigkeit annehmen — die Ewigkeit. Wie die Zeit als das Nacheinander, der Raum als das Nebeneinander bezeichnet werden kann, so ist die Ewigkeit das Ineinander.

Nehmen wir ein Ding, das sich zu verschiedenen Stufen entwickelt, zum Beispiel nacheinander Knospe, Blüte und Frucht ist. Denken wir uns nun diese Entwicklungsstufen nicht nacheinander, nicht zeitlich, sondern ineinander, gleichzeitig — Knospe, Blüte und Frucht ineinander geschachtelt, einander durchdringend — so haben wir uns die dritte Anordnungsform veranschaulicht. Freilich etwas gewaltsam. Wenn wir nämlich die Materie für undurchdringlich halten, so können Knospe, Blüte und Frucht nicht gleichzeitig an demselben Orte sein. Erfahrungsgemäß sind sie es ja auch nicht. Immerhin kann ich mir ein höher organisiertes Wesen denken, das Sinn besitzt für die dritte Anordnungsform.



Ja, einigen Sinn dafür haben wir Menschen schon entwickelt. Ist denn nicht unser Begriff „Pflanze“ solch ein Sinn, der Knospe, Blüte und Frucht in Einem zusammenschaut? Wollte ich nur an die blühende Pflanze oder an das Fruchtstadium denken, so würde ich den Begriff nicht fassen; dazu ist das Zusammenfassen aller Entwicklungsphasen nötig.

Es gibt künstlerisch empfindende Philosophen, die den Begriff gering schätzen zu gunsten der Anschauung, auf deren reicherer Ausgestaltung aller Fortschritt der Erkenntnis beruhe. Dagegen gebe ich zu bedenken, daß der Begriff ja eine neue Form des Anschauens ist, die in gewisser Hinsicht mehr leistet als die Vorstellung einer konkreten Einzelheit.

Das begriffliche Denken ist ein Sinn, mit dem wir die Welt erfassen. Viele Naturforscher vergessen das. Nach ihrer Meinung soll man nicht spekulieren, sondern Empirie treiben. Als ob die Empirie beschränkt wäre auf das, was wir mit Auge, Ohr, Nase, Zunge und tastender Hand erleben, und nicht auch in Gedanken-erlebnissen bestehen könne! Und als ob nur mit Hebeln und mit Schrauben der Natur Geständnisse abzurufen seien und nicht auch mit dem Instrument Logik!



Oswald zuckt die Achseln über das, was ich dritte Anordnungsform der Mannigfaltigkeit nenne. Er macht geltend, zu dieser Anschauung könne er sich nicht aufschwingen.

Als ob es im All nichts anderes geben könne, als was wir Menschen davon erfassen! Was weiß die Niedrigkeit von der Höhe? Was der Blindgeborene von den Farben? Wenn er nun leugnen wollte, daß es Farben gibt? Und wenn ein niedrig organisiertes Wesen, dem etwa der Raumsinn fehlt, behaupten

wollte, der Raum sei ein absurdes Hirngespinnst? Wäre dieser Standpunkt nicht beschränkt? Und ist nicht vielleicht ebenso beschränkt, wer die Möglichkeit eines höher schauenden Wesens deswegen in Abrede stellt, weil er sich nicht recht hineinversetzen kann?

Wer nicht höher klimmen mag, der folge mir zu seiner Belehrung in die Niedrigkeit. Dort möchte ich ihm Wesen zeigen, die nicht, wie wir Menschen, über zwei Unordnungsformen der Mannigfaltigkeit verfügen, sondern bloß über eine einzige.

Da ist ein Tier, nur mit einem einzigen Sinnesorgan begabt, mit einem Auge. Obendrein ist dies Auge jämmerlich beschränkt, nämlich nicht flächenförmig, sondern punktförmig. Wäre solch ein Tier etwa fähig, räumliche Unterschiede zu empfinden? Gewiß nicht! Denn in einem Auge ohne Ausbreitung, in einem Punkte gibt es kein Nebeneinander. Da könnte bloß ein Nacheinander, zeitlicher Unterschied empfunden werden. Das Tier mit dem Punktauge empfände lediglich Eindrücke, die einander ablösen, nie jedoch gleichzeitig bestehen. Es besäße nur eine einzige Unordnungsform der Mannigfaltigkeit: die Zeit.

Nun betrachten wir ein zweites, ebenfalls sehr seltsames, niedrig organisiertes Tier. Es besitzt zwar Sinne für das Nebeneinander, aber keine Spur Gedächtnis. Daher lebt es lediglich in der jeweiligen Gegenwart und kann sich keines vergangenen Momentes erinnern. Wäre solch ein gedächtnisloses Gegenwartstier etwa fähig, einen zeitlichen Unterschied zu empfinden? Unmöglich. Erst aus dem Vergleich des Späteren mit

dem Früheren ergibt sich die Zeit. Wo dieser Vergleich nicht vollzogen werden kann, da ließe Mannigfaltigkeit sich nicht zeitlich empfinden, sondern einzig in der Anordnungsform, die wir Raum nennen.

Ohne Zweifel wäre sowohl das Tier mit dem Punkt-  
 auge, als auch das Gegenwartstier unfähig, von einer  
 zweiten Anordnungsform der Mannigfaltigkeit sich eine  
 Vorstellung zu bilden. Falls es philosophieren könnte —  
 diesen unmöglichen Fall einmal angenommen — so  
 glaubte es sicher, alle Wesen empfänden gleich ihm,  
 lediglich in der einen, ihm verliehenen Anordnungs-  
 form. Und doch haben wir Menschen zwei Anord-  
 nungsformen, den Raum und die Zeit. Warum sollte  
 nun nicht ebenso, wie wir jenen beiden Tieren über-  
 legen sind, auch über uns ein Wesen stehen, das eine  
 Anordnungsform mehr besitzt?



Daß eine dritte Anordnungsform denkbar ist, läßt  
 sich durch Kombination feststellen. Wenn wir nämlich  
 Ort, Zeitpunkt, Gleichheit und Ungleichheit kombinieren,  
 so ergeben sich folgende Fälle:

Erste Art des Unterschiedes: Zeitpunkte ungleich und  
 auch Orte ungleich. Für diese Art haben wir über-  
 haupt keine Anordnungsform. Ein Unterschied, bei  
 dem nicht auch eine gewisse Gleichheit vorliegt, läßt  
 sich nicht registrieren.

Zweite Art des Unterschiedes: Zeitpunkte ungleich,

Orte aber gleich. Das ist die Verschiedenheit, die das Tier mit dem Punktauge empfindet. Die Anordnungsform hierfür, also für den gleichörtlichen Unterschied, ist die Zeit, das Nacheinander.

Dritte Art des Unterschiedes: Zeitpunkte gleich, Orte verschieden. Das ist die Verschiedenheit, die das Gegenwartstier empfindet. Die Anordnungsform hierfür, also für den gleichzeitigen Unterschied, ist der Raum, das Nebeneinander.

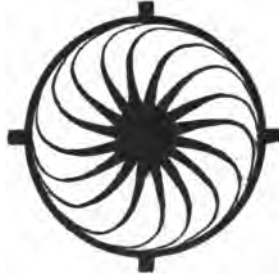
Vierte Art des Unterschiedes: Zeitpunkte gleich, Orte gleich. Wohl gemerkt, es handelt sich hier nicht um absolute Identität, sondern um einen gewissen Unterschied. Dies wäre die dritte Anordnungsform des Unterschiedes, das Sineinander, wie es der Ewigkeitschau offenbar würde.

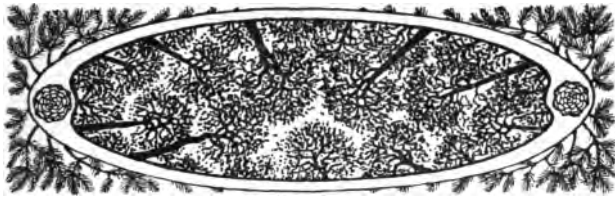
Der Ewigkeit steht der Mensch ziemlich ebenso unfähig gegenüber, wie dem Raume das Tier mit dem Punktauge. Es würde einen Stein, der seine gleichzeitige Mannigfaltigkeit vor ihm ausbreitet, nicht mit einem Blick überschauen, sondern nach und nach empfinden, als eine Folge von Zeitpunkten. Könnte es auf einmal dies Nacheinander in einen einzigen Moment zusammenfassen, so schwänge es sich damit zur räumlichen Anordnung auf. So würden auch wir Menschen zur Ewigkeit uns aufschwingen, wenn es uns gelänge, die nacheinander auftretenden Stufen der Weltentwicklung mit einem einzigen Blicke, in zeitlosem Schauen zu umspannen.



Ich treibe kein müßiges Gedankenpiel. Die Anordnungsform des Ineinander lehrt mich ein Geheimnis verstehen. Ich meine die Frage: Wie kann das All fertig, abgeschlossen, vollkommen sein und zugleich auf uns den Eindruck ewiger Unfertigkeit, rastlosen Vorwärtstrebens machen?

Meine Antwort lautet: Unfertig ist das All für unser zeitliches Auge, das alle Entwicklung nur nach und nach, nicht ineinander fassen kann. Für das Ewigkeitsauge aber drängen sich die verschiedenen Entwicklungsphasen zusammen zur zeitlichen Einheit, zur Bollendung des nunc stans.





### Wurzelgenossen

Tief in der Öde  
Träumt eine Klause,  
Umwogt von ewigem  
Föhrengebrause.

Des Waldes Bäume  
Sind treue Seelen,  
Die kein Geheimnis  
Dem Klausner hehlen.

Er lauscht versunken  
In frommes Staunen,  
Wenn Wunderstimmen  
Aus Wipfeln raunen:

„O Klausner, wir alle  
Sind Wurzelgenossen,  
Dem einen heiligen  
Busen entsprossen.

O Bruder Klausner,  
Finde dich heim,  
Wo uns alle vereint  
Der selige Reim!




Ja reimt euch Seelen —  
Bis jauchzend schallt,  
Eine Riesenorgel,  
Der Weltenwald!“

Der Klausner lauscht —  
Und lallt die Weise  
Zur Geige nach,  
Inbrünstig leise . . .

O süße Ode!  
Träumende Klausel,  
Umwogt von ewigem  
Föhrengebrause!





Sechstes Buch  
Erkenne dich selbst



### Im Sommerwinde

Es wogt die laue Sommerluft.  
Wacholderbüsche, Brombeerranken  
Und Adlerfarne nicken, wanken.  
Die struppigen Kiefernhäupter schwanken;  
Rohbraune Äste knarren;  
Von ihren zarten, schlanken,  
Lichtgrünen Schossen stäubt  
Der harzige Duft;  
Und die weiche Luft  
Wallt hin wie betäubt.

Auf einmal tut sich lächelnd auf  
Die freie, sonnige Welt:  
Weit hin blendendes Himmelblau;  
Weit hin heitre Wolken zu Hauf;  
Weit hin wogendes Ährenfeld  
Und grüne, grüne Auen . . .  
Hier an Kiefernwaldes Saum  
Will ich weilen, will ich schauen —  
Unter lichtem Akazienbaum,  
Der, vom muntern Wind gerüttelt,  
Süße Blüentrauben schüttelt.

O Roggenhalme hin und her gebogen!  
Wie sanft sie flüstern, wie sie endlos wogen  
Zu blau verschwommenen Fernen!  
Schon neigen sich und kernen  
Viel Häupter silbergrün.  
Unde blühen  
Duftig wie frisches Brot.  
Dazwischen glühen  
Mohnblumen flammenrot  
Bei dunkelblauen Epanen . . .  
Doch droben wallen  
Durch lichtiges Blau  
Wolkenballen,  
Gebirgen gleich,  
Halb golden und halb grau.  
Und eia, schau,  
Frau Sonne spreitet  
Den Strahlenfächer von Silberseide  
Kofett hernieder;  
Dann taucht sie wieder  
Aus schneeigem Wolkenkleide  
Die blendenden Glieder  
Und blüht und sprüht  
Verklärendes Goldgefunkel  
Auf Auen — wo lachend blüht  
Vergißmeinnicht und gelbe Ranunkel  
Und Sauerampfer ziegelrot . . .

O du rausender, brausender Wogewind!  
Wie Freiheitsjubel, wie Orgelchor

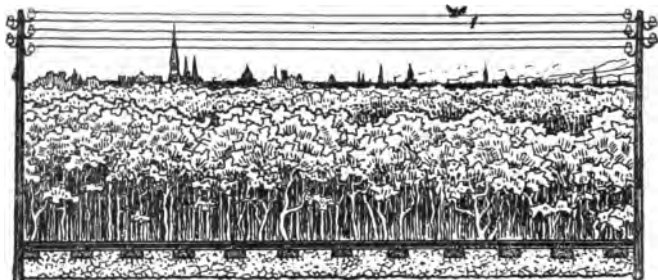
Umrauschest du mein durstiges Ohr;  
 Du kühlst mein Haupt, umspülst die Gewandung,  
 Wie den Küstenseiten die schäumende Brandung —  
 O du saufender, brausender Wogewind!  
 Nun ebbest du — so weich, so lind —  
 Ein Säuseln, Wispeln, Zächeln.  
 Bestrickte dich ein Sonnenlächeln?  
 Auch dein Gefäßel stirbt;  
 Dann — lauschige Stille!  
 Nur noch die Grille  
 Dergelt und zirpt  
 Im Erlengebüsch, wo das Wässerlein träumt,  
 Von Lilien gelb umsäumt.  
 Und droben, weltverloren, girrt  
 Inbrünstig die Lerche, schwirrt  
 Taumlig vor Wonne  
 Zu Wolken und Sonne  
 Und girrt und girrt.

Da wird mir leicht, so federleicht!  
 Die dumpfige alte Beklemmung weicht;  
 All meine Unrast, alle wirren  
 Gedanken sind im Verhengirren —  
 Im süßen Jubelmeer ertrunken!  
 Versunken  
 Die Stadt mit Staub und wüstem Schwindel!  
 Ertrunken  
 Das lästige Menschengesindel!  
 Begraben der Unrat, tief versenkt  
 Hinter blauendem Hügel.

Dort — wo hurtige Flügel  
Die eifrige Mühle schwenkt . . .  
Friede, Friede  
Im Lerchenliede,  
In Windeswogen,  
In Ährenwogen!  
Unendliche Ruhe  
Am umfassenden Himmelsbogen! —

Weißt du, sinnende Seele,  
Was selig macht?  
Unendliche Ruhe!  
Nun bist du aufgewacht  
Zu tiefer, heitrer Weisheit.  
Gestern durchwühlte dein Herz ein Wurm,  
Und heute lacht  
Das freie Herz in den Sommersturm . . .  
Friede, Friede  
Im Lerchenliede,  
In Windeswogen,  
In Ährenwogen!  
Unendliche Ruhe  
Am umfassenden Himmelsbogen!





### Endlich daheim

Endlich wieder zwischen meinen Riefen! Hinter blauenden Forsten verjunken liegt die Stadt.

Einer Flucht glich meine Heimreise. Ich verabscheute das graue Ungeheuer. Erstickend hauchte es mich an — ausgefogene Opfer sah ich in den Städtern.

Ich bin ein Mensch der freien Luft, wurzle im Naturboden, ein Bruder der Pflanzen. Mich zerstreut, verstört die wirre Menge — nur einsam finde ich Einkehr, Stimmung, Harmonie.

Schwer wird mir begreiflich, wie ich Jahre lang zu diesen Wüstenbewohnern gehören konnte. In solch einem Massengefängnisse hatte ich meine Zelle. Auf Höfe und Straßen blickten die Fenster. Die Erde mit Stein allenthalben verpflastert, so daß nicht ein Halmchen hervorsprossen konnte. Selbst der Himmel nicht wie im Freien; eine ungeheure Wolke von Dunst verschleierte das Blau und die Sterne. Diese grauen Schluchten, durchbrandet vom Verkehr, waren die Wege, auf denen ich Erholung zu suchen hatte. Stunden-

lang hochte ich in verqualmten Kneipen und Nachtcafés, wo eine Seele nur als konsumierende, zahlende Eins unter hundert ihresgleichen betrachtet wird. Klug sprach ich mit Literaten und anderen Weisen. Doch aus allem Geschwätz hallte nur das Losen der Straße, wo keine Sammlung, keine Andacht zustande kommt, und wo man immer auf steinernem Boden geht — und auf Schmutz.

O dieser Schmutz! Jede Nacht zusammengekehrt von einer Straßenseger-Armee, ist er doch immer wieder da und durchdringt das ganze Leben. Setzt man sich morgens neugeboren an den Frühstückstisch, so liegt da eine Zeitung — und wovon handelt sie? Von allem, was das grobe Interesse aufregt — vom habgierigen Gezänk der Politiker, von Krieg, Ausbeutung der Kolonien, Prozessen, Unfällen, Selbstmorden, Räubereien, Lustverbrechen und Mordtaten. Alles wird haarklein geschildert und für den rohen Geschmack beleuchtet. Keine vornehme Gesinnung, kein feineres Schönheitsgefühl, keine Andacht, keine Auflösung der Septimen-Akkorde, keine Versöhnung mit Leid und Schuld. Man könnte aus all den Neuigkeiten schließen, die Welt sei eine Kombination von Krankenhaus, Zuchthaus und Irrenhaus. Solche Vorliebe für das Garstige und Gemeine kennzeichnet unsere Kultur. Weisheit, Edelmut, Unschuld bleiben im Verborgenen — daran geht der Kulturpöbel teilnahmslos vorüber. O daß doch mal eine Zeitung käme, die allen stillen Werken des Guten, Wahren und Schönen die öffentliche Aufmerksamkeit zuwendet! Aber freilich, ich



fürchte, solch ein Blatt ginge zugrunde an Lesermangel.

Wüster, unfruchtbarer Boden! Fruchtbar wohl nur für einen, der Massen nötig hat — Leute, die sich dinge lassen, oder einen Markt, wo die Ware abzusetzen ist. Ich glaube, des Marktes halber allein halten die wenigen Geister von schöpferischem Vermögen in all der Unnatur zwischen Matlern und Scheinwerfern des modernen Lebens aus.

Zum Beispiel ein Mann wie Hugo. Er ist auf den Markt angewiesen, muß seine Lieblinge, die Kinder höchster Daseinsmomente, verkaufen — meistens, um niemals sie wiederzusehen. Das empört mich! Da muß man helfen! Solchen Offenbarern den Naturboden zu verschaffen, wo sie sich in den Allgeist versenken, aus seiner Tiefe schöpfen können, — das soll auch zu meinen Lebensaufgaben gehören. Einstweilen habe ich Hugos Lage erleichtert, indem ich einige seiner Bilder kaufte. Nächstens muß er selber kommen. Die steinerne Wüste darf ihn nicht behalten.

Die Einkäufe, die ich gemacht habe, sind so ziemlich das einzig Erquickliche, das die Stadt mir bescherte. Mit kostbarer Beute bin ich beladen wie ein asiatischer Eroberer. Das Geld aus dem Landverkauf ist freilich ganz ausgegeben — doch ich bereue nichts. Erfüllt wird ja endlich mein Wunsch, dies kasernenhaft nüchterne Schloß möchte mit etwas Schönheit und Geist sich ausstatten. Mein Turmzimmer soll harmonisch und ruhevoll wie eine Kapelle, zugleich komfortabel wie ein Zauberschloß werden. Freue

mich schon auf das verdutzte Gesicht Oswalds, wenn ich ihn einführe in meine Schöpfung — und vor allem, wenn ich die Sternwarte ihm übergebe. So was läßt er sich nicht träumen. Hoffentlich hat er in meiner Abwesenheit nichts gewittert. Den Mechanikern und Maurern ist strengste Verschwiegenheit eingeschärft, auf Friedrich kann ich mich verlassen, und Oswald hat sein Wort gegeben, daß er nicht spionieren will. Wenn das Fernrohr anlangt, will ich ihn vom Knobelsdorfer oder vom alten Wustrow unter irgend einem Vorwande entführen lassen. Zu meinem Geburtstag wird alles so ziemlich fertig sein. Das gibt eine Feier!



### Wacholderbaums Märchen

Die singende Stimme kam immer näher — und sieh, es war das kleine Mädchen mit den rotgoldigen Zöpfen, das ich in Begleitung der Fischerhanne mehrmals gesehen hatte — Marleneken. Wie sie den Windungen des Fließes folgte, glich sie fast dem Wasserfräulein, von dem ich geträumt hatte. Doch als sie näher kam, bemerkte ich eine Unähnlichkeit. Undinchen hatte blaue Augen, Marleneken dunkle. Diese dunkeln Sterne im zarten Gesichtchen unter sonnigem Haar berührten mich wie ein süßes Geheimnis.

Nun trat Marleneken zum Wacholderbaum, der zwischen ihr und mir stand. „Tach ok!“ nickte sie ihm freundlich zu und warf ihren Ranzen ins Moos; sie kam von der Schule.

„Tach ok, Marleneken!“ sagte der Wacholderbaum.

Lächelnd blickte das Kind in die Runde — mich bemerkte es nicht — ich lag ganz still. Dann meinte es: „Wie warm de Sunne schient — wie de Finken schloahn — de Kuckuck ruft — un de Gekaters springen up de Bäume rummer. Dat is so mollisch, so maxen! Doch Wacholderboom! Bertell mi wat! Du weestst doch, van Marleneken un sienen Heinerichen! Bertell mi de Jeschicht! Doch, die is schöne!“

Gutmütig erwiderte der Wacholderbaum: „Na, denn sett di man hen!“ Und begierig kauerte Marleneken zwischen die kleineren Wacholderbüsche, wie in eine Nische.

„Jo!“ begann der Wacholderbaum. „Dat is nu all lange her — do stund bei een kleenet Huus son ollen Wacholderboom.“

„Vor unse Döhre steiht of eender!“ fiel eifrig das Mädchen ein.

„Jo, jo! Zauer Wacholderboom sien Grootvader, nu wat den sien Grootvader is, de is dat! Un de stund bi det kleene Huus — un do wohneten Marleneken und sien Heinerich drinne.“

„Ich heete of Marleneken!“

„Jo, miene Kleene! Un dien Heinerich werd of no tomen! Awers nu hör man tue! Heinerichen siene Mudder war doot — un lag bejrawen unnern Wacholderboom. Un wat öhr Mann war, de hat erscht jeweent, un nachens, do hätt he sich ne annere Fraue jenomen. Dat war ne Wittfraue mit 'n Mäken.“

„Marleneken — ne woahr?“

„Jo, jo — en kiewet, quoadet Mäken! Awers wat öhre Mudder war, die war een siehre falschet Wieb.“

„Ne olle Hexe — ne woahr?“

„Jo, ne olle Hexe — jrade wie 't in de Bücker steiht! Un dorüm kunnte se Heinerichen ne besähn. Un nu man bluus dat Heinerich immer de Schape up de Weide triewen mutt, bluus dodrum lot dat Wieb de Junge bi sich int Huus.“

Ens nue — de Vader war verreiset in de Stadt — do hāt dat olle Wieb jehüert, wie Heinerich seggen dāht: „Woahre man, Marleneken! Wenn ick ens jroot bin, denn werscht du miene Fraue!“

Dunne will dat falsche Wieb uter sich 'jahn vor luter Urjer — un se war jrün un jäl — un bräbbelt so in sich rinder: „Nue awers, nue werd Tied! Nue mütt he stärwen! Awers se lot sich nisch ut — un seggt tu Marleneken: „Morjen kannst due ens up de Wiede triewen. Heinerich soll mi int Huus helpen — un baden will ick of.“

Da jung Marleneken met de Schape up de Wiede. As nue de Fraue met Heinerichen alleene war, seggt se tue em: „Kumm, mien Söhne! Wi willn Äppeln ut de Kiste nöhmen!“

De Kiste hät awers en siehre schworn Deckel met 'n scharpen Rand. Do mocht dat Wieb den Deckel open — un fiakt Heinerichen so recht fründelich an: „Na, mien Söhne! Hol di man of en Appel ruter — awers nimm di man en rechten jrooten!“

„Mudder!“ seggt Heinerich — „Mudder, ji siehn hüt so siehre schrecklich ut!“

„Niederträchtiger Bengel! Nue is jude Tied — nue mocht awers!“

Do bucket he sich runner in de Kiste no de Äppeln. Jurts schmiet de Hexe den Deckel tue — un af is Heinerichen sien Kopp un trüdeln mitten mang de roden Äppeln.

Do nahm dat Wieb den doden Jungen un sett en vor de Huusdöhre. Den Kopp dächt se wedder up den Hals un band en Halsduk um. In de Hand awers gaf se dem Doden en Appel.

As nue Marleneken vun de Wiede kam, seggt se: „Och Mudder! Wat is dat? Unse Heinerich sitt

vor de Döhre un hat en Appel in de Hand. Broder, hebb ic seggt, lat mi mal afbeißē! Awers he antwörd ne un rührt sich ne un sieht janz witt ut. Oh Mudder, wat is dat iruelich!“

Seggt de Mudder: „Wenn de Bengel nich antworden will, hau em ens an die Ohren!“ Do jung Marleneken hen — un wie he immer noch still sweeg, — batsch, gaf se em eens, dat de Kopp runnerflog.

Nue awers verschraf sich Marleneken siehre — un fung an to weenen — und löp to Muddern un hült: „Oh Mudder! Nue hebb ic em den Kopp affschloahn!“

„Mäken“, seggt de Mudder — „wat heft du dahn! Awers swieg man stille, dat Vader nisch marken duht! Wie wolln Heinerichē kofen — un denn seggen wi, dat is Schwartzfuer!“

As nu de Vader no Huus kam, seggt he: „Mudder, wat heft du koft? Dat riecht so schöne!“

„So, Mann! Nue sett di man hen un ät!“

„Awers wu is denn man unse Heinerich?“ seggt de Vader.

„De is in de Stadt rinder — he will wat duhn — is jo oll jroot un stark jenuch dotue!“

„Un hätt mi ne mal atjee jejäwen?“ meent de Vader. Marleneken awers weent un weent.

„Lot do man jut sinn“ — seggt de Mudder — „he werd jo ens widder komen!“

„Oh!“ seggt de Vader — „wie is mi dat Harte so schwär! Awers dat Äten, jo dat Äten schmeckt tue schöne! Giff mi no ens wat! Dat is, as wenn ic dat all alleene äten mütt!“

„Ät man!“ seggt de Fraue — „För mi bruchst de nißcht äwerlich to loten — ic ät do nißcht dervun!“

Un de Bader ät un ät — un as he nißcht me äten kann, do kickt he de affeknobberte Knokens an un seggt: „Nee, sinn diee Beeneken schöne witt — diee münnen nue of bejrawen wärn.“

Do nahm Marleneken de Knokens — un mocht se in öhr siedenes Schnuppdut — un lecht se unnern Macholderboom vor de Huusdöhre.

Met eens, do fung de Boom an, sich tu räjen — un de Läden jungen ut ennanner — un schlenkerten rümmer her, as Arme — jrade as wenn de Boom sich siehre freuen däht. Un nue fung he an tu rooken — un in'n Kooß flackerte Füler — un ut dat Füler kam en schöner Bagle ruter — un sett sich up den Macholderboom un fung an tue singen, as ne Larche:

„Mudder mi schlachten däht,  
 Bader mit ät —  
 Schwester Marleneken  
 Sammelt mien Beeneken  
 Unnern Macholderboom —  
 Och, un de olle Boom  
 Ruuscht mi in Droom —  
 Droom is so god, so god!  
 Ic bin ne dod, ne dod!  
 Tiri, nu sing ic,  
 Himmelan spring ic,  
 Tiri, ne Larche,  
 Um't Morjentrot!“

Un de Bagle is wechjeslahn.

Awers na drei Daage war he widder do — un hätt in siene Pooten en Mistelstruck.

„Stück ens, Mudder! riep Marleneken — „stück, de Bagle is do!“ Un lieep vor de Döhre. Awers dat böse Wieb war witt as Linnenduf — und de Kniee bāweten öhr.

Wat nue de Bagle war, de sat up'n Wacholderboom un sung sien Lied:

„Mudder mi schlachten dāht,  
Bader mi ät . . .“

Dat jung de Fraue durchs Harte, as met 'n Meß — un se will de Bagle ne sähn, un will de Bagle ne hürn. Awers vor de Dogene dāht öhr dat blißen — un öhr Harte dāht schloahn, as wenn 't drinne dunderte.

„Wat singet de Bagle so drurig schöne!“ seggt Marleneken, un de Drähnen lieepen öhr āwer beede Bāden.

„Schwester Marleneken  
Sammelt mien Beeneken  
Unnern Wacholderboom . . .“

„Se singet jo van Marleneken! Och Mudder, he tennt mi!“

„Holl dien Muul!“ kriescht de Fraue un modt sich de Schörte āwern Kopp. Awers de Bagle sung:

„Och, un de olle Boom  
Kruuscht mi in Droom . . .“



Nue fung de Fraue an tu hülen, un hült un hült:  
 „Wo sall ick nue henjahn? Dat Huus bäwet — un  
 de Erde bäwet of — un de Welt wüll unnerjahn  
 — hu hu!“

Do fung de Bagle:

„Droom is so god, so god!

Ich bin ne dod, ne dod!“

„Schloahn dod, den vedammtijen Bagle!“ schreiet  
 de Fraue — un de Hoare stunden öhr tu Berje as  
 Füerflammen — un as ne Wilde führt se met 'n  
 Bessen ut de Döhre. Awers de Bagle lät de Mittel-  
 struch öhr up 'n Skopp falln — un do schläht se hen  
 — un dod is se.

Do fung de Boom an tu rooken un tu brennen  
 — un in 't Füer hürte man en Zwißchern:

„Tiri, nu sing ick,

Himmelan spring ick,

Tiri, ne Larche,

Um't Morjenrot!“

Un met eens, do stund Heinerich un fißt so recht  
 munter in de Welt. Och, un Marleneken, diee ful  
 Heinerichen um den Hals — un denn jungen se int  
 Huus un wurn Mann un Fraue. Un wenn se nich  
 jestorwen sinn . . .“

„Denn läwen se hüt noch!“ rief das Kind und  
 schlug die Hände tosamen. Dann stand es auf  
 und atmete tief: „Och Wacholderboom! Wat kannste  
 schöne vertellen! Schön Dank of! Awers nue mutt  
 ick na Huuse! Utjee of, Wacholderboom!“

Auf einmal erschrad das Kind — es hatte mich gesehen. Ich richtete mich auf und hörte einen raschelnden Sprung. Zwischen den Kiefern huschte etwas dahin — rötlichgelb und weiß — dann war es verschwunden. Im Moose aber lag ein Kränzlein von jungen Wacholderzweigen, wie von Kinderhand gewunden.



### Die Rehspur

„War denn das auch wirklich Marleneken?“ fragte ich schlaftrunken den Wacholderbaum.

„Was es war, ist leicht zu raten. Das da war's!“ erwiderte er und lenkte mein Auge auf eine sandige Stelle am Ranfte des Fließes. Vom nächtlichen Gewitterregen war hier der Sand geglättet. Deutlich prägte er die Spur eines Rehes aus.

Ei natürlich! Ein Reh ist's, was hier aufsprang und nun zwischen den Stämmen verschwand. Von Marleneken hab' ich bloß geträumt!

Ich starre auf die Spur und sinne. Der Wacholderbaum schweigt — doch geht ein magischer Einfluß von ihm aus, der meine Gedanken lenkt.

Liegt hier nicht ein Geheimnis? O freilich, das Geheimnis aller Ordnung! In dieser Spur prägt sich das Reh aus — sein Eigenwesen erhält sich hier. Und so legt wohl jegliche Spur Zeugnis ab für ihren Urheber. Was auch immer geschieht, verläuft in solcher Folgerichtigkeit.

Unscheinbar ist diese Spur — nur ein paar Grübchen im Sande. Und doch, welche Eigenart darin! Ich erkenne sofort, ein Reh ist hier gesprungen. Ein erfahrener Weidmann brächte wohl gar heraus, ob das Tier alt oder jung, ob es trächtig ist, und ob es vielleicht hinkt. Einem Jagdhund mit feiner Witterung würde sich das Wild durch den bloßen Duft verraten.

Und so prägt jedes Einzelwesen seine ganze Eigenart in allerlei Schriftzeichen aus, mit denen es die

Umwelt beschreibt, wenn auch unsere Sinne oft zu grob zum rechten Lesen sind. Und fort lebt es in solchen Autogrammen für die Nachwelt.

Seltener Gedanke! Diese ganze Umgebung ist in einem fort beflissen, Spuren von mir aufzunehmen. Die Erde hier läßt sich eigenartig prägen von meiner Form und Schwere. Gebärden und Worte erschüttern charakteristisch die Luft. Ins Lichtreich hinein strahlen immerfort meine Farben und Formen. Gewöhnlich freilich denke ich nicht daran. Doch jetzt, während ich mich im Fließe spiegle, fällt es mir lebhaft auf: ich kann ja keinen Augenblick im Lichte weilen, ohne das Bild meiner Menschengestalt ringsumher in den Äther zu werfen. Was ich im Wasser sehe, ist nichts anderes als mein ausgestrahltes Bild, wie es hier einem Spiegel begegnet, von dem es abprallt, mein Auge zu treffen.

Und wie getreu drückt sich mein Eigenwesen in all diesen Spuren aus, die ich unausgesetzt meiner Umwelt beibringe. Wenn ich mit dem Finger auf ein Erlenblättchen tippe, so geschieht es eigenartig — vielleicht mit einem feinen Zittern, das genau so bei keinem zweiten Menschen vorkommt.

Individualisiert ist überhaupt jegliche Wirkung in der ganzen weiten Welt. Ja, so muß es wohl sein, ist gar nicht anders denkbar! Alles Wirkende ist eben Eigenwesen — Dasein heißt Besonders-sein.

Zugleich aber bedeutet Dasein auch Wirken. Noch nie erfuhr ich von einem Dinge, das nicht in fortwährender Wirksamkeit sich befunden hätte. Und was

ich erfuhr, war gar nichts anderes als Wirksamkeit von ihm. In seinem Wirken gab es sich mir zu erleben. Angenommen, untätig könnte es sein, so würde ich eben nichts von ihm erfahren — und kein Wesen empfinde von ihm die geringste Kunde. Alles, was ich von den Dingen weiß, ist die Art, wie sie mich beeinflussen. Sogar was ich von mir selber weiß, ist gar nichts anderes. Erst aus meinem Wirken lerne ich mich ja kennen — erst indem die Umwelt meine Tätigkeit hervorlockt, erlebe ich mein Eigenwesen.

Individualität bedeutet also eigentümlich fließende Wirksamkeit, Sondertendenz der Allseele. Und so durch und durch eigen muß dieser Fluß sein, daß in jedem einzelnen Tropfen, im kleinsten Wasserstäubchen die Individualität voll sich darstellt.

O du zähes, untilgbares Eigenwesen! Mag dein Fluß seine Form ändern — mag er scheinbar versiegen — lebendig bleibst du doch — als Dunst, als Wolke schweben die Wasserstäubchen umher, getreulich während das ganze Selbst — und bald wohl fließen sie wieder zu einer Form zusammen, die fast das Ebenbild der früheren Flußform ist.

Das Reh, das hier dahinsprang, fängt sich vielleicht noch heute in eines Wilddiebes Schlinge und muß morgen sein Fell lassen. Doch ist deshalb all sein Selbst vernichtet? Besteht das etwa bloß in des Tieres Körper? Nein, in sämtlichen eigenartigen Wirkungen, zu denen sich diese Alltendenz entwickelt! Die körperliche Gestalt ist nur eine von den zahllosen Stufen, die das Reh in seiner Entwicklung

durchmacht. Die alte Form wickelt eine neue aus sich heraus — der Fluß versiegt, die Wasserstäubchen bleiben — das Reh ist tot, lebendig aber bleibt das System seiner Spuren.

Des Försters Hund wird gewiß nach vielen Tagen hier noch schnuppern. Und mag schließlich Nässe oder Wind das Grübchen verwischen, — einen Photographen gibt es, der das Reh verewigt hat durch rechtzeitige Aufnahme. Sämtliche Stellungen und Bewegungen des Tieres sind festgehalten in zahllosen Momentbildern. Äther heißt dieser emsige Photograph, und das Archiv, dem er seine Bilder einverleibt, Innatur.

Freilich schwebt solch ein Bild nicht starr erhaben über dem Wechsel, dem alle Dinge unterliegen. Es fließt — ist eben lebendig. Immer mehr zerstreuen sich seine Punkte, je weiter die Lichtstrahlen vom Ausgange fortgehen. Doch geordnet bleibt das Verhältnis der Punkte untereinander — und in dieser folgerichtigen Entwicklung hat das Bild bei allem Wechsel unverwüthliche Dauer.

Halt! Da liegt nun enthüllt des Sandgrübchens Geheimnis! Heraus hab' ich, was du mit deinem schweigenden Starren mir beibringen wolltest, treuer Wacholderbaum! Offenbar ward mir auf einmal, was für ein Wesen ich bin, und was überhaupt Individualität bedeutet!

Wenn das Einzelwesen gar nichts anderes ist, als seine besondere Art dahinzufließen, und wenn diese Sondertendenz sich erhält in allen möglichen Flußformen, so bedeutet Individualität eine ewige Entwicklung —

einen kosmischen Trieb, der in wechselnder Form, stets aber derselbe, im Kerne identisch, auftritt.

Ich selber solch ein kosmischer Trieb, eine Alttenenz!  
Zur Erde mag man bestatten meine Gebeine, — aus  
aller Vergänglichkeit schlüpft stets der identische Kern  
heraus und zwitschert:

„Ich bin ne dod, ne dod!  
Tiri, nu sing ich,  
Himmelan spring ich,  
Tiri, ne Varche  
Um't Morjenrot!“



## Sokrates

Die Büste in der Ecke neben meinem Büchergestell schaut mich so eigentümlich an. Der Silenkopf ist es, in dem man Sokrates zu erkennen glaubte. Ich habe mich an diese Deutung gewöhnt.

An der Wand hängt Marlenefens Wacholderkranz. Ich setze ihn dem Weisen auf — er lächelt schalkhaft.

„Was gibt's denn Sokrates? Willst du mir was sagen?“

Sinnend nickt der Ironiker: „Erkenne dich selbst!“

„Nun freilich, Sokrates! Weiß schon! Neu ist gerade nicht, was du mir da offenbarst.“

„Wirklich?“

Wie überlegen das klingt! Ich komme mir auf einmal sehr klein vor. Sollte mein Verständnis vielleicht doch nicht an ihn heranreichen? Sollte der Spruch einen verborgenen Sinn enthalten, der nun eine Knospe treibt und sich auf tun will?

„Erkenne dich selbst! Bisher meinte ich, das soll heißen: Kehr ein bei dir, prüfe, durchforsche, richte und sichte dein Inneres!“

Um den Mund des Weisen spielt der spöttische Zug: „Natürlich! Habe auch kein anderes Verständnis von dir erwartet. Du kennst mich ja bloß von dem, was die Schulmeister dir erzählt haben. Und die freilich verstehen mich nicht besser — legen mir ihre eigene Moralphilisterei in den Mund. Wie könnten sie auch etwas anderes in mir finden, als



eben — sich selbst? Ich sage ja: Erkenne dich selbst — im andern wieder!“

Wie eines Blitzes Schein huscht es durch das Zimmer, und aufgeregte laufen meine Gedanken durcheinander. Ah! War das nicht der neue Sinn? Erkenne dich selbst im andern wieder! „Ich merke, Sokrates: im andern — darauf kommt es an! In sich sein Selbst erkennen — das ist nur eine Vorstufe. Im andern sein eigenes Selbst wiedererkennen — ja darauf . . .“

„Freilich kommt es darauf an! Sonst wäre mein Wort nur platte Alltagswahrheit, nicht wert, daß mich drum die Pythia den weisesten Sterblichen hieß. Endlich also, endlich fängst du an, zu begreifen! Nun laß dich aber nicht abbringen von der Gedankenknospe! Paß auf, wie sie sich entfaltet! Erkenne dich selbst im andern wieder! Was siehst du?“

Da geht vor meinen Augen ein Vorhang auseinander, und ich sehe durchs Fenster die liebe, bekannte Welt — schaue Felder und Forste, mähende Ackerleute, Pferde vor dem Erntewagen, Fischer, die mit Netzen blitzendes Gewimmel aus den Fluten ziehen, dörfliche Strohdächer, die fernen Türme der Stadt, Wolken und Krähen, blauende Weiten . . .

Und alles grüßt mich geschwisterlich — jedes Geschöpf ein Spiegel, drin ich mein eigenes Wesen finde — das ganze Getriebe ein Widerhall dessen, was in mir selber spricht. Blumen und Halme nicken: „Ich bin du!“ Der Sommerwind rauscht, schäumende Wellen jauchzen — und wir sind im Innersten Eins!

Nun wird mir klar, warum mein Fühlen so schwärmerisch versinken kann im Blauen droben und in der wallenden Flut. Nun weiß ich, warum ich Lerche, Reh und Schmetterling so wohlgefällig ansehe — weiß, warum meine Sehnsucht davon träumt, aus jedem Menschenantlitze Adel und Seligkeit strahlen zu lassen. All diese Wesen sind ja mein tiefstes Selbst! Was ich bisher nur ahnte, nun ist es klar.

Und nun will ich auch wandeln in dieser Klarheit! Will mich völlig heilen vom engen Blicke! O vielleicht gelingt mir noch Höheres! Vielleicht kann ich vom niedrigen Schrankentum das All erlösen — alle Wesen in mir erlösen — der ich ja den Quell aller Wesen hier im Innersten hege.

„Ja, erlöse, erlöse!“ ruft es tausendstimmig; und Blumen, Rehaugen, Wolken, Wellen, Fischer, Ackerleute blicken mich flehend an. „Erlöse — Heiland, Heiland!“

Ich schrecke zusammen, ein Zittern befällt meine Glieder. „Heiland? Ich? O was vermag denn ich über euch — ihr fremden Wesen!“

„Wir sind nicht fremd — sind ja dein eigenes Wesen!“ ruft es.

Die Abendsonne glüht durchs Fenster mir ins Auge. „Deine Sonne bin ich! Niemand sonst empfindet mich wie du, niemand genau so wie du!“

Und dann brausen wieder die flehenden Stimmen: „Erlöse, erlöse, du kannst es! Glieder sind wir deines Selbst.“

Verwirrt greife ich an meine Stirne und stammele:  
„Hilf mir, Sokrates!“

Der aber nickt feierlich: „Haben sie etwa nicht recht? Du kannst sie erlösen — denn sie gehören zu dir. Erkenne dich selbst!“

„Aber doch nicht als bloße Traumgeschöpfe gehören sie zu mir — so daß ich ihr Schicksal bloß umzuträumen brauchte! Auch für sich sind sie da, sind Sonderwesen. Dort die Schnitter und die Fischer haben eigene Persönlichkeit gleich mir!“

„Allerdings gleich dir! Genau das Gleiche, das Selbe waltet in euch und knüpft euch zusammen zu einem Reigen, einem gemeinsamen Schicksal. Du gehörst zu ihrem Schicksal — und sie gehören zu deinem Schicksal — du erlebst sie! All dein Erleben aber wächst hervor aus deinem tiefsten Selbst. Drum eben haben sie recht, wenn sie flehen „erlöse!“ Du kannst es! Erkenne dich selbst, erkenne deinen Dämon!“

„Dämon?“

„Der dein Schicksal vollendet, das ist dein Dämon — dein Beruf zum Höchsten! Den erkenne in dir!“

„Aber, Sokrates, ebenso wie du folgerst: jene Wesen gehören zu meinem Schicksal, drum kann ich sie erlösen — so mußt du auch zugeben: ich gehöre zu ihrem Schicksal, drum können sie mich erlösen.“

Freilich können sie das — daß heißt, wofern du willst, wofern du dich erlösen läßt! Auf dich kommt es jedenfalls an — wollen mußt du, sonst gedeiht keine Erlösung. Erkenne dich selbst!“

„Aber gewiß will ich, Sokrates! Sieh doch, wie ich

will! Hier stehe ich und breite sehnsüchtig die Arme. Komm nun, Welt! Umschlingen will ich dich mit Liebeskraft! O du mein Selbst, wandle dich, wandle dich, wandle dich! — Was ist das? Es bleibt ja alles, wie es war! Ach, siehst du, die Welt will nicht, die spröde Welt!“

„Oder du willst nicht, spröder Heiland! Deine Welt, das bist ja du! Erkenne dich selbst im anderen wieder! Sieh doch — schläfrig ziehn die Wolken — die Krähen zanken sich um ein Nas — der Fuhrmann haut mit dem Peitschenstiel dem Pferde ins Gesicht — dort weint eine Witwe mit ihren Waisen, weil man sie von Haus und Hofe treibt — ein Mörder glöht hinter Eisensprossen hervor, man baut sein Blutgerüst . . .“

„Hör auf, Sokrates! O gräßlich! Und ich mit meiner Heilandschaft! Ich Tor, vermessener Tor!“

„Erkenne dich selbst im anderen wieder! Was du da schaust, ist nur dein Spiegelbild. Das foltert dort und raubt und mordet, weil du selber grausam, selber Räuber und Mörder bist!“

„Wie denn? Bin ich etwa verantwortlich für fremde Schuld? Ich wollte ja das Beste!“

Ein heller Blick durchdringt mich wie ein Pfeil. „Wirklich? Wolltest du? Nennst du das etwa Wollen, wenn du von dir abschüttelst die Schuld der Erlösungsbedürftigen? Sieh her, was ich tat!“

Und auf einmal wird Sokrates bleich und schwächlig — Blut perlt auf seiner Stirn, die nicht Wacholderzweige, sondern Dornen krönen — er breitet die Arme

— und wie Orgelbrausen tönt es: „Siehe das Lamm Gottes, das der Welt Sünden trägt!“

Ich stürze auf die Knie und berge das Gesicht in meinen Händen. Da spricht es mit sanftem Vorwurf: „Und du? Hochmütig fragst du: Bin ich etwa verantwortlich für fremde Schuld? O begreife doch: Sich selbst erkennen, heißt auch, in der fremden Schuld die eigene erkennen! Und das ist das Erste für den Heiland!“

Traurig fährt die Stimme fort, dumpf und leise: „Aber freilich — die sich Heilands Jünger nennen, ahnen nicht, in welchem Sinne er der Welt Sünden auf sich nahm. Die in ihrem Gotte nicht mehr erkennen, als sich selbst, dichten ihm lechzende Nachsucht an. Als stellvertretendes Opfer, so wähnen sie, habe das Lamm den göttlichen Blutdurst gestillt — die Loren! Tu wenigstens du ihre Torheit von dir und schaue! Dann gehe hin in alle Welt, zu künden: Es wird niemand erlöst, der nicht in sich von neuem gebiert das heilige Lamm, das der Welt Sünden trägt! Erkenne dich selbst!“

In Andacht lauschend, liege ich und wage keinen Widerspruch. Nur daß etwas in mir zischelt — störend zischelt: „Und doch! Ein Unterschied ist zwischen dir und den anderen! Du bist es doch nicht, der Witwe und Waisen dort von Haus und Hofe treibt!“

Grollend kommt die Antwort: „Du bist es nicht? Ei, warum lässest du es denn geschehen? Warum kümmerst dich die Witwe so wenig? In deinem Nächsten

liebe dich selbst — das auch heißt erkenne dich selbst. Blinder Jünger! Du und dein Nächster sind nicht zweierlei. Wenn er leidet, mußt du leiden! Tu die Augen auf und sieh, daß ihr eines Leibes Glieder seid — du und die Witwe mit den Waisen. Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast, und gib es den Armen — so wirst du einen Schatz haben, einen Schatz an Erlösung.“

Schmerzhaft zuckt durch meine Seele das blendende Licht, und ich erkenne mich — sehe, daß ich es bin, von dem geschrieben steht: „Da der Jüngling das Wort hörte, ging er betrübt von ihm; denn er hatte viele Güter.“

Meine Niedergeschlagenheit machte Miene, unwirksam aufzutreten. Ich möchte mich aufs Streiten verlegen, möchte sagen: „Was hilft es, wenn ich meine Güter opfere? Das wäre ein Tropfen auf einen heißen Stein! Was hilft es, wenn die anderen Reichen es nicht ebenso machen . . .?“

Aber die Stimme vereitelt meine Ausrede: „Die anderen? Erkenne dich selbst in ihnen wieder! Heißt das wohl erlösen, wenn man wartet, bis es den anderen gefällig ist, Erlöser zu werden? Belüge dich nicht! Erkenne dich selbst!“

Da liegt gebrochen meine Vermessenheit im Staube: stammelnd entringt sich mir das Geständnis: „Ich sehe es ein — zum Heiland bin ich zu schwach! Aber muß denn gleich das Höchste unternommen werden? Ist es denn nicht schon etwas, wenn ich mich fern halte vom großen, groben Unrecht — wenn ich mich

nie beteilige an solcher Ausplünderung bedürftiger Witwen und überhaupt . . .?“

„Du beteiligst dich nicht? Also du erkennst dich nicht in den harten Gläubigern der Witwe wieder? Machst du nicht mit ihnen gemeinschaftliche Sache? Ist nicht der austreibende Beamte dort mit bunter Mütze und Säbel ebensogut von dir wie von den Gläubigern bestellt? Treibt er nicht im Namen eines Bundes aus, den du mit den Gläubigern eingegangen bist, und den ihr Ordnung nennt? Bist du nicht eine Stütze dieser Ordnung? Läßest du nicht von ihr deinen eigenen Reichtum hegen? Stammt dein Reichtum nicht vom Ausplündern?“

„So ist es!“ ruft eine rohe Stimme. Der Verbrecher ist es, der wild hinter seinen Kerkerprossen hervorlugt. „Himmelkreuz, wenn alles plündert, warum durfte ich es nicht? War ja nur Vergeltung, was ich tat. Mich hatten die Reichen gründlich ausgeplündert, als ich hinterm Zaune lag, hungrig und ohne Obdach. Hab's verdammt nötig gehabt, daß mir der dicke Viehhändler mit seiner Geldkase in den Weg kam. Weil ich den beim Ausplündern kalt machte, wollen sie nun mich selber kalt machen. Und das nennen sie Recht, daß sie sich herausnehmen, was mir verboten ist! Hol der Teufel die ganze Bande! Himmelkreuz . . . Haha! Geholt hat er sie ja schon — verdammt ja — hat sie schon! Wahrhaftig, längst schmachtet die Bande in der Hölle, und der Teufel zwickt sie mit glühenden Zangen. Ich selber bin eigentlich nichts anderes als solch eine Zange. Und

weil ich wacker gezwickt habe, sind sie nun wütend und wollen mich abtun. Macht nichts! Der Teufel sorgt für neue Zangen; die müssen sie selber schmieden — das ist so ihre Ordnung! Und damit foltern sie einander so lange, bis — bis — ja was denn? Sollte es möglich sein? Sollten die Menschen schließlich doch mal zur Besinnung kommen und an ihre Brust schlagen und . . .? Herrgott! Das wäre ja das Paradies! Und dann wäre ja mein Leben kein Unsinn! Dann hätt ich mit meinem Zwicken gar dazu beigetragen? Dann hätte ich eine Mission — wäre ein Märtyrer! Herrgott, das erhebt . . .“

Und wieder die Erlöserstimme: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein! Auch dein Treiben mündet schließlich hinein.“

„Gnade, Gnade!“ schluchzt der Verbrecher.

Und es tönt die Antwort: „Das Böse ist das unreife Gute — es reife sich aus in Ewigkeit! Da hast du die Gnade — das ist sie!“

Tränen stürzen aus meinen Augen, und ich rufe: „Der Verbrecher bin ich — seine Schuld ist meine — ich brachte ihn dahin, und in seiner Lage wäre ich nicht besser wie er! Alle Sünden nehm ich auf mich! Nun erkenn ich mich selbst!“

Milde, doch wehmütig spricht die heilige Stimme: „Steh auf! Fest zu stehen gilt es — nicht wie ein Schwächling zu knien und große Worte zu machen. Erkenne dich selbst! Gib acht, ob deine Reue nicht nur ein flüchtiger Rausch ist! Gib acht, was für einer du morgen, vielleicht schon in der nächsten



Stunde bist! Dein Lieffstes nur entscheidet. Dein Dämon, der alles Leben deiner Welt beruft, er nur kann vollbringen die erlösende Wandlung.“

„Und wie bestimme ich dazu meinen Dämon? Wie wirke ich auf den tiefften Kern? Was gehört dazu?“

„Leben gehört dazu! Sieh mich an! Jahrtausende leb ich nun schon — predigte als brauner Bettler unter Indiens Sonne — trank in Athen den Giftbecher — ließ auf Golgatha ans Kreuz mich schlagen — schmachete in Kerker und bestieg Scheiterhaufen — alles für meinen Dämon! Und doch, wie roh ist nach alledem noch unser Menschenkern! Noch lange nicht zu Ende geht meine Mission — Nonen hindurch hab ich noch zu leben, zu wirken — bis mein Latenleib verschlungen hat alle Menschen und sich angegliedert. Nicht in der Zeit, in der Ewigkeit vollenden wir. Da siehst du, was dazu gehört! Du aber wähnst mit einer schnellen Umarmung, einem flüchtigen Dichterflackern, die Reife zu vollenden. — Wohlan denn! Lebe lang, liebe treu, leide groß! Zahlloser Wesen Schicksal nimm auf dich! Durchdringe sie mit dem Erlöserwollen! Erlebe dich, erkenne dich in ihnen! So nur reift der Menschenkern — so erst wird Gott.“

„Und dann — und dann? Wenn er gereift ist, was dann?“

„Dann wirst du wissen, was noch höher steht, als höchstes Menschentum. Sei Mensch, und du wirst Menschliches erleben. Verkläre dich, und mit Ver-

NOU

klärten wirst du dein Himmelreich bewohnen. Da draußen schaust du ewig nur dich selbst — all deine Welt ist deinesgleichen — du selber schaffst dein Schicksal dir — erkenne dich, erwecke dich!“



### Im Wirken bewährt sich dein Wesen

Erkenne dich selbst — auch in deinen Laten wieder! Bist ja nichts anderes, als was du tußt! Nur was einer schafft, ist sein wahres Eigentum . . .

So geht es mir durch den Sinn; und ich sehe deutlich, wie sich das neue Erkennen dem früheren angliedert — wie das, was ich im Anschauen der Rehs spur und im sokratischen Einflusse fand, auch aus jenen Gesichten hervorwächst, die der Liebesreigen mir offenbarte.

Die Liebe, so sah ich damals, ist das Drängen des Kindes, das den Eltern angegliedert sein möchte. Das Kind lebt und webt also in den Eltern als Einheit, Identität, die heimlich die beiden aneinander knüpft, noch bevor ihre Vermählung stattgefunden hat — längst vorher.

Und nicht bloß von der geschlechtlichen Liebe gilt das, sondern von jeglicher Einwirkung — die ich ja als Liebe im weiteren Sinne betrachte. Ich folgere also: die Wirkung ist das drängende Kind, das seinen Wirkern sich angliedern möchte. Die Wirkung keimte längst in den Wirkern, verknüpfte sie mit heimlichem Bande, als innewohnende Identität. Früher war diese Identität ein Keim. Nun entwickelt sich der Keim zum Kinde, wird geboren und Wirkung genannt.

Ich gewinne durch diese Auffassung ein tieferes Verständnis der Kausalität.



Früher konnte ich nicht verstehen, wie ein Wesen es eigentlich anstellt, auf ein anderes zu wirken. Ich sah, wie eine Kugel aufprallend die andere Kugel bewegt. So ähnlich, sagte man, lasse sich das Wirken der Atome auf einander denken. — Wie denn aber? fragte ich. Angenommen, Atom A wirke auf Atom B. Dabei sollen A und B absolut zweierlei, scharf gesonderte Individualitäten sein. Wie kann es da Gemeinschaft zwischen ihnen geben? Wie läßt sich veranschaulichen, daß A Einfluß ausübt auf B? Und wie kommt B dazu, sich beeinflussen zu lassen von dem gänzlich fremden A? Ein unüberwindlicher Abgrund trennt die Beiden; und mögen sie noch so nahe zusammenkommen, eine scharfe Differenz hält sie stets auseinander, A ist niemals B.

Dieselbe Denkschwierigkeit kommt von einem falschen Atombegriffe, und der hängt zusammen mit einem falschen Begriffe von Kausalität. Man darf die Atome nicht für absolute Sonderwesen halten. Sie sind vielmehr in aller Besonderung doch auch Gemeinschaftswesen, mit einander identisch, Unterscheidungen des einen. Und ihre Einheit, ihre Gemeinschaft darf Liebe heißen. Wenn A auf B wirkt, so geschieht es vermöge ihrer Liebe zu einander, vermöge der keimenden, drängenden Liebesfrucht, die heimlich, doch längst, den beiden innewohnt als einende Identität, und die nun geboren wird als kindlein Wirkung.



So stellt sich denn heraus: Eine Wirkung ist nur innerhalb eines Zusammenhanges, eines Rahmens möglich, der die Zusammenwirker umfaßt. Je vielseitiger dieser Zusammenschluß, desto reicher die Beeinflussung; je dürftiger aber das System, desto mehr nähert sich das Verhalten seiner Glieder der Gleichgültigkeit.

Tritt irgendwo eine Wirkung auf, so zeigt sie an, daß hier ein 'gewisses System bestehen muß, dessen Glieder die Zusammenwirker sind — mit anderen Worten, daß zwischen den Zusammenwirkern eine Identität sich geltend macht.

Angenommen, ein Glas Wein, das ich trinke, wirkt erheiternd auf meinen Geisteszustand, so wird diese Wirkung nur durch eine Identität möglich, die mein körperliches und geistiges Leben zur Einheit verbindet. Daß Körper und Geist keineswegs zwei grundverschiedene Wesen, vielmehr eigentlich ein und dieselbe Allseele sind, nur auf verschiedene Art betrachtet oder besonders — dieser bedeutsame Satz folgt also unmittelbar aus der Tatsache, daß eine kausale Verbindung zwischen Körper und Geist besteht; freilich ist dabei mein Kausalitätsbegriff unerläßlich.

Angenommen ferner, die durch den Wein in mir geweckte Stimmung wirke ansteckend auf Freund Oswald. Auch zu dieser Wirkung ist Identität nötig. Zunächst wird vermöge der körperlich geistigen Einheit mein Seelenzustand meine Menschengestalt zu bestimmten Mienen, Gebärden und mündlichen Äußerungen bestimmen. Damit aber diese Bewegungen

meiner Menschengestalt auf Oswalds Menschengestalt wirken können, ist ein Zusammenschluß dieser beiden Gestalten unerlässlich, eine Gemeinschaft, ein Element, das sie beide umfaßt.

Es sind Licht und Luft, die Mittler der Augen- und Ohrempfindungen. Diese Flut, welche die Gestalten umspült, ermöglicht den Verkehr zwischen den verschiedenen Ohrwesen und Augenwesen. Sie bildet ihren erweiterten Leib, den gemeinsamen Umleib.

Es ist also verkehrt, die Einzelmenschen bloß als isolierte Organismen zu betrachten; sie schließen sich vielmehr zu einem höheren Organismus zusammen, als Glieder, verbunden durch den Umleib.

Auch für diesen höheren Organismus gilt der Gedanke, daß alles Körperliche, auf andere Art betrachtet, als ein Geistiges sich darstellt. Und so bilden wir Menschen nicht nur in physischer Hinsicht einen Organismus, sondern auch in psychischer. Es ist die gemeinsame Menschenseele, die ihre Sonderseelen zur gegenseitigen Mitteilung verbindet. Und wenn wir auch noch die nichtmenschlichen Glieder hineinbegreifen, ist es der Erdgeist. Erst dadurch, daß unsere Seelen in dieser umfassenden Identität verbunden sind, werden meine dem Lichte und der Luft anvertrauten Seelenaßerungen Oswald verständlich.



Der menschliche Umleib entlastet vielfach den Leib. Zum Umleib gehört nämlich die gesamte Kultur. Was

kulturell in äußeren Einrichtungen festgelegt ist, braucht nicht leiblich vererbt zu werden. Der Mensch, der seine Erfahrungen und Fertigkeiten im Umleibe anlegt, erlangt dadurch einen ungeheuren Vorteil. Die Erbschaft, die ein Tier seinen Nachkommen vermachet, wird fast nur durch das Blut übertragen. Dies Mittel aber ist eng. Unmöglich ließe sich die gewaltige Fülle von Wissen und Erleben, wie sie in Bibliotheken und anderen Kulturwerken aufgespeichert ist, unmittelbar, durch das Blut, von den Eltern auf das Kind vererben. Sollte die natürliche Kraft der Vererbung das alles im Mutterleibe dem Kinde einprägen, sein Gehirnchen würde aufgerieben unter dem Ziselierstift der Natur. Unendlich praktischer, wenn das geistige Erbe der Eltern, in den Umleib projiziert, zum künstlichen Werkzeuge verwandelt wird. So steht dem Nachkommen das Ganze zur Verfügung, ohne daß er damit belastet wird.



Der Monismus lehrt, daß in allen Besonderheiten, so grundverschieden sie auch scheinen mögen, doch eine Einheit wohnt. Dies Monon ist nicht einseitig in einem chemischen Stoffe oder in mechanischer Bewegung zu suchen. Die Weltphysik bedeutet ja nur eine Darstellungsart der Weltpsychie. Unter diesem Gesichtspunkte ergibt sich als Monon ein universales Ich, das All-Ich. Denn was wir Ich nennen, ist nichts anderes, als die Identität in psychischer Hinsicht.

Im All-Ich sind die Sonderwesen wie verschiedene Erlebnisse oder Vorstellungen enthalten. Was sie verbindet, ist Sympathie, Liebe. Daß aber diese eingeordneten Sonderwesen sich selber auch noch als Ich empfinden, kommt daher, daß ihnen nicht bloß die allumfassende Identität innewohnt, sondern nebenher eine besondere, individuelle.

Individualität bedeutet also Sondereinheit. Und überall, wo wir Sondereinheit finden, dürfen wir annehmen, daß sie sich als Individualität, als Ich empfindet. Freilich wird dort, wo die Sondereinheit an Innigkeit und Vielseitigkeit zu wünschen übrig läßt, nur ein dürftiges Ich empfunden werden. So kann ich dem Stein nicht denselben Grad von Individualität zuschreiben, wie dem Menschen oder einer Pflanze. Wohl nur in dumpfer, monotoner Weise spürt sich der Stein als Ich.



Ehedem glaubte man an Zauberei und Schöpfung in dem Sinne, daß eine Wirkung aus nichts hervorgezaubert werde durch Schöpferkraft. Meine Auffassung von Kausalität bricht völlig mit diesem Überglauben, während er in anderen Kausalitätsbegriffen noch herumspukt.

Ich fand, daß zwei Wesen einen Zusammenhang, eine gewisse Sondereinheit bilden müssen, um überhaupt in der Lage zu sein, eine Wirkung hervor zu bringen. So stellt sich die Wirkung als Fortentwid-



lung einer Sondereinheit oder Individualität heraus, die längst zwischen den Wirtern besteht.

Bisher wurde, so scheint mir, die Entwicklung als ein Spezialfall der Kausalität aufgefaßt. Ich sehe hingegen in aller Kausalität nichts anderes, als Entwicklung eines Identischen. Die Gemeinschaft der Koeffizienten entwickelt sich zum Effekt.



Auch die logische Kausalität, die Begründung, der Beweis, bedeutet nichts anderes als Entwicklung eines Identischen. Der neue, zu beweisende Satz ist keimhaft in den Gründen angelegt und wird nun daraus entwickelt. Dabei müssen die Gründe bereits anerkannt sein; sonst hat der neue Satz natürlich keine überzeugende Kraft; nur aus den Gründen kann er ja diese Kraft ziehen. Einen Gedanken beweisen heißt, seine Identität mit anerkannten Gedanken zur Anschauung entwickeln.



Wer die verschiedenen Stufen der logischen Entwicklung, die Glieder der Beweiskette, mit dem Ewigkeitsblicke — ineinander — zu schauen versteht, der hat Intuition. Nicht immer ist der intuitive Seher imstande, sein Erschautes schulgerecht beweisen zu können. Oft gelingt ihm der Beweis erst nach großer Anstrengung — wie dem Pythagoras, der über seinem

intuitiv erfaßten geometrischen Satze lange grübeln mußte, bis er „Heureka“ rufen durfte. So fällt es dem Fernsichtigen schwer, nahe Gegenstände deutlich zu sehen. Die intuitive Erkenntnis ist genial. Aber sie bedarf hinterher des Beweises. Der Beweis erst macht sie den Kurzsichtigen zugänglich. Auch bildet er eine Kontrolle, einen Prüfstein, der die echte Intuition von der falschen unterscheidet.



Gelegentlich sagte ich Oswald, daß für mich Kausalität Entwicklung bedeute, und erläuterte diesen Satz folgendermaßen: „Das All besteht aus lauter Tendenzen, die sich zu Systemen verweben und fortentwickeln von Stufe zu Stufe. Der vorhergehende Zustand eines Systems ist die Ursache, der nachfolgende die Wirkung. Ursache und Wirkung sind also Entwicklungsstufen eines Identischen.“

„Zum Beispiel?“ fragte Oswald.

„Zum Beispiel das Hühnerei und die Blutwärme bilden zusammen die ursächliche Entwicklungsstufe des Wesens, das bei seiner Fortentwicklung als Küchlein aus den Schalen schlüpft. Und der Blitz, der den Baum trifft, nebst dem Baume, der sich vom Blitze treffen läßt, sowie nebst allen einflussreichen Umständen — das zusammen bildet ein System von Alltendenzen. Dies ursächliche System entwickelt sich zur Wirkung — zum verkohlten Baum. Und zwar notwendig. Aus dem einfachen Grunde, weil  $A = A$ ,

folgt auf eine bestimmte Ursache unausbleiblich die entsprechende Wirkung. Anders könnte es nur dann sein, wenn der identische Kern, sobald er in das Stadium der Wirkung eintritt, in nichts sich auflöste.“

„Und solche Vernichtung ist dir undenkbar.“

„Undenkbar — weil eben die Folge den identischen Kern aufgenommen hat. Ich schließe einfach: In der weiten Welt geht nur Folgerichtiges vor sich — das heißt: Es gibt keine Vernichtung identischer Kerne.“

„Und warum legst du solchen Nachdruck auf diesen Satz?“ fragte Oswald.

„Weil er mir die Anschauung vermittelt: Es gibt keine Vernichtung der Individualität. Wie die Ursache sich in ihrer Wirkung erhält, so auch die jetzige, menschliche Stufe meiner Individualität in meinen Taten. Du siehst, aus dem bloßen Begriffe der Kausalität läßt sich ohne weiteres eine individuelle Unsterblichkeit ableiten. Das System meiner eigenartigen Wirkungen ist die Fortentwicklung, die nächste Daseinsstufe meines Eigenwesens.“



Als ich neulich mit Oswald den Gedanken verfolgte, daß der Mensch als Individualität in seinen Taten fortlebt, erhielt ich den Einwand: „Die Taten der verschiedenen Menschen durchkreuzen und hemmen einander vielfach, oder verschmelzen auch; wie sollte nach Aonen eine einzelne Individualität immer noch sich absondern aus dem Gewühl der Wirkungen?“

Ein Blick in die sonnige Welt erteilt mir befriedigende Antwort. Dort steht eine Gruppe Kiefern, dabei Haidekraut, fern blinkt der See. Von dorthier fluten Ätherwellen zu meinem Gesicht; so kommt mein Sehen zustande.

Ich frage nun: Ist es nicht auffällig, daß diese Ätherwellen, die von ihren Quellen ganz individuell gestaltet worden sind, kreuz und quer durcheinander fluten, ohne dabei ihre Individualität verwischen zu lassen? Gibt uns diese Tatsache nicht eine Probe von dem, was die hehre Welt der Ordnung leisten kann? Ich denke, wie sie die individualisierten Ätherwellen vor dem chaotischen Verschwimmen bewahrt, wird sie auch die individuellen Latensysteme überhaupt voneinander gesondert halten.



Wo auch immer ein kausales Band besteht, da keimt Sondereinheit, Individualität, und drängt zur Entwicklung. Der Funke und das Pulverfaß gehören zusammen, drum finden sie einander zur Explosion. Dabei gleicht der Funke dem roten Kügelchen, das Pulver dem blauen, die Explosion dem violetten Kügelchen. Weil das Violett sich gestalten wollte, drum hat es seine Eltern, Rot und Blau, kopuliert. Mit anderen Worten: Das zwischen Funke und Pulver waltende Band, die Kopula, diese in den beiden wie ein keimendes Kind schlummernde Individualität, wollte aus der Heimlichkeit heraus zur Aktivität und

entwickelte sich zur Explosion. Das ist der innerliche Sinn dieses kausalen Vorganges, wie überhaupt jeglichen Wirkens.



Eine der Explosion ähnelnde, losgebundene, aus der Anlage heraus entwickelte Individualität sehe ich in jedem Dinge und jedem einheitlichen Ereignis. Was die Sprache „Ding“ nennt, ist eigentlich eine Personifikation, eine Vorstellung nach dem Muster meiner eigenen Individualität, ein Ich. Der Dichter hat ganz recht, hat im wissenschaftlichen Sinne recht, wenn er Bliß und Sturm, Wolke, Meer und Klippe personifiziert. In lauter Individualitäten läßt sich das Allgewebe auflösen. Dasein heißt Individualität sein.



Die Physik hat das Gesetz von der Erhaltung der Energie entdeckt. Meine Betrachtung verbreitet mir darüber neues Licht. Sie zeigt nämlich den Grund, warum die Energie sich erhält, und findet denselben Grund in Vorgängen, die über das physikalische Gebiet hinausführen. So gewinnt das Gesetz von der Erhaltung der Energie eine weitere, bedeutungsvollere Fassung.

Das Gesetz von der Erhaltung der Energie läuft auf die allgemeinere Wahrheit hinaus: Es gibt keine

Bernichtung. Was wie Vernichtung aussieht, ist nur Entwicklung. Alle Umwandlung bezieht sich lediglich auf formale Momente, nicht auf das Wesen. Die formalen Momente lösen einander ab, durch ihren Wechsel aber zieht sich ein identischer Kern unverwüstlich hindurch.

Auf die physikalischen Vorgänge angewandt, hat diese Idee folgendes Ergebnis: Verfolgen wir ein gemessenes Quantum Energie, so finden wir, daß es niemals sich verliert, sondern bloß in neuen Formen sich darstellt: bald tritt es als Spannkraft auf, bald als mechanische Bewegung, bald als Wärme, Elektrizität, Licht oder Schall.

Hier ziehe ich meine Taschenuhr auf; das heißt: Ein Quantum Bewegung geht aus meinen Muskeln auf die Uhr über und wird in der Uhrfeder als Spannkraft angelegt. Von hier verwandelt sich dies Energiequantum in die Bewegung der Räder, teilweise auch in die Wärme, die aus der Reibung des Werkes entsteht, und in Lufterwärmung, die als Tiden unser Ohr trifft. Messen wir nun die Energie auf den verschiedenen Stufen ihrer Verwandlung, so finden wir, das ursprüngliche Quantum kehrt überall wieder, es bleibt konstant.

Die sich umwandelnde Energie gleicht einem Flusse, der zu verschiedenen Adern sich verzweigt — wobei auch das im Sande und in den Pflanzen versickernde, sowie das verdunstende Wasser als Ader zu betrachten wäre. Denken wir uns nun, längs dieses Wassersystems befänden sich in gewissen Abständen Stationen, welche

das passierende Wasser messen, so würde sich ergeben: In allen Stationen tritt dasselbe Quantum auf.

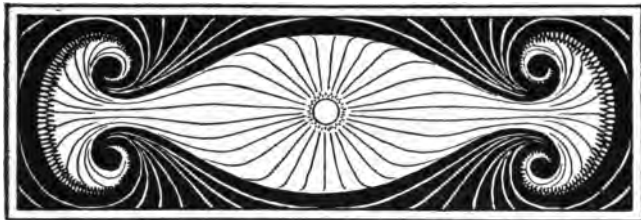
Offenbar bildet der Fluß und überhaupt jedes System das, was ich Sondereinheit oder Individualität nenne. Und so erweitert sich mir das Gesetz von der Erhaltung der Energie zum Gesetz von der Erhaltung der Individualität.

Wohl ändert sich die Form, in der meine Individualität sich betätigt. In einiger Zeit werde ich die zur Zeit bedeutsame Form, die Menschengestalt, aufgeben. Aber die Sonderheit, die mein Wesen ausmacht, wird dann in einer anderen Form, die sich aus der vorigen entwickelt hat, weiterleben, nämlich als Latenleib.

Solche Erhaltung der Individualität scheint mir das allgemeine Gesetz zu sein, von dem das physikalische Gesetz der Energie-Erhaltung nur einen Spezialfall bildet.

Es wäre ja auch seltsam, toll und verückt, wenn die große Ordnung, der wir als Glieder angehören, zwar an der Erhaltung eines Fünkchens physikalischer Energie ein Interesse haben sollte, nicht aber an der Erhaltung einer menschlichen Geistesfacel — wenn sie erhabene Genien wie Buddha oder Jesus, Sokrates oder Platon, die ihr so selten gelingen, nach kurzer Frist der Vernichtung überantwortete.





### Mitteilung

Wie das Zeugen ein Mitteilen ist, so kann auch umgekehrt jede Mitteilung als Zeugung gelten.

Der Schriftsteller, der sich seinen Lesern mitteilt, zeugt in ihnen geistige Kinder. Jedes Wort, jede Gebärde, jedes Schriftzeichen, jeder sinnliche Ausdruck eines Innern ist ein heiliges Begattungsglied. Verstehen sich zwei Wesen, so bedeutet das eine Vermählung.

Indem also die Mitteilungsfäden hinüber und herüberweben, kreuz und quer, in verwirrender Menge, von Stern zu Stern, von Stäubchen zu Stäubchen, von Angesicht zu Angesicht, von Mund zu Ohr, von Blume zu Falter und Biene, vom Wasserstoff zum Sauerstoff, von der Rehspur zum Grübler — indem so das All ein unermessliches Geflecht von Mitteilungen bildet, stellt es eine Liebesorgie dar, weit großartiger noch als die Fülle der mannweiblichen Paarungen, auf die man die Bezeichnung Zeugen gewöhnlich beschränkt.



Alles Mitteilen, fand ich, ist ein Zeugen. Nun aber wird mir offenbar, wie alles Wirken ein Mit-



teilen ist. Also bedeutet Wirkung Zeugung, Kaufalität ein Liebesband.

Indem ich nach außen wirke, vermählt sich mein Eigenwesen, mein Zeug mit meiner Umgebung und bringt ein Kind hervor — meine Tat. Wie im violetten Kügelchen enthalten ist des Vaters Blau, so steckt in allem, was ich wirke, mein identischer Kern — individualisiert ist jede Tat, des Zeugers Ebenbild. Und wie dem blauen Stammvater seine ganze Nachkommenschaft sich angliedert, so bilden auch meine Wirkungen eine Gliedergestalt: meinen Latenleib. Im weitesten Sinne bedeutet mein Latenleib nicht blos das Ergebnis meiner bewußten Aktivität, sondern alles, was ich gelebt habe, mein eigenartiges Schicksal, die ganze Frucht meiner Individualität.

Was im gewöhnlichen Sprachgebrauche Leib genannt wird, ist eigentlich auch schon Latenleib, nämlich Baustoff, den die Individualität organisiert hat.

Doch hehr hinaus über diese Leistung strebt die Individualität. Nur ein Gerüst bedeutet ihr der Leib, mittels dessen sie etwas viel Großartigeres errichten will. Durch den Leib wirkt sie nämlich auf die Außenwelt und bildet um ihn herum die Werke, den weiteren Leib, den Latenleib.

Zerfällt nun der engere Leib zu Staub, so braucht ihr das kaum mehr zu gelten, als dem Baumeister der Abbruch des Gerüsts. Gesichert ist ja der Bau — fort lebt die Individualität auf einer höhern Daseinsstufe — in ihren Taten, als System individueller Wirkungen, das sich fortspinn't ins Unendliche.

Das ist unsere Unsterblichkeit — kein Hirngespinnst alten Glaubens, keine dualistische Trennung der Seele vom Körper — vielmehr eine wissenschaftliche, monistische Unsterblichkeit.



Wie man jedes Ausdrucksmittel als ein Begattungsglied betrachten kann, so überhaupt jedes Mittel, das irgendwelche Wirkung hervorbringt. So ist die Menschenhand ein Phallus. Der Handwerker zeugt mit ihr sein Werk. Fast die ganze materielle Seite der Kultur ist diesem Gliede entsprossen.

Ein noch höheres Begattungsglied, ein Über-Phallus, Über-Zeuger, ist der Kopf. Von unserem geistigen Wesen überzeugt er, teilt es der Außenwelt mit und macht sie zum untertänigen Gliede der intelligenten Individualität.



Ich sah bereits, wie alle Entwicklung, jedes Sonder-schicksal zustande kommt durch zwei Zusammenwirker, nämlich durch das Alte, die Erbschaft, die Vorwelt, und durch das Neue, den Erwerb, die Mitwelt, die sich hinzu und hineindrängt.

Gut! Aber warum drängt sie sich hinzu und hinein? Jetzt weiß ich es: Aus Liebe! Wie es mich treibt, mein Eigenwesen der Welt um mich aufzuprägen, wie mein Wirken lauter Vermählung mit

Fremdem bedeutet, so sucht andererseits die fremde Welt mich zu ehelichen.

Sieh, die Sonne! Eine Flut von Liebe strömt von ihr aus. All ihr ungeheures Werk ist Liebestat. Mit ihrer Glut begattet sie rings das Äthermeer und zeugt daraus das Kindlein Sonnenschein. Dieser Stammhalter leitet das Wesen der Sonne weiter in allerlei Ehen. Mit der Erde bringt er die Pflanzen hervor und durch ihre Vermittlung die pflanzenfressenden Tiere und Menschen. Umkosend bewahrt er diese Sonnenkinder vor dem Erstarren, teils unmittelbar, teils indem er Holz und Kohle erzeugt. Was vom Ofen strahlt, ist ja ganz offenbar das Zeug der Sonne. Mit dem Wasser bringt der Sonnenschein den Dunst hervor, der sich formt zu Wolke, Schnee und Regen, zu Bächlein, Wasserfall und Strom. Auch in der Luft ergießt der Sonnenschein seine Wärme und bringt Winde hervor. Raun übersehbar sind die Werke der liebenden Sonne.



Und sieh, auch alles Farbige, die ganze liebe bunte Augenwelt gehört zu den Kindern des Sonnenscheins. Mit den Blättern der Linde zeugt er eigenartige Ätherelfen. Die schwirren an mein Gesicht und begatten es, so daß die Empfindung des Grünen und der Blattform entsteht. So steckt in dieser Empfindung etwas vom Wesen der Sonne, etwas vom Wesen des Äthers, etwas vom Wesen der Linde und etwas von

meinem eigenen Wesen. Das alles hat sich vermählt. Die fremden Wesen haben sich einander und zuletzt meinem Wesen mitgeteilt.

Alle Empfindung ist solche Mitteilung. Sie gibt mir also tatsächlich etwas vom fremden Wesen — nämlich soviel davon meinem Eigenwesen sich vermählen konnte. Drum bedeutet die Welt der Empfindungen, obwohl mein Eigenwesen natürlich darin steckt, nicht etwa einen trügerischen Majaschleier, sondern Erkenntnis. Kein verstecktes, ungeheuerlich fremdes und ödes Ding an sich ist die Innatur, sondern mir vertraut in der Fülle von Mitteilungen, deren sie mich würdigt. Und jedes Sonderwesen offenbart sich wenigstens teilweise in den Empfindungen, die ich von ihm habe. Mein Mitmensch teilt sein Innenleben mit in Miene und Geberde, Wort und Schrift. Und Mitteilungen sind das Rauschen von Wind und Welle, das Aussehen der Pflanzen, Berge und Wolken — mag auch die stumpfe Menge darin nur sinnloses Gestammel, seelenloses Schnörkelwerk, brutale Klumpen finden.



„Die Welt ist meine Vorstellung“ — sagt Schopenhauer — „dies ist eine Wahrheit, welche in Beziehung auf jedes lebende und erkennende Wesen gilt; wiewohl der Mensch allein sie auf das reflektierte, abstrakte Bewußtsein bringen kann; und tut er dies wirklich, so ist die philosophische Besonnenheit bei ihm ein-

getreten. Es wird ihm dann deutlich und gewiß, daß er keine Sonne kennt und keine Erde, sondern immer nur ein Auge, das eine Sonne sieht, eine Hand, die eine Erde fühlt; daß die Welt, welche ihn umgibt, nur als Vorstellung da ist, das heißt durchweg nur in Beziehung auf ein anderes, das Vorstellende, welches er selbst ist.“

Wer diesen Gedanken zum ersten Male faßt, sträubt sich wohl heftig dagegen. Eine harte Zumutung für das Gemüt, seinen Glauben an die liebe, frische Sinnenwelt preiszugeben und sie nur noch als Eingebilde gelten zu lassen. Doch dieser unbequeme Gedanke stützt sich fest und bleibt eigensinnig stehen. Nicht leicht kommen wir dagegen an, wenn er philosophiert: Was ich von der Außenwelt weiß, ist Empfindung, also subjektiv. Die Farben und gesehenen Formen sind Erregungen meines Sehnerven und Gehirns durch den bewegten Äther. Die bunte Welt ist also ein Phänomen in meinem Geiste; ob sie auch noch sonst in derselben Weise existiert, weiß ich nicht; es zu behaupten, wäre eine willkürliche Annahme. Und so habe ich kein Recht, die Welt an sich für tönend, duftend, süß und weich zu halten; sie wird wohl finster, stumm und öde in jeder Hinsicht sein.

Fechner empfand diese Philosophie besonders peinlich, als er einmal spazieren ging im Leipziger Rosental und das Auge über eine blumige Wiese schweifen ließ. „Seltsame Täuschung!“ sagte er sich. „Im Grunde ist doch alles vor mir und um mich Nacht und Stille; die Sonne, die mir so glänzend scheint,

daß ich mich scheue, ihr mein Auge zuzuwenden, nur ein finsterner, im Finstern seinen Weg suchender Ball. Die Blumen, Schmetterlinge lügen ihre Farben die Geigen, Flöten ihren Ton. In dieser allgemeinen Finsternis, Öde und Stille, welche Himmel und Erde umfängt, schweben nur einzelne, innerlich helle, farbige und klingende Wesen, wohl gar nur Punkte, tauchen aus der Nacht auf, versinken wieder darin, ohne von ihrem Klang und Licht etwas zu hinterlassen, sehen einander, ohne daß zwischen ihnen etwas leuchtet, sprechen miteinander, ohne daß zwischen ihnen etwas tönt. So heute, und so war es von Anbeginn und wird es bleiben in Ewigkeit. Was sage ich; vielmehr Milliarden von Jahren war es nicht kalt genug, und wie lange wird es dauern, so wird es zu kalt für den Bestand von solchen Wesen sein. Dann wird alles wieder ganz finster und stille sein wie vordem.“

Fechner hat diese „Nachtansicht“, wie er sie wegen ihrer Unheimlichkeit nennt, überwunden durch seine „Tagesansicht“. In „Gott“ hat er die sinnliche Schönheit der Welt gerettet; die Farben und Töne sind nicht auf die Augen und Ohren der Geschöpfe angewiesen; auch ohne sie leuchtet und klingt die Welt — für „Gott“ nämlich, der mit seinem Lichte sieht und mit seiner Luft hört und alle sinnlichen Eigenschaften an seinem Leibe empfindet.

Auch meine Philosophie bewegt sich in der Richtung der Tagesansicht. Für mich bedeutet Dasein gar nichts anderes als Bewußtsein; alles Existierende wird nicht bloß von anderen Wesen und von der Allseele

erlebt, sondern erlebt sich auch selber. Und in der Empfindung sehe ich ein Erfassen des fremden Wesens. Wenn ich die Sonne schaue oder ein Lindenblatt, so beruht dieser Vorgang auf folgenden Zusammenhängen: Mittels des Äthers übertragen Sonne und Lindenblatt etwas von ihrem Wesen auf mich, teilen mir mit, wie ihnen zu Mute ist. Ermöglicht wird solche Mitteilung, wie überhaupt jegliches Wirken von einem Wesen auf ein anderes, durch eine gewisse Identität, welche beide Parteien im Innersten verbindet. Das ist nicht phantastisch und mystisch, sondern einfach monistisch gedacht. In allen Sonderwesen, in der Sonne, im Lindenblatt, wie in mir steckt ein Monon, ein identischer Kern; und darum, durch Vermittlung dieses Kernes, können Sonne und Lindenblatt auf mich wirken, ich empfinde Sympathie mit ihnen, empfangen Mitteilungen ihres Wesens — aus Liebe.



Oswald und ich saßen im Bibliothekzimmer. Ich blätterte in Goethes Gedichten und machte Oswald auf die Stelle aufmerksam:

„Den Sinnen hast du dann zu trauen;  
 Rein Falsches lassen sie dich schauen,  
 Wenn dein Verstand dich wach erhält.  
 Mit frischem Blick bemerke freudig  
 Und wandle, sicher wie geschmeidig,  
 Durch Auen reichbegabter Welt.“

Ich knüpfte daran die Bemerkung: „Hier zeigt sich wieder Goethes kräftiger Sinn für Gesundheit. Er wittert etwas Krankhaftes an der Weltanschauung seiner Zeit, die im Banne Kants philosophierte, und er weiß, was not tut. Fort mit der traurigen Lehre, unsere Sinne seien Betrüger — noch unfähiger und tückischer, als ein trübes, verzerrendes Brillenglas — gänzlich außer stande, das Wesen der Dinge zu erfassen. Diese Erkenntnistheorie beruht auf der grundfalschen Unterscheidung zwischen dem, was ein Ding eigentlich sei, und der Art, wie es wirke. Ding an sich! Ich lasse den Begriff nur in folgendem Sinne gelten: Wie ich selber nicht bloß etwas für dich bin, Oswald, und für andere Wesen — sondern auch für mich — und wie ich nicht bloß mittels der Sinne, sondern auch unmittelbar mich erlebe, — so darf man an jedem Dinge ein An-und-für-sich unterscheiden von dem, was es für andere Wesen in ihrem Bewußtsein ist. Gut! Damit soll indessen keineswegs gesagt sein, dies An-und-für-sich mache das eigentliche Wesen aus, während die Art, wie das Ding durch die Sinne hindurch wirkt, eine Entstellung bedeute. O nein! In beiden Beziehungen gelangt das volle Wesen zum Erlebnis — gleichwie ein Mensch sowohl durch sein Aussehen und Auswirken, wie durch sein innerliches Verhalten sich charakterisiert. Äußeres und Inneres sind lediglich verschiedene Pfade, auf denen die Allseele als besondere Tendenz sich bewegt und erlebt. Das Erlebnis ist ein und dasselbe: die eigene Besonderung, die Individualität. Die Art, wie



ein Ding wirkt, enthält also sein Wesen, und man darf das Wesen nicht hinter dieser Wirksamkeit versteckt vermuten. Indem ich die Linde sehe, wie sie ein Volk von grünen, herzförmigen Blättern an Zweigen und Ästen über dem schwarzborstigen Stamme ausbreitet, indem mein Auge Farben und Formen erfährt, findet ein Zeugungsprozeß, das heißt eine Mitteilung des Zeugens oder Wesens der Linde statt. Ihre Individualität dringt in meine Individualität, die Linde wirkt in mir, ihr Wirken aber enthält überall ihr Wesen.“

Oswald wiegte zweifelnd den Kopf und meinte: „Gegen diese Auffassung ließe sich vom Standpunkte unserer Optik aus etwas einwenden. Die Lindenblätter an und für sich sind nämlich durchaus nicht grün. Vielmehr wollen sie mit der grünen Farbe gar nichts zu schaffen haben. Während sie alle anderen Farben, die im Lichtstrom enthalten sind, aufnehmen, werfen sie gerade die Farben zurück, die wir an ihnen sehen. Also bedeutet das Blattgrün keineswegs etwas dem Blatte Eigenes, im Gegenteil etwas Fremdes — vor dem sie Abneigung haben.“

„Ei, Oswald“ — erwiderte ich belustigt — „du hast ja schon prächtig gelernt, Seele im Verhalten der Materie zu sehen. Abneigung vor dem Grün hat das Lindenblatt, so meinst du. Ich sage, Gefühl hat es freilich — ob aber dies Gefühl unangenehmer Art ist, weiß ich nicht. Du meinst, das grüne Licht wird zurückgestoßen, das Blatt will nichts mit dem Grün zu schaffen haben. Ich sage, man darf den Vorgang auch anders deuten. Wenn du, Oswald, zu mir

spricht, so stoßen deine Sprachorgane die Luft von dir weg. Läßt sich deswegen behaupten, du wollest mit dem, was du von dir gibst, nichts zu schaffen haben? Ist nicht vielmehr dein Wesen in dem, was du sprichst? Nun siehst du — solch eine Sprache mag auch das Grün sein, das die Lindenblätter unserm Auge mitteilen. Diese Sprache braucht nichts Unangenehmes zu enthalten. Ein Wesen teilt dem anderen ja nicht bloß seine Abneigungen mit, sondern auch sein Behagen, sein Lebensglück. Vielleicht ist das Grün, das die Blätter strahlen, ein stummes Jauchzen. Doch selbst angenommen, es bedeute Abweisung des Unangenehmen, so wäre selbst darin die Eigenart der Linde zu erkennen — gleichwie mein Oswald nicht bloß in den Speisen, die ihm munden, sich charakterisiert, sondern auch an den abgelehnten.“



## Der ewige Abc-Schütz

Auf den Rücken geschnallt die nagelneue Mappe,  
 Fibel und Schiefertafel unter der großen Klappe,  
 Schwamm und Schieferstift bammelnd an Fädchen,  
 Trollt' ich mit kleinen Knaben und Mädchen  
 Zur Schule nach Abc-Schützen-Art —  
 Und war doch ein Greis,  
 Mit Haaren schlohweiß  
 Und niederwallendem Bart.

Bald hocht' ich auf niedriger Klassenbank  
 Zwischen Ofen und Klassenschrant,  
 Unser Herr Lehrer saß auf dem Katheder.  
 Laut und deutlich mußte nun jeder  
 Aus der Fibel buchstabieren,  
 Artikulieren, deklamieren.  
 Vom plärrenden Chorus hallte das Zimmer:  
 „I, m: Im! Im—mer.  
 N, i, m: Nim! Nim—mer!“  
 Ich stammelte mit, zerstreut, verlegen,  
 Wagte kein Auge vom Buch zu bewegen,  
 Mußte vor Scham mich nicht zu lassen. —  
 Was tat ich nur hier? Ich konnt' es nicht fassen.  
 Das Abc hatte ich längst kapiert,  
 Hatte Bibliotheken durchstudiert,  
 War Bücherverfasser, ein Denker, ein Dichter . . .  
 Was tat ich hier zwischen dem Fibelgelichter?

Urpötzlich sah ich zu meinem Schrecken  
Unsres Herrn Lehrers hochwürdigen Bauch  
Vor meinen Platz sich pflanzen und recken.  
„Nun, Brunochen“ — sprach er — „sag' du's auch! —  
Ein kleines Blauweilchen . . .?“  
Ich erhob mich verblüfft, mit Zittern und Zagen . . .  
Was sollt' ich sagen? Ein kleines Blauweilchen? —  
Auf einmal erwachte, Zeile für Zeilchen,  
Die Fabel aus meinen Kindertagen,  
Und ich konnte mechanisch sagen:  
„Ein — klei — nes — Blau — weil — chen  
Stand eben erst ein Weilchen  
Unten im Tal am Bach.  
Da dachte es nach und sprach:  
Daß ich hier unten blüh',  
Lohnt sich kaum der Müh';  
Muß mich überall bücken  
Und drücken;  
Bin so ins Niedre gestellt;  
Sehe gar nichts von der Welt.  
Drum wär' es ganz gescheit getan,  
Ich stieg' ein bißchen höher hinan. —  
Und wie gesagt, so getan.  
Aus dem Wiesenland  
Mit eigener Hand  
Zieht es ein Beinchen nach dem andern  
Und begibt sich aufs Wandern.  
Drüben der Hügel wär' mir schon recht!  
Wenn ich den erreichen möcht',  
Könnst' ich ein Stückchen weiter sehn;

Dahin will ich gehn . . .  
 Dahin will ich gehn . . .  
 Will ich gehn . . .“

„Ja“, sprach der Lehrer, „da haperts noch sehr.  
 Gib künftig hübsch acht und lerne mehr!“

Da stand ich alter Esel blamiert —  
 Und wär' am liebsten retiriert  
 In den Boden hinein . . .  
 Zu meiner Erlösung begann zu schrein  
 Gellend die Glocke durchs Haus,  
 Und — die Schule war aus!

Fanhagel sprang mit Jubel und Tanzen  
 Über die Bänke, griff Mütze und Ranzen  
 Und lärmte in hundertfüßigem Trab  
 Holterdipolter die Treppe hinab.  
 Auf dem Hofe harrten voller Verlangen  
 Mütter und Lanten ihrer Rangen.  
 „Ich bin versetzt!“ schrie ein kleiner Junge  
 Triumphierend aus voller Lunge. —  
 Versetzt? Wie ein Pistolenschuß  
 Fuhr es mir freudig durch den Kopf:  
 Heut' ist ja Semestereschluß!  
 So bin ich armer alter Tropf  
 Wohl endlich versetzt zur höheren Klasse!  
 Daß ich Träumer gar solche Eröffnung verpasse!

Zu einem Klassengenossen trat ich,  
 Klopffenden Herzens um Auskunft bat ich:

„Kannst du mir sagen, ob ich verfezt bin?“ —  
 Der aber höhnte mit Geträtsch:  
 „Nee, — du bist sitzen geblieben — ätsch!“  
 Entsetzen durchschlotterte meine Glieder.  
 Sitzen geblieben! Schon wieder — schon wieder!

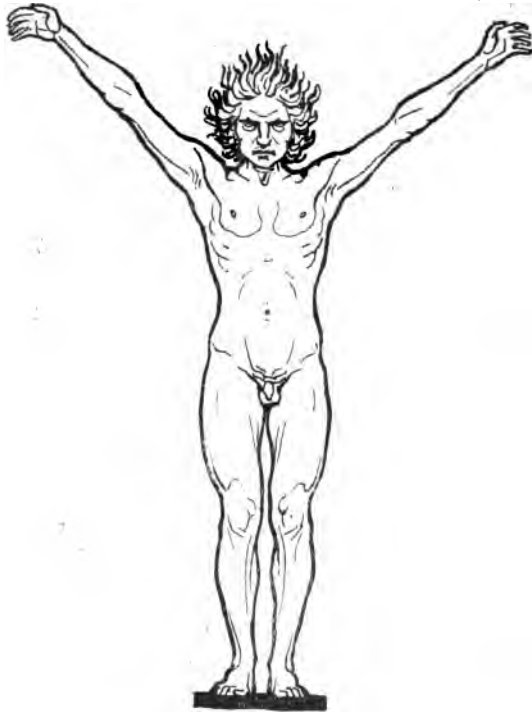
Da wandte der Bengel sich lachend um:  
 „Ist der aber dumm!  
 Ist schon längst in der obersten Klasse  
 Und will noch verfezt werden!  
 Wie kannst du verfezt werden?  
 Es gibt ja keine höhere Klasse!“

Gibt keine höhere Klasse? Gibt keine?  
 Das Unbegreifliche, grob wie ein Sparren,  
 Vieß meine Gedanken und Sinne erstarren.  
 Gibt keine? Wer hat mich da zum Narren?

Auf dem Schulhof stand ich in wirrem Traum —  
 Schließlich allein mit dem Kästenbaum,  
 Der im Herbstwind brauste und stöhnte,  
 Sich dörrender Blätter entkrönte.  
 Ich blickte hinan, durch Gittergezweige:  
 „Sonne, wo bist du? Enthülle dich! Zeige  
 Den Höhenpfad für mein Aufwärtstrachten —  
 Den Quell, dahin meine Geister schmachten,  
 Aus dessen überirdischem Rauschen  
 Sie unerhörte Kunst erlauschen  
 Und Kräfte der Vollendung tauschen!  
 Zeige die höhere Klasse mir!“ —

Ich schaute mich um und — sah die Mauern —  
Und mußte schluchzend zusammenschauern,  
Schüttelnd das Haupt, wie König Lear:  
„Es gibt ja keine!“ — — —

So bin ich erwacht. Ich zittere und weine.  
Es war nur ein Traum! —  
Doch — gibt es denn eine?





Siebentes Buch  
Der Latenleib



## Der Löwenzahn

Bei der Sägemühle war's, am hölzernen Gerinne, das den Wasserfall aufs Mühlenrad führt. Diesmal feierte das Wehr Sonntagsruhe. Das Wehr hielt den Mühlteich abgesperrt; nur ein schmales Bächlein kam daher gesickert und plätscherte von Schaufel zu Schaufel; es klang wie Espenrauschen. Ich saß im Rasen unter blühendem Hollundergesträuch, und lauter Betrachtung war mein Geist.

Die Welt eine heilige Schrift; überall Buchstaben, Symbole, in denen abgrundtiefe Weisheit sich birgt. Rate, Merlin, rate! Drüben der Kiefernwald starrt mich an mit geheimnisvollen Augen, als ob er offenbaren wolle. Der üppige Löwenzahn, der hier im Rasen lange Stengel treibt und seine Samenkronen stolz erhebt, sieht aus wie gerechte Zeigefinger und scheint zu mahnen: „Gib acht, was ich meine!“ Und leise rauscht das Triesen des Mühlenrades:

„Des Menschen Seele  
Gleicht dem Wasser.  
Vom Himmel kommt es,  
Zum Himmel steigt es,  
Und wieder nieder  
Zur Erde muß es,  
Ewig wechselnd . . .“

Ewig! Wie überwältigt mich dies Wort! Ewig meine Seele. Ein Kreislauf aus dem All ins All, ohne Anfang, ohne Ende.

Und doch wähnt der Mensch gewöhnlich, seine Geburt, oder wenigstens seine Erzeugung bedeute den Anfang seines individuellen Wesens, und mit dem Tode gehe es zu Ende. Diese Menschengestalt, meint er, erschöpfe all seine Existenz.

Der Kurzsichtige! Ist doch der Wasserfall, der alltags das Mühlrad treibt, nur eine Form und Entwicklungsstufe des Wassers, das endlos läuft. Und gleicht doch unser Menschenleben hierin ganz dem Wasserfall.

Vom Himmel kommt das Wasserwesen — Staubelfen, Dunstseelchen rinnen zu Tropfen zusammen und tröpfeln aus der Wolke zur Erde nieder. Wasserlachen, unterirdische Adern vereinigen sich zu Quellen — die Quellen zu Bächen — die Bäche zum Fluß. Das sind des Wasserfalles Wurzeln — ungezählte Fasern und Zweiglein, die immer enger sich konzentrieren. Ein Baum, eine Wasserleiter das Ganze — stufenweise entwickelt es sich — von der Wurzel zum fest geschlossenen Stamm.

Jedes zusammengesetzte System aber muß sich wieder auseinander tun. So auch der Stamm — Äste bildet er und verzweigt sich immer weiter. Die Baumkrone ist ein Gegenstück der Wurzel — beide gehen aus in ein Heer von Fasern und Poren. Zu den Wurzelporen strömt die erdige und flüssige Speise ein — zu den Poren der Krone die Luftspeise. Die Krone ist die Luftwurzel — die Wurzel ist eine unterirdische Baumkrone.

Diese verschiedenen Glieder aber sind Darstellungen

ein und derselben Individualität. Alle Zellen einer Pflanze haben ja etwas Identisches, das ihre Einheit ausmacht, eine Geschwisterlichkeit, einen gemeinsamen Bauplan, eine gleiche Tendenz, der sie in Arbeitsteilung ergeben sind. Auch vom Wasserbaume gilt das; in jedem Wasserteilchen, gleichviel in welcher Form es auftritt, ist das ganze, einige Wasserwesen enthalten. Drum kann es auch nicht untergehen, obwohl eine bestimmte Form, der Wasserfall, auf den Schaufeln des Rades zerschellt, in Tropfen zu den Uferblumen sprüht und als Dunst himmelan stäubt.

Der Wasserfall hat sich vor meiner Betrachtung in zwei Systeme gegliedert, die ins Unendliche reichen. Ich darf sie nennen: einströmende und ausströmende Individualität; geformt sind sie wie Baumwurzel und Baumkrone. Das gleiche nun gilt vom Wasserfalle „Menschenleben“. Aus der Unendlichkeit strömt sein System. Staubelfen finden sich zu allerlei Reigen — Lebensbläschen entstehen, Zellen, die auf eine Menschenmenge, Männer und Weiber, sich verteilen, jedoch, durch ein geheimes Liebesband verknüpft, verschmelzen. So fließt aus den Vorfahren meine Individualität wie Fasern zu Wurzelsträngen zusammen — die Stammesgeschichte ist mein Vorleben. Doch noch in andere Gebiete reichen meine Wurzeln. Aus Pflanzen und Tieren, aus Erde und Sonne, aus dem weiten All wurden Stoffe von den Zellen meiner Ahnenleiber, wie auch meines eigenen Leibes, hier aufgenommen, und diese Nahrung gehört natürlich ebenfalls zu meiner einströmenden Individualität. Desgleichen

alles, was geistig mich beeinflusste, meine Erziehung, meine Erfahrung. Überhaupt die ganze Welt, die mich bestimmt, die mein formendes Milieu bildet.

So bin ich denn eine unendlich komplizierte Tendenz, ein Trieb der Allnatur, ein Bündel Strahlen, die sämtlichen „Atomen“ entspringen. Das Ganze hat sich besonders zu meinem Selbst, meinem Schicksal — die beiden, Individualität und Schicksal, sind ein und dasselbe Wesen — und seiner Natur getreu, entwickelt sich dies Sonderwesen in alle Ewigkeit. Seinem anfanglosen Einströmen entspricht ein endloses Ausströmen. In lauter Wirkungen gibt sich meine Individualität aus — eine Latentrone überwirpelt meines Leibes Stamm — und die Früchte droben sorgen dafür, daß nie mein Eigenwesen ausstirbt.

Ihr Löwenzahnstauden, nun verstehe ich, warum ihr eure Samenkronen so bedeutsam zeigt. „Sieh her, Merlin“ — wollt ihr sagen — „erkenne dein Eigenwesen in uns, in unserm Abblühn wieder. Diese Samentrone sieh! Aus der gelben Blüte hat sie sich entwickelt, wie die Blüte aus der Staude und die Staude aus dem Samenkorn. Wo sind nun Grenzen zwischen den verschiedenen Zuständen? Wo hört die Blüte auf, wo fängt die Frucht an? Kannst du behaupten, mit dem Verblühen gehe das Löwenzahnwesen zu Ende? Ruht es denn nicht wohlgeborgten im Ergebnis der Blüte? Sieh diese flaumige Samenkegel! Aus lauter Körnchen besteht sie — jedes mit einem Federschirm zum Fliegen gerüstet. Bläst der Wind dazwischen, so fliegen die Samenkörnchen in

alle Werten. Mit ihnen aber fliegt das Löwenzahnwesen der verblühten Blume. Nicht ausgetilgt ist es, auf die Wanderschaft geht es, anderswo sich niederzulassen und weiter zu gedeihen. So erhält und verbreitet sich auch Merlins Wesen in seinen Laten, die seine Früchte sind.“

„Schön, mein lieber Löwenzahn! Etwas Tröstliches hat deine Anschauung gewiß. Aber so recht befriedigt sie nicht. Es war einmal eine sterbende Blume, die doch anders dachte. Die Sonne redete der Klagen den zu:

Tröste dich! Beschieden ist  
 Samen allem, was da blüht.  
 Laß den Sturm des Todes doch  
 Deinen Lebensstaub verstreun,  
 Aus dem Staube wirfst du noch  
 Hundertmal dich selbst erneun!

Da seufzte die Blume:

Ja, es werden nach mir blühen  
 Andre, die mir ähnlich sind . . .  
 Aber sind sie, was ich war,  
 Bin ich selber es nicht mehr;  
 Jetzt nur bin ich ganz und gar,  
 Nicht zuvor und nicht nachher.

Ich meine, diese Blume hat recht. Deine Samen-  
 kinder werden freilich nach dir leben — und die all-  
 gemeine Löwenzahn-Art erhalten sie. Aber dein be-  
 sonderes Eigenwesen, das ist dahin, wenn du abgeblüht

und weß bist. Und so leben zwar meine Laten nach meinem Tode fort — mit meiner Individualität jedoch ist es wohl aus.“

„Ei, Merlin, begreife doch, daß nicht bloß die allgemeine Löwenzahn-Art, sondern auch mein besonderes Eigenwesen ein jedes Gliedlein, jedes Lebensbläschen dieses Pflanzenleibes erfüllt; wäre es anders, so bildeten meine Teile eben keine Einheit. Die Einheit bedeutet, daß hier überall dasselbe Sonderwesen wohnt, in der Wurzel, im grünen Blatte und im milchigen Röhrenstengel, in den gelben Blüten und nicht minder in der flaumigen Kugel. Gerade hier ist es sicher angelegt.“

„Sicher? Du gibst doch selber zu, die flaumige Kugel zerflattert, wenn der Wind hineinbläst, und in alle Weiten fliegen ihre Bruchstücke.“

„Daß sie doch fliegen, Merlin! Das sollen sie ja! So entwickelt sich mein Eigenwesen von der Enge zur Weite. Herrlich, herrlich!“

„Zugleich aber, lieber Löwenzahn, hört dein Eigenwesen auf, eins zu sein — es zersplittert sich. Und ebenso, scheint mir, meine Individualität! Ihre Latenfinder bleiben nicht wohlgeordnet beieinander. Eins fällt hierhin, das andere weitab. Verloren geht die Geschlossenheit, ohne die es keine Individualität gibt.“

„Warum denn soll die Geschlossenheit verloren gehen? Meinst du etwa, nur was im Raume eng beisammen ist, könne eins sein?“

„Allerdings!“

„Jetzt also, da meine Samenkörnchen noch einander berühren und diese schöne Kugel bilden, jetzt bilden sie für dich eine geschlossene Einheit — nicht wahr, Merlin?“

„Nun ja.“

„Und sowie diese lose Berührung sich löst, soll die Geschlossenheit verloren gehen? Du legst der Berührung eine gar zu hohe Wichtigkeit bei. Abstand bedeutet keine Entzweiung, und nicht die Berührung macht die geschlossene Einheit aus, sondern die Verbindung.“

„So zeige mir die Verbindung zwischen den in die Lüfte zerstreuten Samenkörnchen.“

„Verbunden sind sie durch das eigene Wesen, das in ihnen gemeinsam lebt. Solch innere Verbindung ist viel tiefer und gründlicher als das räumliche Anschmiegen. Sieh dir mal drüben den Kiefernwald an, Merlin! Warum ist er eins? Etwa bloß, weil die Bäume einander mit den Kronen berühren? Oder nicht vielmehr, weil all den Kiefern ein und dasselbe Wesen innewohnt?“

„Du meinst die Artseele? Willst sagen, die verschiedenen Kiefern bilden eine umfassende Individualität? Das ist allerdings eine Vermutung, die mich in letzter Zeit viel beschäftigt hat. Aber zweifelhaft ist sie mir noch immer. Vielleicht liegt die Kieferneinheit nicht drüben, sondern lediglich hüben in meinem Denken, und ein bloßer Begriff, kein Ding, ist der Wald.“

Der Löwenzahn wiegte ganz leise das flaumige Haupt und schien mit seiner verstoßenen Gebärden-

sprache zu meinen: „Nun höre doch, hoher Wald! Das will ein begreifender Merlin sein! Wohl fühlt sein Geist etwas beim Greifen. Hinterher aber will er nicht glauben, daß er ein wirkliches Ding begriffen hat. Was sagst du dazu, hoher Wald?“

Da wankten die Riefernhäupter, und ein Raunen wogte herüber: „Er sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht!“

„Ja, ja!“ meinte der Löwenzahn. „Sein Geist betrachtet zerstreut, nicht ganz. Drum faßt er lauter Zerstreutes, nicht das Ganze.“

Der Riefernwald fuhr fort: „Selber ist er ein Wald; hält sich aber sonst noch jemand für einen Wald, so soll Wald auf einmal kein Ding, sondern bloßer Begriff sein.“

„Wie?o?“ nahm ich das Wort. „Wie?o denn bin ich ein Wald?“

Und zur Antwort raunte es: „Bist du nicht ein Wald von Lebensbläschen? Jedes Lebensbläschen deines Leibes lebt für sich und ist ein Sonderwesen, wie ein Baum. Bei aller Besonderung aber bilden diese Bäume doch eine umfassende Eins: die Geschlossenheit der Gestalt, die wir Merlin nennen. Kurzsichtige Auglein gibt es, die auch den Merlin-Wald nicht sehen vor lauter Bäumen. Winzige Pilzchen zum Beispiel schlüpfen durch deine Adern und wäñnen, das alles seien lauter vereinzelte Lebensbläschen. Ja, ja! Den richtigen Abstand muß man haben beim Betrachten und die richtige Weite des Blickes.“



„Nicht zuviel Besonderung darf man im Auge haben!“ setzte der Löwenzahn hinzu.

„Was willst du damit sagen?“ fragte ich. „Dein Ausspruch erinnert mich an die Roggenolfsche. Die sagte, ich habe zuviel Zeit im Auge.“

„Und da hat sie recht, Merlin! Die Roggenolfsche meint dasselbe wie ich. Zeit ist ja Besonderung; wer zeitlich schaut, sieht nicht in Einem, sondern nach und nach. So schaust auch du den Wald nur nach und nach, wenn du sagst, es gäbe nur einzelne Bäume, kein Ganzes.“

„Und du meinst, im Auge liege die Besonderung, wie ein Sehfehler?“

„Fehlerhaft ist nur das Allzuviel und das Einseitige.“

„Immerhin meinst du wohl, die Besonderung sei eine bestimmte Art der Anschauung? Dann gäbe es ja gar keine verschiedenen Kiefern — vielmehr nur ein einziges Kiefernwesen, die Kiefernidee, die Artseele — und es läge bloß an meinem Auge, daß ich eine Menge von Kiefernindividuen sehe. Mein Auge wäre wie ein vielseitig geschliffenes Glas, in dem sich das Bild des Gegenstandes vervielfältigt. Was meinst du, lieber Wald — wäre es wirklich so?“

Der Wald erwiderte: „Mancher sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht — und mancher umgekehrt die Bäume nicht vor lauter Wald. Eins ist so falsch wie das andere. Lerne beides schauen, Merlin — beides überall — im Einen das Viele, im Vielen das Eine! Dann bist du ein echter Allseher.“

„Ja, im Vielen das Eine!“ nahm der Löwenzahn

wieder das Wort. „Den einigen Kern in den verschiedenen Körnchen meiner Samentrone. Hast du so schauen gelernt, dann begreifst du; auch wenn meine Körnchen zerstreut sind, besteht ihre geschlossene Einheit. Meine Körnchen gleichen den Kiefern, die auch im Abstände voneinander ein einziges Wesen bilden. Und den Zellen deines Leibes gleichen sie, die ja auch zum Walde sich zusammenschließen. Solches Vielfache, das doch Eines bedeutet, sind aber auch deine Werke. Jedes enthält Merlins Wesen als identischen Kern. Und mögen die Werke sich zerstreuen, diese Einheit bleibt. Als Wald von Eigenwerken lebt jedwedes Sonderwesen auch nach dem Tode fort — ja schon vorher stellt es gar nichts anderes dar, als solch eine Latenversammlung. Sein Wesen, sein Leben ist: seine Tat.“

„Seine Tat? Seine eigene? Wie? So hätte ich vorhin recht gedacht, als ich zu meiner Individualität alles rechnete, was in mich strömt, was irgendwie mich beeinflusst? Und eine Schickung von außen gäbe es gar nicht?“

„Deine Schickungen, Merlin, das bist du selber. Was du außerhalb deines Leibes vorfindest, ist nichts Fremdes, sondern dein eigenes Wesen.“

„Aber, lieber Löwenzahn! Wie kann der Wind, der dich wiegt, zu deinem Wesen gehören?“

„Ich bin es doch, der sich wiegen läßt! Was auch immer mein Wesen erleben mag, mein Erlebnis ist es stets. Wie sollte Fremdes je fertig bringen, in diese heilige Eigenheit sich einzudrängen?“

„Aber der Wind, der dich wiegt, gehört unmöglich zu deiner Eigenheit. Sonst erlebtest du ihn ganz allein — während ich ihn doch auch spüre.“

„Was du spürst, Merlin, ist nie und nimmer mein Erlebnis. Du erlebst nur den Wind deiner Welt.“

„Willst du leugnen, daß eine Gemeinschaft besteht zwischen deiner Welt und der meinigen?“

„Sieh her, Merlin: Diese meine Blätter sind in gewisser Hinsicht verschiedene Wesen — und die Samenkronen auch. Gleichwohl sind sie sämtlich der gemeinsamen Wurzel entsprossen.“

„Nun gut — also besteht Gemeinschaft.“

„Gemeinschaft besteht für den, der sie erfährt. Doch läßt sie niemals sich erfassen ohne die Besonderung. Jedes dieser Blätter darf zur einen Wurzel sagen: Meine Wurzel bist du! In der Tat verhält sich die Wurzel für jedes Blatt in besonderer Weise.“

„Ich verstehe, Löwenzahn! Dein Beispiel soll veranschaulichen, wie alle Sonderwesen zwar ein und daselbe All zur Grundlage haben, wie aber gleichwohl jedes Wesen den gemeinsamen Urgrund für sein besonderes Eigentum erklären darf.“

„Recht so, Merlin! Sonderwesen kann eben gar nichts anderes erleben, als was es ist — besondertes All.“

„Wunderfames Mysterium! Will ich das ewig Eine begreifen, so bekommt mein greifender Geist Vieles zu fassen. Will ich das Viele scharf getrennt halten, so fließt es in Eins zusammen. Die eine Welt besondert sich zu meiner Welt und zur deinen. Und doch wieder webt in beiden Welten ein gemeinsamer Urgrund.“

„Dieser Urgrund in dir, Merlin — begreife ihn als deine innerste Tiefe! Was du für Schidung von außen hältst, geschaffen wird es von deinem Schöpfer . . .“

„Wie? Einen Herrgott willst du mir einreden? Und ich wäre sein regiertes Geschöpf?“

„Den Schöpfer in dir, Merlin, mein' ich — dein unterstes Selbst. Es gibt freilich auch ein Geschöpf in dir — es ist dein oberes Selbst, das noch nicht zum Urgrunde hindurch fühlen gelernt hat. Es wähnt sich getragen von einer fremden Macht und denkt mit Furcht und Hoffen an diesen Schöpfer. Herrgott nennt es ihn, oder auch Naturnotwendigkeit. Ich aber sage dir, unreif ist solche Trennung von Geschöpf und Schöpfer. Weite dein Schauen, Merlin — dann schaust du deine Weite, die unendliche. Erkenne dich selbst in deinem Schöpfer wieder — und in deinem Schicksal deine eigene Tat!“

Feierlich nickten die Kiefernhäupter drüben — der Holunderbusch über mir rauschte — im Winde wankten Löwenzahns Flockentugeln.

„Noch eins, weises Gewächs! Wie kann der Wind, der dich wiegt, deine eigene Tat sein? Hast du ihn denn vorsächlich herbeigeholt? Ist er gekommen, weil deine Gedanken ihn zauberisch herbeigerufen haben?“

„Ach Merlin! Noch immer spricht aus dir das enge Geschöpf. Deine Oberfläche verwechselst du mit deiner Tiefe. Was du deine Gedanken und Vorsätze nennst, ist Oberfläche — nicht das gestaltende Wesen, sondern etwas, das vom tiefen Wesen gestaltet und getragen wird. Betrachte die feinen Falten deiner

inneren Hand. Wer hat diese Bildung geschaffen? Etwa dein vorsätzliches Denken? Nein, gewachsen ist das alles aus deiner Tiefe, unbekümmert um die Launen, die deine Oberfläche kräuseln. Manches wächst geradezu gegen deinen Wunsch.“

„Zum Beispiel der Tod — nicht war, Löwenzahn?“

„Freilich fürchtet das enge Geschöpf den Tod — es weiß nicht, daß der Tod sein Schöpfer ist.“

„Du meinst, der Tod ist dieselbe schöpferische Macht in uns, die all unser Schicksal dichtend gestaltet?“

„Ja, wie Dichterei und Träumerei wächst aus deiner Tiefe der Tod. Bist du nicht im Schlafe oft schon gestorben — in Abgründe gestürzt oder von Räubern umgebracht? Gefürchtet hast du dich vor solchen Todesgefahren und hast sie selber doch gedichtet. Alle Schicksalsfurcht kommt daher, daß sich die Oberfläche vom Urgrunde trennt. Alle Weisheit aber, alle selige Ergebung in den ewigen Beruf und alles heldenhafte Sterben entspringt der Selbsterkenntnis. Sieh her, Merlin! Freudig geb' ich dem Winde diese Klöckchen hier. Ich fühle die Zeit dazu ist gekommen. Ausgereift und flügge sind meine Körnchen. Brauchen möchten sie ihr Gefieder, nachgehen ihrem Berufe. So geht denn meine Kinder, fliegt ins Weite! Fahr wohl, mein neues und doch uraltes Selbst!“

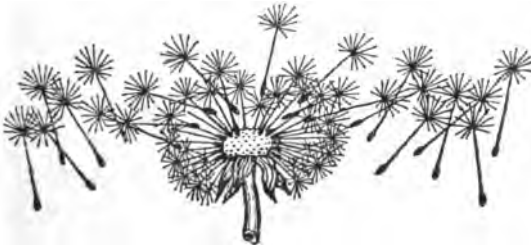
Und ein Windstoß faßte die Samentrone, beugte sie, blies die Flocken voneinander. Wie ein Vogelschwarm erhoben sich die befiederten Körnchen in die Lüfte.

Und eine wehmütige Freude überkam mich, eine

brünstige Sehnsucht nach dem Endlosen. O selig, so dahin zu taumeln, sich zu ergeben dem Wechsel, doch stets zu fühlen den ewigen Kern! Ringsumher schweifte mein Auge, und überall grüßte mich meine Welt, die wandelbare, doch unverlierbare. Dem Wesen nach mein, sollte sie auch der Erkenntnis nach die meine werden. Dem Löwenzahn wollt' ich folgen.

Ein Übermut schäumte in mir auf, der mich zum Tode reißen wollte, die neue Weisheit zu erproben. Ins Mühlrad hätt' ich mich stürzen mögen. Ich träumte, der Wasserfall zu sein — meine Natur, meine Selbstbestimmung riß mich vom Gerinne auf die Schaufeln. Ich brauste und sprühte ringsum Tropfen und Dunst — fühlte meine Individualität ausströmen — und mein Brausen ward ein jauchzendes Lied:

Erobre denn, mein Tatenreihn,  
Die Weiten rings — bis alles dein!  
Erschaue hehr ob enger Zeit,  
Wie Gott du bist in Ewigkeit!  
Ich halte still und lächle.



## Das ewige Gemälde

Ein Unfall — eins jener Ereignisse, die von einem täppischen, brutalen Wesen auszugehen scheinen und uns empören, weil wir nur Unsinn darin sehen. Mag sein, wir sind zu beschränkt, um den tiefen Sinn zu fassen, der vielleicht später einmal triumphierend zutage tritt. Genug, zunächst paßt uns eine dumpfe Wut. Die Zügel der Natur möchten wir an uns reißen, um sie vernünftiger zu führen als . . .

Als wer denn? — Ob nicht mich selber die Schuld trifft? Ob nicht all mein Erleben meinem tiefsten Eigenwesen entstammt? Ob nicht meine ganze Welt ein Spiegel ist, der heimlich zu mir spricht: „Erkenne dich selbst! Was du hier siehst, dein Schicksal, ist nichts anderes als deine Individualität — deine eigene Torheit, deine Schuld — du Tropf!“

Ja, ich Tropf — in der Tat! Sogar der hausbadene Verstand muß anerkennen, daß mich eine gewisse Schuld an dem Unfall trifft. Von der Flamme kann man doch wohl nicht verlangen, daß sie ausnahmsweise das Brennen vergißt. Und wenn explodiertes Petroleum an Holz oder Leinwand spritzt, dann ist die Einäscherung ganz natürlich. Wozu auf Naturgesetze schimpfen?

Eher schon könnte ich auf Friedrich schimpfen, der die Petroleumlampe umstieß. Habe ja auch geschimpft. Und doch hatte er nicht unrecht, zu antworten: Mit einer Kiste an einen Stuhl zu stoßen, auf dem eine Lampe steht, könne schließlich jedem passieren.

Jetzt klopfe ich an meine Stirn: Welch ein Unsinn, Ölgemälde bei brennender Petroleumlampe auszupacken! Konnte die Besichtigung denn nicht bei Tageslicht stattfinden? Warum habe ich meine Ungeduld nicht gezügelt und bis zum nächsten Morgen die verpackten Bilder im Schuppen gelassen? Aber nein! Kaum langte der Wagen an, so ergriff mich fieberhafte Begierde: „Gleich hinauf mit den Bildern!“ — Das habe ich nun davon!

Kann noch froh sein, daß nicht mehr als ein einziges Gemälde zerstört wurde. Und das habe ich dem gescholtenen Friedrich zu verdanken, der seine verzeihliche Ungeschicklichkeit durch Geistesgegenwart reichlich gut gemacht hat.

Aber freilich das Bild von Fidus . . . Daß es auch gerade solch ein Werk sein mußte! Traurig!



Der Unfall hatte mich verstimmt — ich fand keine Nachtruhe. Nachdem ich vergebliche Versuche gemacht hatte, mich zum Einschlafen zu bringen, stand ich auf und begab mich ins Bibliothekzimmer. Die Kerzen brannten — Oswald saß da und las.

„Du, Oswald? Kannst du auch nicht schlafen — du mit deinem stoischen Temperament?“

„Ich warte auf den Sanitätsrat Meier — in zwei Stunden soll er eintreffen. Für mich lohnt es sich nicht mehr, zu Bett zu gehen.“

„Was ist denn?“



„Die alte Wenhaben — du weißt doch! Wir werden diese Nacht operieren müssen; da heißt es munter bleiben. Friedrich macht eben Kaffee. Trinkst du mit?“

„Ei natürlich! Das trifft sich ja famos, daß wir in dieser bössartigen Nacht einander wenigstens Gesellschaft leisten.“

Oswald telephonierte nach der Küche. Ich trat ans offene Fenster und sog die erquickende Nachtluft. Die Sterne funkelten in seltener Pracht — leise rauschten des Parkes Wipfel. Heimlich aus den hehren Weiten klang mir ein Lied, ein ruhevollendes: „Sei zufrieden, zufrieden! Alles ist ja doch geordnet! Droben die kreisenden Welten — lauter Reigen, lauter Harmonie!“

Vom Dorfe schimmerte trübes Licht aus einem Fenster — dort lag die Kranke. Ich fühlte mich aufs neue beklommen. „Wird die Operation helfen?“ fragte ich.

„Schwerlich! Aus wird es sein mit der Alten!“

Aus! ging es mir peinlich durch den Sinn. Mit dem Gemälde ist es ja nun auch aus! Und doch soll alles geordnet sein? Vernichtung und Ordnung — wie reimt sich das zusammen? Entweder gibt es eine Vernichtung — und dann hapert's mit der Ordnung. Oder aber die Welt ist lauter Ordnung — dann bedeutet der Tod keine Vernichtung!

Friedrich trat ein und brachte den Kaffee. Ich wandte mich zu Oswald: „Glaubst du, daß die ganze Welt geordnet ist?“

Er sah mich stuhlig an. „Von Naturgesetzen — natürlich!“

Ich ging im Zimmer umher und sprach vor mich hin: „So wäre es mit dem Gemälde doch nicht aus!“

„Wieso?“

Ich blieb vor Oswald stehen und spottete: „Wieso? Siehst du, vor solch einer Geistesoffenbarung — vor dem Gemälde, meine ich — versagt doch deine Retorten-Wissenschaft. Ratlos fragt sie: wieso?“

Er warf mir einen prüfenden Blick aus seinen hellen Augen zu: „Willst du Händel anfangen? Hier setz dich her, Bruno! Steck dir eine Zigarette an, und schlürfe friedlich den Kaffee. Dein Grimm macht den Verbrennungsprozeß nicht rückläufig — verwandelt die Asche nicht wieder zum Bilde.“

Ich nahm Platz und entgegnete herb: „Die Asche hab ich in eine gläserne Urne getan. Möchtest du sie nicht analysieren? Wissen wir erst, wieviel Kohlenstoff, Kalk und so weiter drin ist, ei, so können wir ja das Wesen des verbrannten Gemäldes rekonstruieren.“

Trotzen versetzte Oswald: „Das chemische Wesen allerdings.“

„Vom ganzen Wesen spreche ich.“

„Das chemische Wesen ist eine Seite des ganzen Wesens.“

„Du gibst also zu, daß deine Wissenschaft einseitig die Dinge erfährt. Da hast du's! Vor einer Geistesoffenbarung versagt sie.“

„Einseitig? Selbstverständlich! Eine Spezialwissenschaft kann gar nicht anders! Die Spezialwissenschaften zusammenzufassen — ein Bild daraus zu formen, ebenso vielseitig wie die Welt — das ist Aufgabe des

Philosophen. Freilich gewachsen muß er dieser schwierigen Aufgabe sein. Sonst . . .“

„Sonst kommt ein Bild heraus, ebenso plump, wie das von unphilosophischen Naturforschern entworfene Weltbild. Dies Weltbild gerade hab ich im Auge, wenn ich dich einlade, mit der Retorte das Wesen des verbrannten Gemäldes festzustellen.“

„Du bist ungerecht! Nenne mir doch einen Naturforscher, der solchen Unsinn unternimmt.“

„Nun ja, einem Bilde gegenüber hat sich wohl keiner solch täppischen Materialismus geleistet. Wohl aber dem Menschen gegenüber! Seine Leiche zerlegt man in ihre Chemikalien, und dann heißt es, der Mensch ist so und so viel Kohlenstoff, Sauerstoff, Stickstoff . . . Kraftstofferei! Ich sage, einem Gemälde gleicht der Mensch. Materiell gibt er sich den Sinnen zu empfinden. Er hat aber noch eine andere, unmittelbar empfundene, eine geistige Seite. In der eigentümlichen Art, wie der Stoff auf Geister wirkt — darin ist das Wesen zu suchen, beim Menschen wie beim Gemälde. In der Gestalt, überhaupt in der ganzen nach außen gerichteten Wirksamkeit prägt sich dies tiefere Wesen aus.“

„Ei — das klingt ja spiritualistisch.“

„Ach was! Ich bin kein Dualist, bin Monist! Recht bezeichnend, daß dein Widerspruch gleich wach wird, sobald ich die Einsicht vom Gemälde auf den Menschen übertrage.“

„Höre mal! In der Gestalt, sagst du, prägt sich das Wesen des Menschen aus? Wie meinst du das?“

„Ich meine, die Gestalt macht nicht das eigentliche Wesen aus — das ist tiefer zu suchen. Die Gestalt ist ein Werk des tieferen Wesens. Dies war schon vor der Gestaltung des Menschen, vor seiner Geburt, ja vor seiner Zeugung vorhanden. In der Menschen-gestalt prägt es sich allerdings aus — doch nicht erschöpfend, sondern auf Ablösung — etwa so, wie die Blüte von der Frucht abgelöst wird.“

„Beweise!“ meinte Oswald kühl.

Ich hielt meine Hand vor mich hin und betrachtete ihre eigentümliche Bildung, diese geheimnisvollen Linien und Hügelchen. „Sag mal, Oswald, worin besteht das Eigentümliche dieser Hand — oder meiner Gesichtszüge — überhaupt meiner Gestalt? Etwa in den Stoffen, die sie zusammensetzen? Diese Stoffatome werden in wenigen Jahren abgelegt und durch neue ersetzt sein. Mehrmals schon wurde ja mein Körper mit völlig neuen Bausteinen aufgebaut. Ich frage nun, kann solcher Stoffwechsel mein charakteristisches Wesen antasten? Kann dies Wesen das bloße Produkt sich zusammentuender Stoffe sein? Nein! Die stoffliche Zusammensetzung ist nur eine äußerliche Darstellung des tieferen Wesens!“

Oswald nickte: „Nun ja! Das Wesen ist nicht der chemische Stoff, sondern seine eigentümliche Unordnung.“

Ich fuhr fort: „Aus einem winzigen Reime hab ich mich entwickelt. Von außen genommene Stoffe wurden durch eine eigentümliche Bildungskraft, die doch schon im primitivsten Reime vorhanden sein muß, zu dieser Gestalt hier organisiert. Die individuell

fließende Wirksamkeit, die zur Bildung meines Körpers führte, also bereits vor ihm lebte — siehst du, das ist mein eigentliches Wesen! Gerade so, wie das Gemälde im wesentlichen schon vorhanden war, ehe noch Leinwand beklebt wurde, gerade so ist es mit mir!“

„Wie? Das Gemälde war schon vorhanden?“

„Als Idee — als Tendenz im Künstlergeiste. Leinwand und Farben brauchte diese Tendenz nur, um sich mitteilen zu können, um durchs Auge auf andere Geister zu wirken.“

„Führe den Vergleich weiter aus! Nenne mir den Künstler, aus dessen Geiste die Menschen wie Gemälde, zum Beispiel die Tendenzen Bruno und Oswald, hervorgegangen sind.“

„Das ist der große Pan! Aus sich schöpft er alle Sondertendenzen. Das III ist die Grundlage, aus der jedes Einzelwesen sich entwickelt. Die ganze Welt war nötig, um dich, Oswald, und mich zustande zu bringen.“

Verwundert sah er mich an.

„Ja natürlich!“ fuhr ich fort. „Verfolge doch deine Wurzeln! Ins Unendliche reichen sie, verweben sich mit allem, was da ist — alles wirkt ja auf alles — das muß so sein, denn keine Wirksamkeit hat irgendwo und irgendwann Anfang oder Ende. Von jedem Atome, wenn du die einfachsten Teile, das Differential des Weltprozesses, so nennen willst, geht ein Strahl nach allen anderen Atomen oder Weltteilchen aus, also auch nach dir! Eine Oswald-Tendenz strahlt aus dem III.“

„Aber doch auch eine Bruno-Tendenz!“

„Selbstverständlich!“

„Wie ist das aber möglich, wenn sämtliche Atome sich schon zur Oswald-Tendenz verwoben haben?“

Ich nahm Papier und Bleistift und zeichnete einen Kreis, mit lauter Punkten angefüllt. „Das sei die Welt mit ihren Atomen. Nun paß auf — von jedem Atom geht ein Strahl nach rechts oben aus, wo sich diese Strahlen alle in einem Punkt treffen. Siehst du, so! Dieser Strahlenkegel nun, dies Bündel Atomtendenz, heißt Oswald. Denke aber nicht, in dieser einen Richtung hätten die Atome ihre Wirksamkeit erschöpft. Nein, nach verschiedenen Richtungen strahlen sie. So auch nach links oben — siehst du, so! Dies neue Bündel Atomtendenz heißt Bruno. Und so leben die Atome zu unzähligen Individualitäten sich aus. Jedes Atom hat Anteil an allem, was da lebt. In jedem Atom keimt die unermessliche Fülle der Welt — das Atom ist der Mikrokosmos.“

Starr blickte Oswald auf meine Zeichnung. Dann strich er mit der Hand über die Stirn, stand auf und ging im Zimmer umher. „Du vergleichst den Menschen mit einem Gemälde. Ich meine, da gibst du dir eine Blöße — machst dir selber einen bedenklichen Einwand.“

„Wieso?“

„Muß ich dich daran erinnern, daß das Bild von Iridus vernichtet ist? So wird also auch der Mensch...“

„Vernichtet? Ich sagte bereits vorhin, vernichtet sei das Bild keineswegs.“

„Ei — so hättest du dich umsonst geärgert?“

„Entrüdt ist es! Vernichtet? Nein!“

„Wie? Du glaubst also, nicht bloß Menschen sind unsterblich, sondern auch Bilder?“

„Sind nicht Bilder Individualität? Teile einer Individualität? Ist nicht die Altendenz Fidus in die Farben der Leinwand hineingeschlüpft?“

„Nun freilich! Ein echtes Kunstwerk wird immer der Ausdruck einer Individualität sein.“

„Nicht wahr? Und diese bildet den eigentlichen Reiz. Nicht ob der Maler eine Kuh im Philisterfinne gut getroffen hat, sondern ob er ein Kerl ist, der Eigenes, Großes zu sagen hat, darauf kommt es an. Kunstwerke sind packende Offenbarungen bedeutender Altendenzen. Nur solche Werke haben Dauer, geschichtliches Leben. Goethe — selber eine Voll-Persönlichkeit — weiß davon zu sagen:

Höchstes Glück der Erdenkinder  
Ist doch die Persönlichkeit.“

„Demnach sollten Künstler vor allem nach Persönlichkeit streben?“

„Wem es daran fehlt, der bringt es höchstens zum Atelierlöwen. Ich kenne solche ephemeren Größen — kenne Poeten, die an ihren Versen herumtüteln und am Schreibtische sich neumodische Sensationen abquälen, ohne zu ahnen, daß des Dichters wahre Aufgabe nicht im literarischen Fache, sondern auf allgemein menschlichem Gebiete, in der ganzen Persönlichkeit zu suchen ist, und daß die Kunst schlicht und treu diese Persönlichkeit ausdrücken sollte. Pinselfirtuosen kenne ich, die

im Grunde nichts weiter sind als die ödesten Alltagsseelen — Musiker, mit denen ich nicht einmal . . . wie soll ich sagen?“

„Nicht einmal Stat spielen möchte — haha!“

„Ja wahrhaftig! — Übrigens — da fällt mir eine famose Redensart ein. Sie bezeugt, daß des Künstlers Persönlichkeit in sein Werk hineinschlüpft. Von einem Bilde, das Rembrandt oder Böcklin gemalt hat, sagen wir kurz: Das ist ein Rembrandt, ein Böcklin! Die Person wird also im Werke erkannt — oft auf den ersten Blick — wird geradezu mit ihm identifiziert.“

„Zugegeben, im Gemälde offenbart sich Individualität — meinethalben auch, wie du sagst, Alltendenz. Aber seit die Leinwand in Flammen aufging, ist doch diese bestimmte Offenbarung der Fidus-Alltendenz vernichtet.“

„Keineswegs! Sie lebt fort.“

„Möchte wissen, wo.“

„In Fidus — in mir — in dir, in allen, die das Bild betrachtet haben. Als Erinnerung lebt sie und als erbauende Kraft. Eine mächtige Stimmung wallt in mir, wenn ich das Gemälde schaue, wie es mir fest und treu — trotz der Einäscherung — im Sinne steht. Ja, ich schaue noch immer den hehren Springquell, um den die nackten Mädchen und Jünglinge ihren jauchzenden Ringelreigen schlingen —

Herbei, ihr Brüder und Schwestern,

Goldlockig und hell!

Laßt uns als wissende Elfen

Umtanzen den strahlenden Quell!



Siehst du, Oswald, das hat sich in mein Gemüt förmlich hineinentwickelt.“

„Etwas aber fehlt doch — die sinnliche Kraft — die ist vernichtet.“

„Selbst das bestreite ich. Was sind denn Farben? Lichtwellen, Ätherschwingungen, sagt deine Physik. Sie fluten hinaus, in den Weltenraum — immer weiter, in endloser Wanderschaft. Siehst du dort die Kapella schimmern? Die Lichtwellen, die von unserm Gemälde ausgingen, ehe es verbrannte, kommen auf diesem Stern erst nach dreißig Jahren an. Und auf noch ferneren Welten viel später — nach Jahrtausenden. Folglich sind die Farben des verbrannten Gemäldes noch immer vorhanden, obwohl die stoffliche Quelle, von der sie ausgingen, versiegte. Ja, ich kann mir einen optischen Apparat denken, der die im fernen Weltenraum zerstreuten Strahlen derart sammelt, daß sie unserem Auge genau denselben Eindruck verschaffen, den früher das Gemälde mit seiner Stofflichkeit erzielte . . .“

„Du denkst dir den Apparat! Ja, was denken wir uns nicht alles!“

„O, es gibt ein Auge, das nicht erst durch den Apparat zu schauen braucht — ist es doch selber solch ein Apparat — sogar ein Apparat, dem nichts entgegen kann.“

„Du meinst natürlich wieder den Allgeist?“

„Allerdings — das große Auge, das alles in sich selber schaut. Du siehst, Oswald, das verbrannte Gemälde lebt noch — geht nie und nimmer verloren.“

Wie sollte es seinem Behälter, dem All, auch ent-  
schlüpfen können? Verstecken kann es sich — das  
heißt vor unseren engen und kurzen Sinnen. Ein  
absoluter Versteck — ein Verschwinden aus der Welt —  
ist ganz undenkbar.“

„Entschlüpfen und verstecken, das sind unpassende  
Ausdrücke! Das klingt so, als sei die vom Gemälde  
ausströmende Wirksamkeit ein abgeschlossenes, dauerndes  
Ding. Diese flutenden Lichtwellen aber verändern  
sich, entwickeln sich immer weiter.“

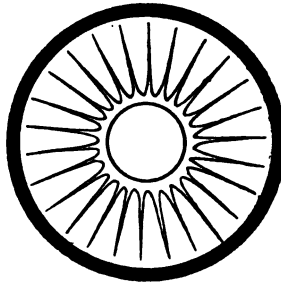
„Nun ja! Entwickeln sich — ganz recht! Folglich  
bleiben sie im wesentlichen dasselbe. In allen Formen  
ihrer Entwicklung enthalten sie einen identischen Kern.  
Und das ist die Individualität, der geistige Charakter  
des Gemäldes — der also nie verloren gehen kann.“

„Wie so? Ich verstehe nicht.“

„Sieh die Motte, die hier schwirrt! Ich glaube, sie  
wird noch in die verführerische Flamme geraten. Hätte  
besser getan, draußen im Park zu schwärmen. Na —  
jedenfalls ist sie mir willkommen als ein Beispiel der  
Entwicklung. Aus der Puppe hat sie sich entwickelt,  
die Puppe aus der Raupe, die Raupe aus dem Ei.  
Nun aber sind Ei, Raupe, Puppe, Schmetterling nicht  
vier verschiedene Wesen, sondern ein und dasselbe auf  
vier verschiedenen Stufen seiner Entwicklung. So be-  
wahrt alles, was sich entwickelt, im Wechsel der Form  
stets einen selben Kern. Die Individualität des Ge-  
mäldes ist der selbe, identische Kern, der sich hindurch-  
zieht durch die vom Gemälde ausströmende Wirksamkeit.  
Das eigenartige Lichtgewoge im Weltenraum ist ein-

fach eine neue Entwicklungsstufe der Gemälde-Individualität, die erst als Ei im Künstlergeiste lebte, dann als Raupe austroch und Farben von der Palette fraß, jetzt aber, nach ihrer Verpuppung und Auferstehung, durch die Nacht zu den Sternen flattert. Fahr wohl, du ewiges Gemälde, auf deiner Reise in den Raum ohne Ende! Fahr wohl — ich folge nach!“

Und ich tat in den Sternenraum einen tiefen Blick, und triumphierenden Geistes sah ich, wie ihn weit, weit mehr erfüllte, als das gewöhnliche Flimmern. Sterne erkannte ich nicht bloß in den großen Kugeln, sondern in sämtlichen Körpern, gleichviel, ob sie eigenes oder fremdes Licht von sich geben, gleichviel auch, ob sie groß sind oder winzig wie Glühwürmchen. Und all diese Körper jubelten: „In unermessliche Fernen strahlen wir — endlos! Und wenn die Quelle unseres Lichtes längst versiegte, wir leben fort in unseren fernen Strahlen, unseren Werken — unsterblich!“



## Der kosmische Schmetterling

Oswald zündete sich eine Zigarette an und paffte. Zur Kapella starrte er empor — als ob er das Gemälde im Äther verfolge, wie es hinauseilt zu den ungeheuren Weiten, mit einer Geschwindigkeit von vierzigtausend Meilen in der Sekunde. „Und so meinst du, erhält sich jedes Sonderwesen? Auch die Individualität Oswald? Verpuppt sie sich auch und wird zum Schmetterling?“

„Kannst du es leugnen? Bedenke doch, unausgesetzt entwickelt deine Individualität ihre eigentümliche Wirksamkeit hinaus ins All. Sinnlich und geistig. Gesicht und Gestalt, jede Miene, jede Gebärde wird in den Äther gestrahlt und lebt hier in Wellenzügen getreulich fort — so daß man aus diesem geformten Lichtdunst entnehmen könnte, wie Freund Oswald in einem bestimmten Momente seines Lebens ausah.“

„Nicht übel!“

„Nun, wenn du das zugibst — und wenn du all die anderen Spuren bedenkst, die dein Körper in der Umwelt hinterläßt — durch Erschütterung der Luft und . . .“

Oswald unterbrach mich durch eine Handbewegung: „Halt! Wenn ich die Luft erschüttere, so geschieht es doch nicht gerade individuell.“

„Ich meine doch! Was du zum Beispiel sprichst . . .“

„Das natürlich ist individuell. Was ich aber huste —?“

„Du scheinst nicht zu wissen, Oswald, daß gerade dein Hüfteln und Käufern sehr charakteristisch ist.“

Oswald lachte. „Gut pariert. Was ist denn noch charakteristisch? Das interessiert mich.“

„Beim Sprechen bewegst du gern Hand und Arm. Überhaupt, genau besehen, ist jede deiner Bewegungen charakteristisch. Jede Bewegung aber erschüttert die Luft. So prägt sich deine Individualität in allen möglichen Luftspuren aus.“

„Gut! Weiter!“

„Ferner durch den Druck auf die Dielen, wenn du so umhergehst.“

Oswald nahm Platz — wie aus Eigensinn.

„Das hilft nichts,“ wandte ich ein. „Jetzt drückst du eben den Stuhl charakteristisch — und die Arme, die du auf den Tisch legst . . .“

Mit scherzender Entrüstung sprang Oswald auf: „Was? Nun soll gar mein Druck charakteristisch sein?“

„Natürlich! Hängt er doch ab von deinen eigentümlichen Formen und Bewegungen. Auch von deiner Nervenbeschaffenheit. Du als Naturforscher weißt ja, wenn verschiedene Personen schnell auf den Knopf einer elektrischen Leitung zu drücken haben, so hat jede ihre besondere Schnelligkeit, den Druck auszuführen.“

Belustigt meinte Oswald: „Mag ich also tun, was ich will — mag ich gehen, stehen, sitzen, liegen — mag ich reden, husten oder den Mund halten — in keinem Augenblicke entgehe ich meinem Schicksal — das unausgesetzt darin besteht, eigenartig zu wirken. Immerfort schlüpft ein identischer Kern aus mir hin-

aus in meine Wirkungen — wie das Mäuschen aus dem Munde der faustischen Blocksberghexe. Pußiger Gedanke! Wahrhaftig! Aber fahre fort! Es macht mir Spaß, meinen identischen Kern nach allen möglichen Richtungen zu verfolgen. Gehen wir die einzelnen Sinnesgebiete durch! Hören — Sehen — Riechen . . . Halt! Bist du vielleicht auch Seelenriecher, wie Professor Jäger? Folgerichtig müßtest du es sein.“

„Allerdings! Auch die Duftstoffe, die wir beständig ausströmen, sind individuell und können zur Kennzeichnung unseres Seelenlebens dienen. Ich gehe nur noch weiter, als Jäger. Nicht bloß der Duft — überhaupt jede sinnliche — und natürlich ebenso jede geistige Wirkung, die wir hervorrufen, ist eigenartig.“

Oswald ging wieder auf und ab und meinte mit lebhaften Handbewegungen: „Über nun zeige mir, was mich all diese Überbleibsel eigentlich angehen. Ich bin doch nicht identisch mit den Spuren, die ich der materiellen Welt aufpräge. Ob ich auf dem Stuhle einen charakteristischen Druck hinterlasse — ob mein Ätherbild nach meinem Tode noch irgendwo im Weltenraum herumspukt — das alles ist mir, offen gestanden, höchst schnuppe.“

„Und deine geistigen Wirkungen?“

„Was habe ich von ihnen, wenn ich nicht mehr bin?“

„O widerborstiger Oswald! Muß ich dich daran erinnern, daß du an einem physikalischen Problem arbeitest? Die Ergebnisse deiner Forschung werden nach deinem Tode fortleben im Reiche der Wissenschaft.“

Hand aufs Herz! Willst du von diesen geistigen Überbleibseln, von deinen Geisteskindern, behaupten, sie seien dir schnuppe — ? Nein! Wie ich dich kenne, würde es dich auf dem Sterbebette glücklich machen, wenn dir ein Sachverständiger zeigte, deine Arbeit sei eine Entdeckung zum Heile der Menschheit.“

Oswald winkte ab: „Bin leider kein Entdecker! Nur ein simpler Kärtner! Fürchte sogar, was meine Karre fördert, ist bloßer Sand.“

„Daß gut sein! Selbst wenn deine Arbeit sich als verfehlt herausstellen sollte, war sie nicht umsonst. Irrtümer können unumgängliche Stationen der geistigen Entwicklung sein. Gewisse Fehler müssen einfach gemacht werden — so nur kommt die Wahrheit an den Tag. Auch irrend also bist du ein Pionier und erwirbst dir ein Verdienst im Reiche der Wissenschaft. Jedenfalls schafft sich deine Individualität in deinen Forschungen einen Behälter, darin sie fortlebt, wenn dein Leib in Staub zerfällt.“

Oswald schüttelte den Kopf: „Ohne Leib sollte ich fortleben? Um das glauben zu können, denke ich denn doch zu materialistisch. Ohne Leib kein Geist!“

„Einverstanden! Aber es fehlt ja gar nicht an Leib für dein Fortleben!“

„Wenn mein Leib in Staub zerfällt — ?“

„Die Welt bietet dir Material zu unermesslich reicher Verkörperung.“

„Glaubst du etwa gar an Wiederverkörperung?“

„Nicht in dem Sinne, daß die alte Seele aus dem alten Leibe in einen neuen schlüpft. Das ist dualistisch

gedacht. Leib und Seele bilden eine Einheit; diese wird nur von verschiedenen Seiten betrachtet; das eine Mal von außen, mit den Sinnen; das andere Mal von innen, unmittelbar. Nie also können Leib und Seele sich trennen. Nicht Wiederverkörperung nehme ich an, sondern Immerverkörperung.“

„Wo ist denn aber der neue Leib, den meine Individualität zur Verfügung haben soll, wenn dieser alte Leib abstirbt?“

„Wo er ist? Rings um den alten Leib herumgebildet — aus ihm heraus entwickelt — wie ein Nachtfalter aus der Raupe sich entwickelt. Der Vergleich ist treffend. Der Falter ist im Wesen mit der Raupe identisch — nur neu geformt, mit einem anderen, schöneren Leibe angetan. Dabei kann man nicht sagen, er sei eine Wiederverkörperung der Raupenseele. Ist einfach die fortentwickelte Raupe.“

„Sprich nicht so lange durch die Blume! Zeige mir doch handgreiflich den Schmetterling, zu dem sich hier mein Raupenleib entwickelt! Nenne mir deutlich, unverblümt den Leib, in dem meine Individualität nach meinem Tode fortleben soll.“

„Es ist dein Latenleib!“

Oswald trat ans Fenster und blickte schweigend in die Nacht hinaus: „Ein hübsches Wort — aber immer noch zu poetisch! Auf meine geistigen Laten läßt sich die Bezeichnung Leib jedenfalls nur bildlich anwenden. Im eigentlichen Sinne paßt sie nur für Materielles. Wir reden hier aber von der geistigen Individualität. Wo ist deren Leib?“



„Eben das Materielle ist ihr Leib! Bedenke doch, Oswald, nach meiner Auffassung sind Materie und Geist in gewisser Hinsicht dasselbe. Für sich selber ist alle Materie Geist. Für die Sinne, soweit er auf sie wirken kann, stellt aller Geist sich materiell dar. Die Einteilung deiner Wirkungen in materielle und geistige bedeutet also keinen schroffen Unterschied. Deine materiellen Wirkungen sind der Leib deiner geistigen. Und deine geistigen können nicht ohne die materiellen bestehen. Deswegen sagst du ganz mit Unrecht: Was gehen mich meine materiellen Überbleibsel an! Wer weiß, welche eine Rolle für dein geistiges Fortleben jene Ätherwellen spielen, die deine Gestalt jetzt hinausströmt in den Weltenraum! Es sind vielleicht Erinnerungen an dein Aussehen — und ohne sie wäre das Gedächtnis deiner fortlebenden Individualität gestört — sowie durch Zerstörung von Gehirnteilen eine Lücke entstehen kann im geistigen Leben des Menschen.“

„Rühne Phantasien!“ meinte Oswald. „Aber gut — nehmen wir an, zu den Gliedern meines Latenleibes gehöre wirklich eine wissenschaftliche Entdeckung. Wenn nun allem Geistigen etwas Leibliches entspricht, so muß das auch von der Entdeckung gelten. Bin neugierig, wie dies Glied meines Latenleibes sich materiell darstellen würde.“

„Dazu gehört wenig Phantasie. Du veröffentlichst deine Entdeckung durch den Druck. Die schwarze Schrift auf weißem Grunde bringt Lichtwellen hervor — die wirken durch die Sehnerven auf Menschenhirn —

daraus entspringen Muskelbewegungen — Massenverschiebungen — es sind die praktischen Anwendungen deiner Entdeckung — Maschinen und was von ihnen geleistet wird. Das alles sind Verkörperungen deiner Geistestat.“

„Demnach erstrecken sich durch unsere Gehirne, unsere Bücher und all unsere Einrichtungen die Latenleiber der Vorfahren?“

„Allerdings! Ihre Leistungen beseelen uns. Wer ein Auge dafür hat, sieht in der ganzen Kultur ein Gewebe von lauter Individualität. Latenleiber sieht er, die ganze Völker und Jahrtausende mit ihrem Segen durchdringen.“

„Eine gespensterhafte Vorstellung!“ bemerkte Oswald und deutete auf die Büchergestelle. „Durch diese Bände also erstrecken sich Geister und lauern auf den Leser, begierig, ihre Latenleiber noch weiter auszudehnen. Und wenn ich lese, verschlingen sie mich, hu! hu! Denke ich über das Gelesene nach, so arbeiten sie in mir. Sie kämpfen mit mir, falls ich nicht einverstanden bin. Sie entwickeln sich in mir, indem ich ihre Ideen weiterspinne. Und sollte ich wirklich eine Entdeckung machen, schließlich haben sie das Verdienst, und ich war bloß ihr Werkzeug. Höre mal, das ist denn doch . . .! Überhaupt diese Latenleiber, die jedes Buch durchdringen und unsere ganze Häuslichkeit, den Staat und die Menschheit, die als Dampfer und Eisenbahnen sich hinwälzen, mit einem Drahtnetz die Erde überspinnen und — weiß der Teufel, was sonst noch für Glieder haben —

diese heimlichen Latenleiber machen aus der lieben, braven Welt ein großes Spukhaus.“

Ich mußte lächeln: „Ich sehe die Sache mit anderen Augen an. Auf mich wirkt sie erhaben. Dort aus Goethes Werken steigt ein Heros, verklärt, riesenhaft, harmonisch, gütig. Wenn Goethes Melodien mit ihrer hehren Ruhe und seligen Schönheit mich erfüllen, wenn seine Ideen in mir aufleuchten, so sehe ich ein strahlendes Heilandsauge und spüre, wie eine segnende Hand sich mir auf den Scheitel legt. Kein Spukhaus ist die Welt, sondern ein Olymp, darin die verklärten Geister immer großartiger sich fortentwickeln. Einst gehe ich ein zur innigen Gemeinschaft mit ihnen.“

„Du denkst ja wie Sokrates! Als er den Giftbecher trinken sollte, sprach er seine Freude darüber aus, daß er nun bald mit den Helden der Vorzeit verkehren dürfe.“

„Gewiß Oswald —

Das Wahre war schon längst gefunden,  
Hat edle Geisterschaft verbunden;  
Das alte Wahre, faß es an!

Völlig neue Wahrheiten werden selten entdeckt. Entdeckungen sind gewöhnlich Fortentwicklungen alter Wahrheiten. Sokrates denkt in mir seine Gedanken weiter. Der Genius, der Latenleib Goethe webt in uns, während wir von ihm sprechen. Er lenkt unser Gespräch . . .“

„Ah so!“ meinte Oswald spöttisch. „Da hätten wir also ein Mittel, Geister zu beschwören. Ich zitiere

Goethe herbei, indem ich seine Verse zitiere. Sehr einfach! Jetzt spitzt er gewiß wohlgefällig die Ohren seines Latenleibes, wenn ich deklamiere:

Es kann die Spur von meinen Erdetagen  
Nicht in Aonen untergehn.“

„Hat auch allen Grund, auf diese Verse stolz zu sein. Und jetzt, wo er es erlebt, daß die Spur von seinen Erdetagen tatsächlich bestehen bleibt, muß ihn ein eigentümliches Gefühl durchschauern — ein weithohes Glück. Ich denke an den greisen Dichter, wie er kurz vor seinem Tode vom Ridelhahn auf die Wipfel des Thüringer Waldes niederschaute und dabei noch einmal jene Verse durchlebte, die vor einem halben Jahrhundert hier in der Nachtstille seiner sehnsüchtigen Brust entquollen. An die Bretterwand der Aussichtshütte hatte er sie geschrieben — und las nun mit strömenden Tränen:

Über allen Gipfeln  
Ist Ruh;  
In allen Wipfeln  
Spürest du  
Raum einen Hauch;  
Die Böglein schweigen im Walde.  
Warte nur, balde  
Ruhest du auch.

Der Ruhetraum seiner Jugend sollte sich nun dem Greise erfüllen in einem neuen, vertieften Sinn — warte nur, balde ruhest du auch! . . . Ach ja, mein

lieber Oswald! Innig mag der Genius Goethe auch bei deinem Zitat empfinden. Oder vollends, wenn ich den Berewigten an ein anderes Wort erinnere, in dem er sein höchstes Schicksal vorausahnte, und das nun so herrlich sich erfüllt:

So wirkt mit Macht der edle Mann  
 Jahrhunderte auf seinesgleichen.  
 Denn was ein guter Mensch erreichen kann,  
 Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.  
 Drum lebt er auch nach seinem Tode fort  
 Und ist so wirksam, als er lebte.  
 Die gute Tat, das schöne Wort  
 Es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.  
 So lebst auch du durch ungemessne Zeit —  
 Genieße der Unsterblichkeit!"

Ernst hatte Oswald zugehört; dann meinte er:  
 „Ein herrliches Wort — gewiß! Aber, was nach dem Tode fortlebt, sind doch die bloßen Wirkungen der Individualität.“

„Ei, Oswald! Sind die denn etwas Geringeres als die Individualität selber? Ich behaupte, dasselbe sind sie! Dasein heißt ja wirken. Ein Ding ist ein System von Wirkungen. Was ich von einer Individualität weiß, ist gar nichts anderes, als ihre eigentümliche Wirksamkeit. Oswald zum Beispiel bedeutet für mich erstens die sinnliche Erscheinung, daß heißt ein System von Wirkungen, das deine Individualität durch Vermittlung von Licht, Luft und so weiter auf meine Sinne ausübt — und zweitens bedeutet Os-

wald für mich das System seiner sonstigen Wirkungen, die man gewöhnlich als geistige bezeichnet. Wenn du nun stirbst, geht deine eigentümliche Wirksamkeit absolut nicht verloren . . .“

„Teilweise doch!“ unterbrach mich Oswald. — „Meine sinnliche Erscheinung geht verloren!“

„Nun ja — wie auch die sinnliche Erscheinung des Knaben Oswald heute — abgesehen von Bildern — nicht mehr besteht. Aber was tut das? Mag der Knabe Oswald für uns nicht mehr sichtbar sein, die Individualität Oswald lebt. Und so ist sie auch dann noch lebendig, wenn nicht bloß der Knabenleib, sondern der ganze Menschenleib Oswald in Staub zerfallen ist. Mag deine Individualität auf ein bestimmtes Wirkungsgebiet, auf diese sinnliche Erscheinung, verzichten, deswegen stellt sie doch nicht ihre Wirksamkeit überhaupt ein. Nein, geschäftig wirkt sie weiter — lebt also! Oder willst du jemand etwa vernichtet nennen, der seine Eigenart nach wie vor rüstig — nur mit etwas verschobenem Gebiete — betätigt?“

Nicht ohne Wehmut entgegnete Oswald: „Ich fürchte, meine eigentümliche Wirksamkeit wird meinen Tod nicht lange überdauern. Werde bald vergessen sein. Goethe — nun ja, der ist unsterblich — ich meine, er lebt im Andenken der Nachwelt so lange fort, als es eine Geschichte der Menschheit geben wird. Aber wir gewöhnlichen Sterblichen, wir Ruhmlösen! Siehst du, das ist auch ein Einwand!“

„Den lasse ich nicht gelten! Hier handelt es sich gar nicht um Ruhm, um Fortdauer des Namens.

Von einer Unsterblichkeit rede ich, die dem unbedeutendsten Alltagsmenschen beschieden ist. Nimm ein weltfern hausendes Mütterchen. Seine Rolle im schlichten Getriebe des Heidedorfes — was es arbeitet, was es sagt, was es lächelt, was es seiner Familie und den Nachbarn bedeutet — nichts von alledem geht verloren. Im Volksgeiste, in der Menschheit, im Erdgeiste entwickelt es sich weiter. Mir fällt da die Fischerhanne ein. Du sagst freilich, sie sei eine Sturpfischerin. Aber ihr Medizinmänner nennt alle so, die unzüftig euch Konkurrenz machen. Doch lassen wir das! Jedenfalls hat die Fischerhanne so manche Wohlthat getan. Viele Leute hier in der Gegend verehren sie schwärmerisch. Der alte Wustrow sagt, ein Wort, ein Blick von ihr könne ein Trostengel sein . . .“

Oswald machte eine Bewegung der Ungeduld: „Ja doch, ja! Zuckersüße, rosige Engel sind die ländlichen Latenleiber! Ach, Bruno, du hast ja gar keine Ahnung — kennst unsere Leute gar nicht! Solltest mal hinter die Kulissen blicken, wie ein Arzt es tut! Teufel, was für garstige Latenleiber, was für ekle, vampyrhafte Schmetterlinge bekommt man da zu sehen! Die alte Wenhaken, die wir gleich aus den Klauen des Todes herausoperieren sollen — na, ich sage dir, schade um mein braves Operationsmesser, daß es keine würdigere Aufgabe hat, als diesen weiblichen Satan dem Dorfe zu erhalten. Wenn ich an all die boshaften Klatschereien und Wühlereien denke, an ihr abergläubisches Treiben, ihr unermüdliches Reifen, diesen

Neid, diese Geldgier, diese Rachsucht . . . An den Tod ihres Mannes — das ist ein besonders verdächtiger Punkt ihres Latenleibes, vielleicht eine Pestbeule . . . wer weiß!“

„Gewiß, gewiß, Oswald! Mancher Latenleib ist ein abscheulicher Krüppel. Aber darin liegt ja gerade eine wundervolle Gerechtigkeit, eine moralische Logik, daß jeder das sein wird, wozu er sich macht. Himmel und Hölle sind keine äußerlichen Zustände, die ein fremdes Wesen, ein Weltregent, willkürlich uns beibringt — nein, wir selber schaffen uns unsere Seligkeit — genau so, wie wir sie verdienen — und schaffen uns unsere Hölle — unser Fegefeuer — insofern wir durchkosten müssen, was wir angerichtet haben. Alle Wirkungen, schlimme wie gute, müssen wir durchleben. Wie Boltergeister rumoren unsere Dummheiten und Schlechtigkeiten nach dem Tode umher, und wir stecken darin — stöhnend, wohl schließlich bereuend — bis wir umkehren, bis uns die Gnade erlöst.“

„Die Gnade?“ Oswald blickte verduht.

„Ich meine keine Gnade im kirchlichen Sinne — die große Harmonie meine ich, die alle Dissonanzen zur Auflösung lenkt. Indem wir die Folgen unserer Verfehlungen auf uns fallen sehen, werden wir geheilt. Erlösend wirkt dies Fegefeuer — wie eben der ganze Weltprozeß eine große Reinigung ist. Der Irrtum läutert sich zur Wahrheit, das Häßliche zur Schönheit, das Laster zur Unschuld und Güte. Der Weise muß Torheiten, der Makellose Sünden durchgemacht haben — das Böse ist das unreife Gute.“



In der Ewigkeit wird alles verklärt und versöhnt — hindurchgerungen hat es sich zur Weite des Allgeistes — der da fühlt, wie das Niedrigste zum Höchsten zielt — und wie das All-Schicksal eine endlos wachsende Symphonie darstellt, wo das Mangelhafte nur die Dissonanz bedeutet, die sich auflöst und steigert zu immer reicherer Herrlichkeit . . .“



## Die Zelleneinheit

Schweigend rauchte Oswald seine Zigarette. Dann nahm er das Gespräch wieder auf: „Höre mal — meinst du allen Ernstes, daß Goethe seine Unsterblichkeit genießt? Daß er etwas davon weiß, wenn er auf uns wirkt? Ich sagte vorhin nur scherzhaft, daß er auf den Leser lauert. Jetzt machst du Ernst aus dieser Vorstellung. Hat denn der Latenleib Bewußtsein? Bedeutet er ein Ich?“

„Unser Ich ist Identität, Selbheit, Einheit im Wechsel — ein individuell charakterisiertes System, das sich erhält. Das ist der Latenleib auch — er ist das System unserer Wirkungen — und wie wir gesehen haben, sind die ganz individuell — sie bilden die nächste Stufe, zu der sich unsere Individualität von der jetzigen Stufe entwickelt.“

„Nun ja, ein System individueller Wirkungen — das ist der Latenleib zweifellos. Die Frage ist nur: Kommt diesem System Bewußtsein zu?“

„Wenn es nun gar nichts Bewußtloses gibt? Wenn Dasein ohne Weiteres Bewußtsein heißt?“

Oswald zuckte ungeduldig die Achseln und trat ans Fenster. Schweigend blickte er in die Nacht. Dann meinte er, ohne sich umzuwenden: „Nichts Bewußtloses? Pah! Ein Glaubensartikel deiner Weltanschauung! Über Dogmen läßt sich nicht streiten.“

„Dogmen? Nein, Oswald! Ich glaube nicht bloß — ich habe meine Gründe! Ich meine, alles, was existiert, gibt sich nicht bloß anderen Wesen zu erleben, sondern

erlebt sich auch selbst. Es ist nicht bloß für andere da, sondern auch für sich. Das gibst du doch zu? Nun also! Für sich sein aber bedeutet: sich selbst erleben.“

„Das sind Glaubenssätze!“ sagte Oswald. „Glaubst eben an deine Gründe!“

„Ich glaube an die logische Ordnung in mir — wie du an die deinige glaubst. Sollte es nicht ein und dieselbe Ordnung sein?“

„Es scheint nicht!“

Wir schwiegen — sein Einwand war mir peinlich. Ein wirres Raunen ging draußen durch die Wipfel — beängstigtend nah um die Flamme flatterte die Motte.

„Aber selbst zugegeben“, fuhr Oswald fort, „angenommen, alles Dasein wäre Selbsterlebnis, meine Wirkungen wären also irgendwie Bewußtsein, so bliebe doch noch zu erweisen, daß sie eine Einheit, eine Selbstheit, ein Ich bilden. Sie flattern ja auseinander wie Spreu im Winde.“

„Vergiß nicht, jedes Stäubchen dieser Spreu enthält deine Eigenart, deine Individualität.“

„Wenn aber die Stäubchen auseinander flattern?“

„Du meinst was räumlich getrennt ist, könne keine Einheit bilden? Aber dies Zimmer, dort der Park und die Sterne — das ist ja auch zerstreut — zum teil sogar ungeheuer weit voneinander entfernt — und bildet doch eine Einheit.“

„Welche denn?“

„Deine Welt!“

„Wieso meine? Ist es denn nicht auch deine Welt?“

Ich trat ans Fenster und winkte Oswald herbei: „Da schauen wir beide über Park und Dorf, See und Forst. Vor uns die Welt, von der die Leute sagen, es sei eine einzige, für alle Menschen ein und dieselbe ...“

„Und du meinst, das sei nicht der Fall?“

„Daß uns zusehen! Hier stehe ich — dort stehst du, Oswald. Unsere Standpunkte sind zweifellos verschieden. Also zeigt die Welt mir nicht völlig dasselbe Gesicht wie dir. Mag auch gering die Abweichung sein, vorhanden ist sie doch.“

„Nun ja — das bestreite ich nicht! Aber . . .“

„Und nie läßt sich die Abweichung vermeiden. Undenkbar, daß die beiden Standpunkte jemals ganz ineinander fallen. Denn sobald ich auf deinen Standpunkt trete, Oswald, mußt du einen andern einnehmen, da ich dich verdränge. Wir müßten denn ineinander hineinschlüpfen; aber das können wir nicht.“

Oswald nickte: „Und selbst wenn wir es könnten, stellte sich uns doch zweierlei Welt dar. Mit anderen Augen würden wir sehen, mit anderen Gefühlen, Gedanken und Interessen.“

„Nun also, Oswald! Du gibst zu, der ganze Unterschied der Individualitäten, die doch Besonderungen sind, würde sich dabei betätigen.“

„Selbstverständlich! Was aber willst du damit sagen?“

„Was ich sagen will? Es schaut ein jedes Sonderwesen seine eigene Welt. Mit einem Monogramm gezeichnet tritt jedes seiner Erlebnisse auf. In gewisser Hinsicht gibt es genau so viel Welten, als es

Sonderwesen gibt. Ja, das Sonderwesen ist gar nichts anderes als seine Welt, sein Schicksal. Unser Urgrund, das ewig Eine, differenziert sich, erlebt sich auf zahllose Weise. Jede besondere Weise des Erlebens ist ein Individuum. Würde das Individuum nicht in allen Einzelheiten auf seine besondere Weise die Welt erleben, so wäre es gar nicht da, hätte keinen Existenzgrund. Es kann nichts erleben, als sich selber.“

„Aber dem Ich steht doch ein Nicht-Ich gegenüber!“

„Das Nicht-Ich, das ich erlebe, ist durch meine Individualität gefärbt und eigenartig gekennzeichnet — ist nichts völlig von meinem Wesen Verschiedenes, sondern Blut von meinem Blute.“

„Halt, halt! Keine Übertreibung! Keine Einseitigkeit, mein guter Metaphysikus! Sind auch in gewisser Hinsicht unsere Erlebnisse voneinander verschieden, so haben sie doch eine ungeheure Portion Gemeinsames. Magst du den See in deiner Weise empfinden, mag ich ihn etwas anders empfinden, mögen die Leute von Krampendorf und Schleusendorf — mögen Fisch und Ente, meinethalben sogar Schilf und Stein demselben See gegenüber recht mannigfaltige Erfahrungen machen — so steckt doch eine große Übereinstimmung in all diesen individuellen Erlebnissen.“

„Ein identischer Kern! Allerdings, Oswald! Verwandte Individuen haben stets etwas Identisches. Vermöge dieser Identität schließen sich die individuellen Schicksale harmonisch zusammen. Reigen bilden sie — mit einer Reigenseele — die nichts anderes ist, als eben die Identität. Und jeder Schicksalsreigen bildet

mit anderen, verwandten Schicksalsreigen abermals einen Reigen, einen höheren — bis der höchste, der Allreigen, sämtliche Unterglieder umfaßt.“

„Schicksalsreigen? Was meinst du damit?“

„Zum Beispiel uns beide, Oswald! Sind wir nicht Glieder eines gemeinsamen Lebensreigens? Sind nicht unsere individuellen Schicksale geschwisterliche Zweige einer gemeinsamen Wurzel, einem identischen Kerne entsprossen?“

„Da wäre also unsere Freundschaft etwas Kosmischer, begründet in der Tiefe des Weltalls?“

„Ist sie auch! Überhaupt bedeutet jeder Schicksalsreigen besonderte Allseele.“

„Das klingt fatalistisch.“

„Dann verstehst du mich nicht. Mein Sonderwesen ist ja kein unfreier Spielball, sondern eine freie Entscheidung der Allseele. Ich bin das All, wie es sich zu meiner Eigenart gestaltet. Ich sage dir, trunken macht mich dieser Allcharakter meines Wesens. Und von meiner Ewigkeit überzeugt er mich. Als Mensch freilich bin ich vergänglich — als Alltendenz aber ist mein Schicksal, meine Welt, ohne Ende.“

„Halt, Schwärmer! Bleiben wir nüchtern! Bleiben wir bei der Sache! Kein Irrlichtelieren hin und her! Nicht darauf kommt es an, ob mein jetziges, menschliches Erleben eine Einheit bildet — was ich nicht bestreite. Du wolltest vielmehr zeigen, daß auch die Wirkungen, die ich jetzt als Mensch hervorbringe — aus denen du ja den Latenleib konstruierst — daß auch diese Wirkungen zu einer Einheit sich zusammen-

schließen und nicht, wie ich dachte, gleich Spreu im Winde sich zerstreuen.“

„Was du deine Wirkungen nennst, ist deine jetzige Welt in ihrer Fortentwicklung. Die Wirkung ist stets die fortentwickelte Ursache.“

„Das ist mir neu.“

„Daß einstweilen gut sein! Wir kommen wohl noch auf dies Kapitel. Ich will jetzt meinen Beweis möglichst schlicht gestalten. Vielleicht verstehst du mich, wenn ich einfach sage: Da die jetzige Entwicklungsstufe deiner Welt eine Einheit bildet, so muß es auch die künftige Entwicklungsstufe tun. In allen Phasen eines Entwicklungsvorganges stellt sich nämlich ein und derselbe Kern dar. Übrigens habe ich diesen identischen Kern — deine Individualität — in all deinen Wirkungen bereits nachgewiesen.“

„Und auf diesen identischen Kern baust du die Einheit?“

„Ja freilich! Einheit ist ja gar nichts anderes als eine gewisse Identität.“

„Wenn du nur nicht so metaphysisch wärest!“

„Ich will dir mit einem physischen Beispiele aufwarten. Dein Körper besteht aus Zellen, die eine Einheit bilden, nicht wahr?“

„Allerdings!“

„Und doch sind deine Zellen voneinander getrennt. Du siehst also, getrennte Teile können doch eine Einheit bilden.“

„Halt! Die Zellen meines Körpers sind keineswegs getrennt, sondern verbunden.“

„Sind nicht zum Beispiel deine Gehirnzellen getrennt, räumlich getrennt von den Zellen deines Herzens?“

„Aber zugleich mit ihnen verbunden!“

„Bravo, Oswald! Getrennt und doch verbunden! Siehst du, das gilt auch von den Zellen deines Latenleibes.“

„So zeige mir die Verbindung! Sieh mal, heute morgen war ich in Schleusendorf, da hab ich einen Zahn gezogen — das ist eine Zelle meines Latenleibes, nicht wahr? Gut! Nachmittags hab ich im Laboratorium experimentiert — das ist eine andere Zelle. Wo ist nun die Verbindung zwischen beiden?“

„Als ob du auf dem Wege vom Zahnpatienten ins Laboratorium gar nichts getan hättest!“

„Getan? Nun ja, ich habe existiert!“

„Und hast gewirkt; denn alles Dasein ist ein Wirken.“

„Meinetwegen habe ich auch gewirkt.“

„Das heißt, du hast eine Reihe von Zellen deines Latenleibes zwischen jene beiden Zellen gelagert, an deren Verbindung du zweifelst. Bedenke doch, der Kette von Augenblicken, die du durchlebst hast, entspricht eine Kette von Wirkungen, die du in Licht und Luft, Erde, Volk und Wissenschaft hineingepreßt hast. All diese Wirkungen berühren einander nicht minder wie die aufeinander gefolgten Augenblicke. Darum hängen die Zellen deines Latenleibes genau so zusammen, wie die Teile deiner jetzigen Welt.“

„Auch so innig? Wenn der Latenleib, wie du meinst, ein Ich bilden soll, so muß der Zusammenhang seiner Zellen sehr innig sein.“



„Genau so innig wie der Zusammenhang der Zellen deines Menschenleibes! Sage mir, warum bilden die Zellen deines Menschenleibes ein Ich?“

„Ja, mein Lieber — wenn ich das enträtselt hätte!“

„Ein Rätsel ist es dir nur so lange, als du den Gedanken der Identität nicht begriffen hast.“

„Wieso?“

„Mach dir einmal klar, was du eigentlich unter Ich verstehst. Du sagst dir einfach: Der Oswald, der in Schleusendorf den Zahn zog, ist identisch mit dem Oswald, der nachmittags im Laboratorium experimentierte — identisch auch mit dem Wesen, das jetzt über Unsterblichkeit diskutiert. Dein Ich ist gar nichts anderes, als das Bewußtsein solcher Identität.“

„Nun gut! Aber was folgerst du daraus?“

„Ich meine, überall wo eine Identität, eine Selbheit waltet, erfährt sie sich als Ich.“

„Falls sie überhaupt sich erfassen kann, falls sie Bewußtsein hat!“

„Dasein heißt bewußt sein!“

„Schon wieder dein Dogma!“

„Streiten wir nicht darüber! Suche mich zu verstehen!“

„Nun ja — in deinem Sinne freilich — wenn es nichts Bewußtloses gibt — hast du recht . . . Aber höre, du wolltest mir ja erklären, warum der Zusammenschluß meiner Zellen ein Ich ergibt. He?“

„Weil deine Zellen alle etwas Identisches enthalten, eben deine Individualität.“

„Davon weiß die mikroskopische Zellenrichtung nichts.“

„Vielleicht noch nichts! Übrigens braucht die Identität der Zellen nicht gerade fürs Auge wahrnehmbar zu sein. Der Sehepparat vermag ja nur Lichtwirkungen der Zelle zu erfassen. Sie wirkt aber — wie jedes Wesen — vielseitig, unendlich vielseitig. Ihre Identität läßt sich vielleicht mit anderen Sinnen erfassen — für uns Menschen vielleicht nur mit einem einzigen Sinne — mit dem Denkapparat.“

„Ist das auch ein Sinn?“

„Nicht der Schlechteste! Ihr Materialisten wollt immer bloß betasten und beäugeln — und was sich nicht den plumpen Sinnen darstellt, leugnet ihr feck. Dabei ist, was ihr mit den fünf Sinnen empfindet, nichts als ein Verhalten der Welt zu diesen Apparaten. Nichts Geringeres aber — nämlich auch ein Verhalten der Welt zu einem Apparat, zu unserem Denkapparat — bedeutet, was wir von der Welt denken müssen.“

Oswald lächelte vor sich hin: „Du weißt dir zu helfen mit deinem Denkapparat! hm ja! So hättest du also nach allen Regeln der Kunst den Beweis geliefert . . .“

„Noch nicht ganz. Bin aber gleich fertig. Laß mich die Beweiskette schließen. Ich sage, die Wirkungen, die meine Individualität hervorbringt, gleichen den Zellen dieses Menschenleibes. Sie haben wie diese einen identischen Kern und bilden folglich auch eine Einheit, ein Ich.“

„Aber ein anderes, ein neues Ich — mit dem alten nicht zu verwechseln! Was habe ich nun davon? Ein kleiner Trost — nun ja — daß nach meinem Tode wenigstens mein Latenleib lebt. Indessen bei aller Verwandtschaft mit mir ist er schließlich doch ein fremdes Wesen.“

„Als ob der Schmetterling der Raupe fremd wäre!“

„Der Vergleich stimmt nicht ganz. Der Schmetterling ist die fortentwickelte Raupe. Das System meiner Laten ist jedoch etwas Zweites neben mir.“

„Dann hast du meine Lehre mißverstanden. Nicht neben dir befindet sich das System deiner Laten — du selber bist es! Alles, was du von dir erfährst, ist ja deine eigentümliche Art zu wirken. Schon jetzt bist du Latenleib — und nie warst du etwas anderes.“

„Aber du sagst doch, mein Latenleib erlebe sich selber, bewußt! Nun aber ist eine Menge von dem, was ich getan habe, mir jetzt unbewußt. Sehr viele Wirkungen sind überhaupt unbewußt vollbracht. Und von meinen bewußten Handlungen habe ich die meisten vergessen. Also nur ein Fragment meines Latenleibes erlebe ich in meinem jetzigen Zustande. Der Hauptbestand liegt außerhalb meines Bewußtseins, getrennt von mir — wie ein fremdes Objekt.“

„Nicht doch! Zu deinem bewußten Sein gehört alles, was du jemals wirktest — obwohl du freilich im Moment nur auf ein kleines Fleckchen achten kannst. Einen Lichtschein läßt laternengleich dein Aufmerken über dein Eigentum gleiten. Den darfst du nicht verwechseln mit deinem Eigentume! Das ist ja un-

endlich viel größer, als das jeweilig beleuchtete Fleckchen. Und eben weil es so sehr groß ist, vermag der zeitliche Merker stets nur Fragmente zu fassen. Erst wenn du Ewigkeitsauge geworden bist, überschaust du das Ganze.“

„Aber das, wovon ich nichts merke, nenne ich eben unbewußt.“

„Ich nenne es unbemerkt. Unbewußt ist es nicht, weil es auf jeden Fall sich selbst — seiner engeren Individualität — bewußt ist und, wofern es überhaupt zu mir, dem umfassenden Bewußtsein, gehört, auch eine gewisse Rolle dajelbst spielen muß. So braucht die einzelne Zelle meines Körpers nicht von mir bemerkt zu werden — sie wird es vielleicht erst, wenn sie schmerzt oder sonstwie sich auffällig macht. Doch ob im Lichte der Aufmerksamkeit oder nicht, meinem Bewußtseinskomplex ist jede meiner Zellen angehörig und macht sich in irgend einer Form darin auch geltend. Dasselbe nun gilt von den Zellen meines Latenleibes. Stets nur teilweise wird er beleuchtet vom Aufmerken — das besonders die Stellen der lebhaftesten und bedeutsamsten Fortentwicklung bevorzugt. Deswegen aber ist der zur Zeit unbeluchtete Teil kein fremdes Ding. Zu dir gehört er genau so, wie deine schlummernden Vorstellungen und Gefühle! Und wenn du sterbend einen Teil deines jetzt bestehenden Latenleibes — diesen Menschenkörper — ins Erdreich hinabgleiten lässest, so bedeutet das einfach, daß dein Wesen auf dies besondere Instrument verzichtet. Am System deines Wirkens

ändert sich eine gewisse Ordnung — die sinnliche Ordnung — das System jedoch bleibt — nur daß es eine neue Ordnung annimmt — die Raupe wird eben Schmetterling.“

„Das übersteigt meinen sensualistischen Horizont“ — erwiderte Oswald achselzuckend. „Ich kann mir nicht denken, daß meine Individualität irgend etwas erleben kann ohne Vermittelung dieser fünf Sinne.“

„Warum nicht mit anderen Sinnen?“ warf ich ein.

„Von anderen Sinnen weiß ich nichts. Erfahrungsgemäß sind all unsere Welterlebnisse durch die fünf Sinne vermittelt. Zerstört nun der Tod diese Sinne, so ist es mit dem Erleben, mit dem Bewußtsein aus.“

„Noch immer“ — entgegnete ich — „hältst du also diese fünf Sinne für absolute Grundlagen des Empfindens überhaupt?“ Als Oswald nickte, fuhr ich fort: „O du übertriebener Sensualist! Bedenke doch endlich, daß Auge, Ohr, Geschmacks-, Geruchs- und Tastorgan selber nur Empfindungen sind.“

„Und was folgt daraus?“ fragte er.

„Daraus folgt, daß die Abhängigkeit des Sehens vom Auge, des Hörens vom Ohr und der ganze Sensualismus nichts weiter bedeutet, als eine gewisse Ordnung innerhalb des Empfindens. Bestimmte Empfindungsgruppen, zum Beispiel die Farben dieses Zimmers, treten bei meiner jetzigen Verfassung nur im Zusammenhange mit diesem Auge, das heißt mit anderen Empfindungsgruppen, auf. Hieraus folgt keineswegs, daß mit dieser bestimmten sinnlichen Ordnung das Empfinden überhaupt steht und fällt. Viel-

leicht wird die alte Empfindungsordnung im Tode nur durch eine neue abgelöst, die der neuen Verfassung meiner Individualität entspricht. Diese Möglichkeit mußt du als strenger Logiker zugeben, wenn du folgendes Gleichnis in Betracht ziehst. In einem Verein von Leuten ist eine bestimmte Ordnung durch die statutarische Vereinsverfassung eingeführt. Willst du nun etwa behaupten, ohne diese bestimmte Ordnung sei ein Vereinsleben zwischen den Leuten überhaupt unmöglich? Sie können doch eine neue Vereinsordnung festsetzen, nicht wahr? Nun setze an Stelle der Vereinsmitglieder die Empfindungen oder Erlebnisse, die sich zu deinem Leben zusammenschließen, setze ferner an Stelle der bestehenden Vereinsordnung die jetzige Ordnung der fünf Sinne, so ergibt sich der Schluß: Wohl möglich, daß du sterbend von der alten Ordnung des Erlebens zu einer neuen übergehst. Durch Aufgabe der Menschengestalt ist der Latente Leib zwar abgeändert, jedoch ein geschlossenes System, ein Ich, geblieben. Und dies neue Ich ist im Kerne, in der Individualität, identisch mit dem alten Ich — ist das fortentwickelte alte . . .“

Oswald lächelte spöttisch und machte eine Gebärde der Ungeduld: „Fortentwickelt! Durch den Tod fortentwickelt? Zum Ausdruck! Deine Theorie macht uns Ärzte schlecht. Es ist bekanntlich unser Beruf, den Tod zu verzögern. Wir wären also Hemmschuhe der Entwicklung, kosmische Reaktionäre. Wenn ich gleich zur alten Wenhaken gehe, mit meinem Operationsmesser sie womöglich noch einmal dem Tode zu ent-

reißen . . . Aber höre mal! Da scheint was los zu sein. Das ist Wenhafens Hund — ich kenne sein heiseres Kläffen.“

Wir horchten zum Fenster hinaus und sahen, wie vom Haus der Kranken jemand mit einer Laterne kam.

„Sollte der Sanitätsrat schon angelangt und gleich zur Patientin gegangen sein? Da hätte man doch den Wagen hören müssen! Na, warten wir ab!“

So nahmen wir wieder am Tische Platz. Den Kopf in die Hand gestützt, schien Oswald meinen Beweis nochmals durchzugehen.

Schritte kamen den Korridor entlang — es klopfte an der Tür. „Herein!“

Friedrich — hinter ihm ein Knecht mit einer Laterne — ein wüster Kerl.

„Was gibt's? Ist was mit der Wenhafen?“

Der Kerl nickte: „Dod is se!“

Der Blick, den mir Oswald zuwarf, schien zu sagen: „So braucht sich mein Messer nicht mit ihr zu befassen!“

„Gut! Werde gleich kommen!“

Der Knecht und Friedrich gingen.

Oswald stand noch immer in Gedanken. „Na — die arme Tochter wird aufatmen! Wenn die Alte nur kein Testament gemacht hat! Dieser verfluchte Kerl hatte sie in den Klauen. Wer weiß, es wäre vielleicht doch besser gewesen, wenn wir erfolgreich hätten operieren können. Ach was! Hilft nichts! Tot ist sie, basta! Ja, mein lieber Junge, im Latenleib der

alten Wenhaken möcht' ich nicht stecken. Na — werde mal hingehen.“

„Ich warte, Oswald!“

„Alte Wenhaken!“ sprach er fast drohend vor sich hin und nickte: „Wenn du das alles durchkosten mußt, was du angerichtet hast — Profit Mahlzeit! Das gibt ein graufiges Erwachen!“





## Im Schoß der Ordnung

Ans Fenster trat ich. Fernher der Tröschle Chorgesang. Aus der dunklen Wipfelmasse des Parkes hob sich die hohe Pappel wie ein riesenhafter Wacholderbaum. Darüber woben ihren melodischen Elfenreigen die flimmernden Welten. O du mein All, wie bist du groß und sicher — ich aber bin kleinmütig, voll Unrast und Zweifel! „Ein Glaubensartikel deiner Weltanschauung“ hatte Oswald gesagt. Wenn er recht hätte? War es vielleicht wirklich bloßer Glaube bei mir, Dasein bedeute erlebt werden, bewußt sein, und es gäbe nichts, dem nicht seelisches Leben zugestanden werden müsse?

Vor mir schien mein Tröster, der Wacholderbaum, zu ragen und stumm zu mahnen: „Hab' ich dir nicht den Blick geöffnet, daß du der Welt ins Innere schauen darfst? Hast du verlernt die Kunst des Allsehens? Bist du nicht mehr Merlin? Denk an den Sandberg! Denk an die Offenbarung, die dort im Frühlingsturm dir ward! Alles, was ist, muß auch fühlen, muß selber erleben, daß es da ist. Zweifelt Merlin?“

„Wohl denk' ich daran, Juniperus. Und hör' ich dich, so glaub' ich auch. Aber Glauben ist nicht das Rechte. Beweise verlangt Oswald. Da bin ich denn in Verlegenheit und werde selber irre.“

„Wer's schaut, braucht nicht Beweise.“

„Wer's aber nicht schaut?“

„Der wird es schwerlich sich aufreden lassen.“

„So kann ich Oswald nicht überzeugen?“

„Deinen Freund? Der ist zu scharf! Ja, wenn er das Messer von sich täte! Er schneidet zu viel! Was zusammen gehört, zerschneidet er. Schauen sollte er lernen, wie Eins nicht besteht ohne das Andere.“

„Du meinst, Dasein nicht ohne Bewußtsein — Materie nie ohne Geist?“

„Freilich, freilich! Bei allem, — was der Geist spürt, ist er doch selber dabei. Dein Freund aber macht einen Schnitt zwischen seinem Geist und seiner Welt — so trennt er überhaupt alles, was gefühlt und gewußt wird, vom Fühlenden, Wissenden — und wähnt nun, die abgetrennte Welt könne geistlos, un gespürt, unbewußt bestehen.“

„Es wird mir wieder klar, Juniperus — ja, alles Äußere besteht nur für ein Inneres.“

„Der Träumer träumt allerlei Welt und geht oft in seinen Träumen so auf, daß er sich selber verliert und vergißt. Besinnt er sich aber, so findet er, stets ist der Träumer bei seinen Träumen.“

„Bewußtsein stets beim Dasein! Ja, das bedent Oswald nicht! Höre nur, Juniperus, was er neulich gesagt hat! Er meint, die Sonne werde erkalten und die Erde erfrieren — und dann müsse alles Bewußtsein erlöschen. Dabei könne aber die Materie weiter existieren.“

„Für wen denn?“

„Für sich, meint Oswald, könne die Materie existieren ohne Bewußtsein.“

„Wie? Existieren soll etwas — aber niemand

spürt es, niemand weiß davon? Nicht einmal das Existierende selber weiß, daß es existiert! Vertrackter Gedanke! Als ob ich wachsen und Früchte tragen könnte, wenn ein Messer mich von Wurzeln und Erde getrennt hat! Dein Freund soll das Zerschneiden sich abgewöhnen. Dort im Sterbehaufe, wo das Licht brennt, wollte er ja wohl auch zerschneiden — ist aber zu spät gekommen. Da behorcht er nun die träge Hülle des Schmetterlings und zuckt die Achseln und meint, das sei alles, was übrig blieb. Er sieht nicht, was bange schwirrt durch den Sternenraum . . .“



Greller Hahnenschrei brach mein Sinnen ab. Wieder bellte der Hund — Schritte kamen vom Sterbehaufe — Oswald.

Stumm ragte Juniperus — doch nein, es war ja eine Pappel — weiter nichts . . . oder doch —?

Oswald trat ein.

„Nun? Tot?“

Er nickte und warf sich in den Sessel. „Ich muß jedenfalls den Sanitätsrat abwarten.“

„Ich will dir Gesellschaft leisten bis dahin.“

„Schön, mein Junge! Ja, laß uns noch ein wenig plaudern. Unser Thema paßt ja gut. Wenn man so vom Sterbebette kommt, ist man brennend interessiert, einen Blick zu tun hinter den schwarzen Vorhang. An der Leiche hab' ich's versucht. Starr und

verfallen lag sie da — ich sage dir, brutal hölzern! Draußen krächten die Hähne. Über die Hand der Toten — verdammt unästhetisch — froh etwas — und die Hand zuckte nicht! Siehst du, das ist der Tod! Die Welt geht ihren Gang — der Tote spürt nichts davon — ihm ist alles erloschen. Und da behauptest du, Vernichtung sei undenkbar. Ich habe so manchen Menschen sterben sehen — Greise und Kinder, arme Tagelöhner und Progen — oft haben die Anverwandten sich geberdet, als sei der Sterbende ganz unentbehrlich, und ohne ihn müsse die Welt untergehen. Die Achseln hab' ich gezuckt und gedacht: Ein Blatt fällt vom Baume — weiter nichts! Nach deiner Auffassung dagegen hätte jedes Einzelwesen eine ungeheure Wichtigkeit.“

„Eine kosmische Bedeutung hat es — ist ein Alltrieb!“

„Du lieber Himmel! Die alte Wenhaben ein Alltrieb! Diese Kanaille!“

„Wenn sie als Kanaille starb, hat sie um so nötiger, als Latenleib fortzuleben. Sonst würde sie ihren Beruf verfehlen — und das All, das sie hervorbrachte, hätte sinnlos gehandelt. Zu höchsten Wesen sich zu gestalten, ist ja der Sinn des Naturganzen. Es hätte keine Existenzberechtigung, fiel auch nur ein einziges Individuum der Vernichtung anheim. Angelus Silesius hat ganz recht:

„Ich weiß, daß ohne mich  
Gott nicht ein Nu kann leben;

Wü'd' ich zu nicht', er müßt'  
Vor Not den Geist aufgeben.“

Die Kerzenflamme knisterte — versengt fiel die Motte auf den Tisch. Oswald deutete hin: „Siehst du? Warum gibt jetzt dein Gott nicht seinen Geist auf? Das da ist doch auch eine Alltendenz!“

„Aber zu nichts ist sie keineswegs geworden — nur umgeformt — in ein neues Stadium der Entwicklung getreten.“

„Ei — dann wäre ja die Unsterblichkeit der Mai-käfer kein bloßer Scherz!“

„Kein Stäubchen darf dem Weltall fehlen. Drum geht auch keins verloren.“

„Kein Stäubchen? Nun ja! Der Stoff ist allerdings unsterblich, und das Gesetz von der Erhaltung der Energie steht fest. Aber hier sprechen wir von Individualität.“

Ich deutete auf die Büchergestelle: „Da stehen sie — Goethe, Plato, Spinoza! Bedenke, was diese Individualitäten bedeuten! Meinst du etwa, solche Riesengeister könne das Weltall eher missen, als ein Quantum Energie? Absurder Gedanke! Ein Fünkchen Elektrizität, ein Stäubchen Kohlenstoff soll unsterblich sein. Aber hier die Genien der Menschheit, Meisterstücke der Natur — das wären arme Tröpfe, die der Vernichtung verfallen? Ein stocrender Atem, ein versagender Puls soll einen Goethe für immer zerstören können? Nein, Oswald! Solch einen Unsinn darfst du der Allnatur nicht zutrauen. Hast du nicht vorhin zugestanden, sie sei durchweg geordnet?“

„Ja, von Naturgesetzen! Aber Gemütsgesetze sind das nicht! Rücksichtslos walten die Naturgesetze, ohne Sentimentalität. Unsere Wünsche, unsere sittlichen Forderungen sind ihnen nicht maßgebend.“

„Du tust so, als wäre die Natur etwas Fremdes, von uns Abgetrenntes — als ständen wir mit unserer eigenen Ordnung außerhalb der Natur. Nein, alle menschliche Ordnung, unsere Vernunft, unser edelstes Gemütsleben ist doch schließlich eine Leistung der Natur. Sittlichkeit, heilige Wünsche, Sehnsucht nach kosmischer Harmonie — das sind ja Alltendenzen! Wie kann die Natur, dieser Quell alles Gemütes, alles Idealen, selber ein gemütloses, stumpfes, brutales Wesen sein?“

„Bedenke, auch alles Brutalen Quell ist die Natur!“

„Wir nennen es brutal, wenn wir den tieferen Sinn nicht spüren.“

„Du bist vertrauensselig!“

„Allerdings bin ich selig in diesem Vertrauen. Es hat aber einen Grund.“

„Mein Mißtrauen hat auch einen.“

„Ich baue auf den Sinn, den ich in überwältigender Fülle wahrnehme. Er ist mein rocher de bronze. Du, Oswald, baust auf den Unsinn. Wenn ich so ans Fenster trete und all die hehre Ordnung leuchten sehe, — o, dann ist mir jeder Stern ein hohes Lied der Harmonie, ein trostreicher Zeuge des unendlichen Sinnes. So sicher fühl' ich mich. Die Ordnung wiegt mich mütterlich. Siehst du, Oswald, schon deshalb, weil mein Sterben nichts anderes sein kann,

als ein Hinsinken in den Schoß der Ordnung — schon deshalb darf ich überzeugt sein von der Erhaltung meines Eigenwesens.“

„Ei, inwiefern?“

„Ganz einfach! Sterbe ich in die Ordnung hinein, so entwickelt mich die Ordnung folgerichtig weiter.“

„Folgerichtig? Wie meinst du das?“

„Im Sinne der Naturgesetze. Ihnen gemäß spielt sich mein Schicksal nach dem Tode ab.“

„Selbstverständlich!“

„Folgerichtigkeit aber bedeutet gar nichts anderes, als Fortentwicklung.“

Mit seinem hellen, durchdringenden Blicke betrachtete mich Oswald: „Hand aufs Herz! Ist es dir wirklich ernst mit deinen Theorien? Glaubst du daran? Felsenfest?“

„Felsenfester Glaube ist etwas Veraltetes, Rückständiges. Er beruht auf Suggestion. Ich habe klare Gründe.“

„Und du zweifelst nicht?“

„Man kann überzeugt sein und doch zweifeln. Ein moderner Mensch wird sich nie für unfehlbar halten. Er sieht, daß sich die Dinge auch anders anschauen lassen, als er selber mit seiner Eigenart es tut. Auch hält er sich stets die Fortentwicklung frei. Ein Fanatiker, wer die Schiffe hinter sich verbrennt!“

„Und von diesem allgemeinen Zweifel abgesehen, bist du überzeugt?“

„Diese Frage ließe sich nur durch eine Tat beantworten — durch eine Tat der Überzeugung. Ich

müßte dir vormachen, wie wenig ich den Tod fürchte, wie ich ihn nur für das Plagen der Hülle halte, die den kosmischen Schmetterling frei werden läßt. Soll ich mich etwa aus dem Fenster stürzen? Ich sage dir, wie Empedokles jauchzend sprang in den glühenden Schlund des Ätna, so würde auch ich . . .“

„Schon gut! Daß es lieber!“ lachte Oswald.

„Mein Schädel ist ja nicht meine ganze Welt. Mag er zerschellen; deswegen geht meine Welt nicht unter; sie lebt, sie entwickelt sich weiter. Ist es denn denkbar, daß irgend ein Schicksal, ein Strom von Erleben plötzlich erlischt ohne Überbleibsel? Ihr Naturforscher habt gegen das Dogma von der Welterschöpfung ein mächtiges Geschüß. Aus nichts, sagt ihr, kann keine Welt entstehen, und ebensowenig kann sie zu nichts werden. Nun gut, ihr Klugen! Das gilt aber von einer jeden Welt, auch von der meinigen, von meinem Schicksal, meiner Individualität. Ewig ist meine Welt; nur formal sind ihre Veränderungen, am Wesen nagen sie nicht — mit einem Worte: Meine Welt entwickelt sich. Bildest du dir ein, Allentwicklung könne plötzlich abgehackt werden? Die Natur ist nicht so gewaltig. Sie läßt es nicht zu, daß ein Wesen, wie von Hexerei berührt, auf einmal ins Nichts hinein explodiert. Absurde Vorstellung! Nein, ewig ist jede Entwicklungsreihe. Und eine andere Art, da zu sein, als sich entwickeln, gibt es gar nicht. Sterbend gelange ich nur zu einer neuen Entwicklungsstufe. Wohinein auch immer münden mag mein Schicksal, überall nimmt ein Reich des Gesetzes mich auf, stets



ist gesichert meine folgerichtige Fortbildung. Morituri te salutant, III-Ordnung!“

„Überall ein Reich des Gesetzes? Das ist eigentlich auch bloß ein Glaubenssatz.“

„Wie? Hast du nicht bereits zugegeben, daß alles naturgesetzlich geordnet ist?“

„Was wir kennen, ja! Aber vielleicht ist die Ordnung, die wir kennen, nur ein Bläschen im Chaos. Und selbst im Bereiche unserer Erfahrung gibt es bekanntlich sattem Unsin.“

„Was du, Oswald, für Chaos, für Unsin hältst — mir sind es Septimenakkorde, die aufgelöst werden. Siehst du, mein Weltprinzip ist doch umfassender als deins! Ich kann die Dissonanz aus der Harmonie erklären. Du aber — wie willst du aus dem Chaos die Harmonie, den tatsächlichen Sinn aus einem General-Unsin ableiten?“

Oswald überlegte — dann nahm er den Bleistift und ließ ihn auf den Tisch fallen. „Siehst du, der Stift fällt im allgemeinen der Länge nach hin. Lasse ich ihn aber oft genug fallen, so mag es vorkommen, daß er auch mal aufrecht sich auf den Tisch stellt und stehen bleibt. Angenommen nun, dieser verblüffende Fall sei eingetreten. Dann rufen wir: Bravo, wunderbar! Dieser Stift ist ja ein Tausendkünstler! — Siehst du, mein Junge, so kann der Sinn im Weltall ein Spezialfall des Unsinns sein.“

„Zufall, meinst du?“

„Nun ja, ein günstiger Zufall unter einer ungeheuren Menge ungünstiger Fälle.“

Peinlich berührt, wiegte ich den Kopf. Oswald bemerkte: „Du faßt die Sache wieder sentimental auf.“

„Ach Oswald! Wie eigensinnig, wie krankhaft ist deine Weltanschauung doch bemüht, alles Erhebende zu entwerten. Du hast geradezu Scheu vor der Andacht.“

„Weil die Wissenschaft recht üble Erfahrungen gemacht hat mit der Andacht.“

„Mit der alten Andacht — ja, mit einer verknöcherten, forschungsfeindlichen Religion! Die neue Andacht, die ich meine, harmoniert mit der Wissenschaft. Was ich dir vorführe, sind keine Irrwische vom Sumpfe des Aberglaubens, vielmehr Ideen, die begründet auftreten. Nicht durch Phantastik will ich berauschen, nicht durch Stimmungsmacherei hypnotisieren — überzeugen will ich. Unser Gespräch ist eine regelrechte Diskussion. Du allerdings, du hast soeben schlecht diskutiert — hast unter unseren Füßen den Boden erschütteret — die Grundlage aller Verständigung wankt . . .“

„Hollah! Wieso denn?“

„Die Grundlage aller Verständigung ist die Logik — die muß man andächtig verehren. Du aber, Oswald . . .“

„Nun was denn? Was hab' ich verbrochen?“

„Du erklärst die Ordnung, also auch die Logik, für einen Zufall innerhalb eines sinnlosen Geschehens. Das ist erstens eine abenteuerliche Phantasterei, die dem tollsten Aberglauben gleichkommt. Dann ist es pietätlos. Da bemüht man sich in der Diskussion peinlich, die Logik stets zu respektieren. Und auf ein-

mal behauptest du, alle Logik sei die verrückte Kaprixe eines Weltwesens, das eigentlich gar nichts zu tun hat mit Logik. So zerfleischt deine Wissenschaft sich selber. Krank ist sie — ihr fehlt die Andacht.“

Oswald zuckte die Achseln und ging unruhig umher. „Du mit deiner Andacht! Sollst sehen, wohin sie dich noch bringt. Fehlt bloß noch, daß du Himmel und Hölle nachweisen willst . . .“

„Habe ich ja schon getan!“ entgegnete ich scherzhaft.

„Einen Herrgott hast du auch schon — bloß daß du ihn Allseele titulierst.“

„Frage Pastor Rüter, was er dazu meint.“

Oswald trat ans Fenster. Die Hunde bellten — ein Wagen rollte heran. „Der Sanitätsrat!“

Ich reichte Oswald die Hand! „Den empfängst du wohl allein. Ich hoffe jetzt die nötige Bett schwere zu haben.“

„Gute Nacht, mein Junge! Leg dich in den Schoß der Ordnung und träume vom himmlischen Paradiese. Zwei Englein zu Häupten dir und zwei zu Füßen! Paß auf, so träumst du dich sacht den Schwarzen in die Klauen. Das Katholischwerden wird ja immer mehr Mode.“

„Ja, aber bei wem wird's Mode? Bei wem, Oswald? Bei denen, die in der Welt bloß einen toten Mechanismus, nicht aber einen lebens- und geistvollen Organismus sehen gelernt haben. Ihre öde Weltanschauung, der es an Trost und Erhebung fehlt, bringt sie zur Verzweiflung. Denk an Garborgs

„Müde Seelen!“ Da werfen sie sich verzweifelt dem Dogma, der starren Orthodoxie in die Arme, die ihrer Schwäche durch Suggestion einigen Halt verleihen soll. Und dann ist ja die Kirche, besonders die katholische, so stimmungsvoll . . .“

„Wie? Das gibst du schon zu? Hüte dich, mein Junge!“

„Hüte du dich, Oswald! Bist zwar noch keine müde Seele — aber ein trüber Gast! Kennst doch dies Goethe-Wort? Es paßt übrigens zur Leichenrede für unseren verbrannten Schmetterling —

Sagt es niemand, nur den Weisen,  
Weil die Menge gleich verhöhnet,  
Das Lebend'ge will ich preisen,  
Das nach Flammentod sich sehnet . . .

Du, Oswald, gehörst auch zur höhrenden Menge.  
Ich aber sage dir:

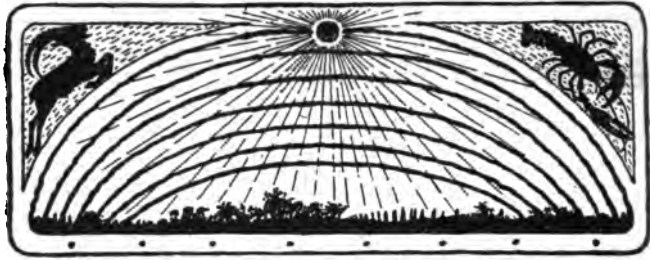
Und so lang du das nicht hast,  
Dieses: Stirb und werde!  
Bist du nur ein trüber Gast  
Auf der dunklen Erde.“







Achtes Buch  
Die Entdeckung.



### Sonnenwende

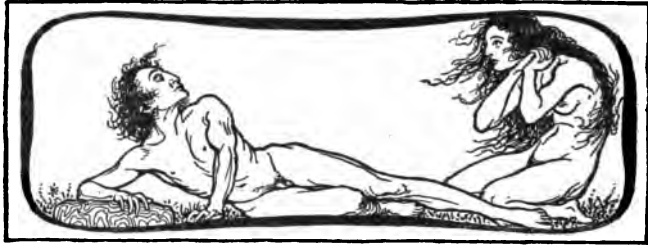
Nun hat die Sonne glühend schwül  
Des Himmels steilste Höh' erklimmen.  
Johanniskraft, ein grau Gewühl  
Von Wetterdunst, kommt hergeschwommen.  
Schon dunkel grünt der Strauch und satt;  
Vergilbt die Rasenspitzen hangen.  
Noch einmal ruft der Kuckuck matt,  
Dann ist ihm alle Luft vergangen . . .  
O weh, der junge Frühling ist gestorben!

Blaugrüne Motten ruhn erschöpft  
Vom Liebesrausch auf Stabiosen;  
Der Löwenzahn hat sich beköpft  
Mit silbergrauen Flockenrosen;  
Die Kiefern stäuben schweren Duft;  
Im Espenwipfel zirpt die Meise;  
Darüber zieht durch trübe Luft  
Ein Habicht drohend seine Kreise . . .  
Ein unsichtbarer Schnitter weht die Sense.

Und horch, nun zischt und zischt der Schnitt  
Und rafft die Halme, rafft die schmucken —  
Und trifft und trifft mein Herze mit;  
Bei jedem Takte muß es zucken.  
Auch meine Wende kam! Ade,  
Lichtgrüne Zeit, da ich gestiegen!  
Nun gehts bergab! Es tut gar weh,  
Wenn welk der Jugend Schwaden liegen .  
Und doch — im Heuduft träumt es sich so süß!







### Lebenszweifel

Die ahnungsvolle Wehmut, mit der mich die Sonnenwende erfüllt hatte, war in eine chaotische Unrast übergegangen, zu der so recht paßte das Wühlen der grauen Wetterdünste droben und die dumpfe Schwüle der Flur. Unter einem Drucke pocht mir das Herz — und ich sah mich nach irgend einem Unternehmen um, durch Tätigkeit los zu werden meine Lebensangst. Vorwärts! Und trotz der beperlten Stirn ging ich hastig in der Richtung zur Sägemühle.

Mir war, als müsse ich noch schnell etwas nachholen von dem, was ich versäumt hatte. Da war ich nun am Mittage des Lebens angelangt, das hoch begriffen siebenzig Sommer beträgt. Noch ein paar Tage, und vollendet war mein fünfunddreißigstes Jahr. Eine stattliche Zeit! Und doch, wie wenig hatte ich sie genützt! Planlos, tatlos hatte ich mich treiben lassen vom Strome, anstatt Ruder und Segel zielbewußt zu brauchen.

Andere junge Männer, meine Jugendgefährten, ja die mochten zumeist weiter gekommen sein, als ich. — Weiter? In welcher Richtung denn aber? In ihrer

Richtung, nicht in meiner! Angesehene Staatsbürger und Amtsverwalter waren sie geworden, Oberlehrer, Pastoren, Baumeister und Rechtsanwälte; der patente Benno hatte es natürlich schon zum Landrat gebracht und zum Ritter des ernestiniſchen Hauſtkreuzes; Karl der Dicke ſogar zum Vater von ſechs lebendigen Kindern. Ach ja, ihr braven Kameraden, programmatiſch erfüllt ſich euer Schickſal. Zufrieden ſeid ihr darob und ſtolz — über mich aber zuckt ihr die Achſeln und meint: Der hat ſeinen Beruf verſäumt, verträumt!

Beruf? Ihr Klugen, die ihr in euren Regiſtern und Inſtruktionen für alle Fragen fertige Antworten habt, ſagt mir doch, worin beſteht denn eigentlich mein Beruf? Wozu iſt überhaupt der Menſch berufen? Seit zwanzig Jahren zergrübl' ich mir den Kopf um dies Räſſel. Noch junger Schüler, ſuchte ich die Löſung bei Goethe und Spinoza, Kant und Schopenhauer. Das ſinnende Staunen ließ mich nicht los. Aus Waldesgründen, in ſchlafloſer Nacht, oft bei ganz alltäglichem Anlaſſe traten die Weltgeheimniſſe vor mich hin — und ich ſtarrete ſie an — und verſäumte darüber, was nach dem Rate der Klugen not tat. Kindlich genug war ich, an jene Definition zu glauben, die im Märchen ein Vater ſeinen Söhnen gibt. „Wollt ihr wiſſen, was euer Beruf iſt?“ — ſagte er — „ſo gebt fein acht! Was euch im Inneren ruft, das iſt euer Beruf: dem ſollt ihr folgen!“ Wohl hab' ich die geheimnisvolle Stimme gehört und bin ihr nachgegangen all die Jahre lang — bis am Johanniſtage meines Lebens anſchaulich endlich vor

mich trat der Rufer — mein Wacholderbaum. Wohlan denn, er soll mein Führer bleiben, ob auch die klugen Leute die Achseln zucken.

Selbst du, mein Oswald, wirst mich nicht abspenstig machen — obwohl . . .

Ich stutzte. Ob dein scharfes Urteil vielleicht doch ernstes Bedenken in mir erweckt hat? Ob dies Zagen an meiner Lebenswende, diese wühlende Unrast vielleicht nichts anderes ist als Zweifel, den ich mir nicht gestehen möchte?



„Hüte dich vor dem romantischen Selbstbetrug!“ hatte Oswald gesagt. Diese Bemerkung war dadurch entstanden, daß ich von meiner neuen Zimmereinrichtung geschwärmt hatte. „Junge, Junge!“ hatte Oswald da gewarnt — „mit deinen Träumereien treibst du ja einen förmlichen Kultus! Krampfhaft bemühest du dich, Wirklichkeit daraus zu machen. Das ist die gefährliche Seite aller Romantik; wo derbes Leben ist, will sie Poesie haben und dekoriert nun das Leben, um sich selber zu täuschen. Brentano, Arnim und all diese Stimmungsfexe vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wollten einen phantastischen Roman aus ihrem Leben machen — und da schleppten sie sich beständig mit Mandolinen herum, hüllten sich in malerische Mäntel und gallopierten Nachts auf feurigen Rossen — alle praktischen Berufe verachteten sie, der Zweck überhaupt war ihnen ein Greuel — so vertändelten sie ihr Leben,

zerrütteten ihr Urteil durch den ewigen Selbstbetrug und warfen sich schließlich dem Troste aller haltlosen Gemüter, dem Pfaffen, in die Arme.“

Ich hatte gelacht. „Aber, lieber Oswald! Ist denn eine geschmackvolle Wohnungseinrichtung schon Selbstbetrug?“

„Das freilich nicht! Aber deine Wohnungseinrichtung hat eine tiefere Bedeutung. Sie ist ein Sinnbild deiner Weltanschauung.“

„Bravo, Oswald: Fein und durchaus zutreffend bemerkt! Meine weiteste, all mein Erleben umfassende Wohnung ist allerdings die Welt. Nach meiner Eigenart nun lege ich mir diese Wohnung zurecht — das heißt, ich bilde mir eine Weltanschauung. Und wie ein lieb eingerichtetes Heim viel zum Glücke des Bewohners beitragen kann, so enthält meine Weltanschauung eine Heilskraft . . .“

„Für dich!“

„Das genügt mir! Meine Wohnung soll ja nicht für Hinz und Kunz, sondern für mich passen. Hinz und Kunz mögen ihre Welt arrangieren, wie's ihnen gut dünkt. Vier kahle Wände und ein Arbeitstisch — wem das genügt, eh bien!“

„Mit anderen Worten: es gibt nur subjektive Weltanschauungen.“

„Natürlich! Jede Weltanschauung ist ein subjektives Gedicht, insofern die Einzelwesen trotz gewisser Übereinstimmungen doch schließlich ihre Eigenwelt erleben.“

„Und was ist dann Wahrheit?“

„Ach, Oswald! Du fragst wie ein demokratischer

Gleichmacher — als müsse die Wahrheit durchaus etwas Gemeingültiges sein. Ich halte die Wahrheit für einen Spiegel, in dem ein jeder sich selbst erkennt. Ein faulender Käse peiniget deine Nase — das ist wahr. Zugleich aber bedeutet er ein Eldorado für Schmeißfliegen — das ist nicht minder wahr.“

„Ich meine, die Wahrheit muß mit sich selber einig sein. Du scheinst das Gesetz der Identität  $A = A$  nicht für die Wahrheit gelten zu lassen, scheinst vielmehr zu behaupten, zugleich sei auch  $A = B$  möglich. Du erschütterst die alte Logik.“

„Das Gesetz der Identität und die alte gute Logik in Ehren! Ich meine bloß, von Sonderwesen läßt sich das ewig Eine doch nur auf besondere Weise erleben. Der große Pan, dessen Erleben dir vielleicht vor-schwebt bei deinem Ideal einer absoluten Wahrheit — ja, der umfaßt alle diese Sondererlebnisse — so wie dein Geist die Empfindungen deiner verschiedenen Sinne umfaßt. Auf einer Palette stritten einmal die Farben. Das Grün sagte: Ich bin die Wahrheit; denn grün ist die Welt. Das Braun entgegnete: Nein! seht doch, sie ist braun; also bin ich die Wahrheit! Und so wähnte jede Farbe, allein die Wahrheit zu bedeuten. Der Künstler aber sah mit tiefem Blicke die Welt an, setzte auf seine Leinwand etwas Grün und etwas Braun, mischte sie hier und dort, malte den Himmel blau, die Wolken weiß — und als er jede Farbe an ihren Ort getan hatte, sieh, da war das Bild die Wahrheit. Den einzelnen Farben gleichen die verschiedenen Weltanschauungen.“

„Du willst also sagen, sie sind alle gleichberechtigt?“

„Sie sind Materialien zur Selbsterkenntnis des großen Pan. Er erlebt sich in Platon und erlebt sich in Spinoza, in dir und in mir. Wir alle sind Altendenzen, in denen das ewig Eine sich besonders erfaßt.“

„So wären alle Weltanschauungen gleichwertig, und die Streitigkeiten zwischen ihnen überflüssig?“

„Das nicht! Wenn auch in der Ewigkeit alle Sonderwesen harmonieren, so bilden sie doch in der Zeit eine Rangordnung von hoch und niedrig, weit und beschränkt, reif und unreif. So auch die Weltanschauungen. Und der Streit zwischen ihnen kann dazu dienen, die Unreife zur Selbsterkenntnis und Reife anzuregen.“

Dswald hatte lange geschwiegen — und dann eingewendet: „Die Reife der Weltanschauung scheint mir gerade in dem zu bestehen, worin die Denker übereinstimmen. Du aber hast eine Sucht, deine Subjektivität hochfahrend herauszukehren. Bist ein Aristokrat — wie jener unselige Romantiker auf dem Throne, der die geliebten Wagneropern für sich allein aufführen ließ und am liebsten sein Bayerland nach seiner Willkür zurechtgestutzt hätte. Du möchtest ein absoluter Fürst der Spekulation sein. Deinen Launen, nicht den objektiven Tatsachen trägt deine Weltanschauung Rechnung. Wo die Wirklichkeit dich peinlich berührt, verhüllst du sie mit schönen Draperien. Hüte dich, mein Junge, vor dem romantischen Selbstbetrüge! Hüte dich, dein logisches Gewissen poetisch einzulullen!“

„Mein logisches Gewissen hat seine volle Munterkeit — nur ist es kein nüchterner Rationalist. Und meiner Weltanschauung laß du ruhig ihre Draperien. Sie soll eben nicht bloß aus vier Pfählen und nackten Wänden bestehen, sondern ein trautes Gemach sein. Appellierst du an mein logisches Gewissen, so appelliere ich an dein ästhetisches. Geschmack, lieber Oswald, ist auch eine gute Sache.“

„Du kommst ja auf den verächtigten Satz: Wenn's auch nicht wahr ist, so ist es doch hübsch erfunden. Das ist der Geschmack der Verlogenheit.“

„Ist Schmuck etwa Lüge! Lügt das Mädchen, das sich Blumen ins Haar windet?“

„Der Schmuck ist Lüge, sobald er für mehr als äußere Zutat gelten will. Das Mädchen, das mit falschen Zöpfen sich schmückt, lügt, wenn dadurch der Glaube erweckt werden soll, das seien ihre eigenen, natürlichen Zöpfe.“

„Das Schöne meiner Weltanschauung ist aber keine äußere Zutat, sondern das natürliche Haar meines Eigenwesens.“

„Ach Gott, mein Junge! Sei mir nicht böse — aber weißt du, woran du mich in letzter Zeit zuweilen gemahnst? An Don Quichote!“

„Spotte nicht über den edeln Ritter von der Mancha — bei aller Tollheit war das ein großer Idealist.“

„Ein Romantiker! Träumerei hielt er für Wirklichkeit. Er währnte, ein echter Ritter zu sein — und doch war nur von Pappe sein Helmvissier, eine Windmühle der Riese, mit dem er kämpfte, und seine Dul-

cinea eine Ruhmagd. So bist auch du ein Phantasiezecher, der die Weltenharmonie in seinen Becher zu schöpfen glaubt und sich im Rausch erhöht zum Gotte. Die Augen auf, Junge! Dein Juniperus ist ein simpler Strauch, von dem eigentlich bloß die Beeren was taugen — nämlich als Würze für Hammelbraten und für Schnaps. Aus Traum zur Tat! Opfere dein Leben nicht einem Spuk! Quäle dich nicht mit Schwitzen und Dürsten für eine Idee! Wirst doch deine besten Jahre nicht mit Visionen vertändeln wie ein bleicher Hysteriker! Ein Kerl wie du, eine Hünengestalt, sollte doch sehen, daß er sich in anderer Weise auf die Nachwelt bringt als durch Donquichoterien. Nimm dir ein tüchtiges Weib — wie ich es nächstens tue — und wenn dir Amalie von Knobelsdorf nicht paßt, nun so greif' in die Weite — da gibt's ja Weiber genug. Reizt es dich denn gar nicht, Schloß Krampendorf mit strammen Erbprinzelein zu beleben? Bist doch sonst ein Kinderfreund und kannst in kleine Menschlein so närrisch verliebt sein, daß du sie idealisierst zu den goldhaarigen Wasserfräulein à la Marleneken . . .“



Ich fuhr aus meinen Sinnen empor. Die Sägemühle zischte und rauschte, und da lag vor mir der Krampensee. Meine träumerische Wanderung hatte mich hierher geführt.

Ich trocknete mir die Stirn und mußte lächeln.



Fast das ganze Gespräch mit Oswald hatte sich in meiner Einbildung abgespielt. Nur der Eingang war Geschehnis — das übrige hatte ich hinzugesponnen, selber also mir diese Einwände gemacht. Einige Selbsterkenntnis lag wohl darin, auch in dem boshaften Vergleich mit Don Quichote. Und der Schlußgedanke vom Heiraten und Vaterwerden berührte tatsächlich eine wunde Stelle meines Herzens, ein unbefriedigtes dunkles Verlangen. Mit Seufzen war ich oft aus Phantasien erwacht, die mir Weib und Kind vorgaukelten. Das Weib war dann Maria; das Kind aber sah wie Undinchen aus — nur war an die Stelle des Ländlichen, das diese Traumgestalt von ihrem Modell Marleneken hatte, eine feinere Kultur getreten.

Marleneken! Der Gedanke an die Kleine brachte plötzlich Bestimmtheit in meine verworrene Unrast. Ich war entschlossen, jetzt ein Vorhaben auszuführen, mit dem ich mich seit der Bekassinenjagd trug, nämlich Frau Wote und ihr Pflegekind zu besuchen. Sonderbar! Noch nie war ich auf meinen Streifereien mit dem Rahn, auch nicht als junger Mensch, weit genug ins Wotefließ vorgedrungen, um das historische Fischerheim zu finden. Desto stärker zog es mich nunmehr dorthin.

Wustrows Rahn lag am Strande. Und wie ich mich zur Sägemühle wandte, mir den Rahn auszubitten, stand Frau Hoppe neugierig hinter Stachelbeersträuchern. Anknäsend erwiderte sie meinen Gruß. Nach einigen freundlichen Worten trug ich mein Anliegen vor. „Immer zu, Herr Dokter! Nehmen Sie

den Kahn — allemal! Aber passen Se bloß uf, det nich det Gewitter jrade losplazen duht, wenn Se ufn See sinn — ach nee, ach nee — man ja nich!“

Ich beruhigte die Frau und schob den Kahn vom Sande.

Am Steuer sitzend pätſchelte ich mit dem Ruder und trieb den Kahn in mäßigem Tempo schräg über den See. Glatt und grau die Wasserfläche. Dunst verschleierte die Kiefern Hügel. Über Krampendorf stand der Gewitterkopf bleigrau — auf seiner Stirn lag gelbweißes Mittagslicht. Verdrossen schien das Schloß zu brüten, tiefdunkel des Partes Grün.

Das Geräusch der Sägemühle wurde gedämpfter. Als ich zurückblickte, stand Frau Hoppe beobachtend am Ufer. Gewiß war sie verwundert, daß ich die Richtung nach dem Wotefließ nahm, und zerbrach sich den Kopf, was ich bei dem Wetterdrohen dort zu suchen habe.

Ein Hecht sprang aus dem Wasser. Ich hörte den schnarrenden Ruf von Haubentauchern: „Gätk — gid!“ In Gruppen waren sie über den ganzen See verstreut — Pärchen mit ihrer schon ziemlich rüstigen Brut. Spähend wandten sie mir die weiße Brust zu und reckten in komischer Gravität den Kopf mit der Halskrause und der zweizipfeligen Haube. Fuhr ich zu nah heran, so tauchten sie unter, um nach einer Weile in einiger Entfernung wieder aufzutauchen.

Plötzlich kam ein trüber Streifen von Krampendorf her über den Wasserspiegel gehuscht — ein kurzer Windstoß faßte laufend den Kahn in der Flanke und

legte ihn auf die Seite. Freilich nur für Sekunden — dann war die Luft wieder ruhig. In den See war indessen Bewegung gekommen, schaukelnd ging der Rahn. Ich hörte sogar etwas von jenem klatschenden Aufrauschen, mit dem Wellen entgegengesetzter Richtung zusammenschlugen. „De Krampe het jeklatscht“, sagen die Leute dann warnend. Besonders am Johannis- tage sollen dergleichen Wind- und Wellenstöße gefährlich sein. Dann hat die Verwünschung des Wendemädchens, das vor tausend Jahren hier das Kloster versinken ließ und seitdem als Nixe den See beherrscht, ganz besondere Kraft.

Flüchtig schien ihr Kopf mit dem Seerosenkrantz aus der Flut zu tauchen. Diesmal sah sie nicht wie Maria aus, eher wie die Selbstmörderin. Grauensvoll starrten mich die Augen an — als solle ich zum Opfer fallen dem alten Fluche:

„Du winkst? Ja wohl, ich gehe!  
 Doch wo ich stehe,  
 Soll immer in Mannesjahren  
 Ein treulos Herz zur Tiefe fahren.“

Diesmal freilich blieb es bei der Drohung. Der Windstoß wiederholte sich nicht. Nur daß ein dumpfes Donnern das Heraufziehen des Gewitters verkündete. Ich war außer Gefahr, als mein Rahn ins Wotefließ einbog. Im Rohr, das hier dicht und hoch wucherte, schnatterten die Rohrspagen, unbekümmert um die Verdüsterung der Landschaft. Unheimlich aber nahmen sich die starren, blauschwarzen Simsen und

Binzen aus — zumal sie daran mahnten, daß in dieser Gegend die Selbstmörderin den Tod gesucht hatte.

Ich ruderte beschleunigt — schon nahe polterte der Donner — der Schweiß rann mir von der Stirne — gierige Stechfliegen belästigten mich. Blaue Libellen schwebten über schilfigen Halmen und den rost-rot blühenden Stauden des Wasser-Sauerampfers, mit denen die sumpfigen Uferwiesen üppig bedeckt waren. Auf dem Wasserpiegel lagen die großen nierenförmigen Blätter der dottergelb blühenden Seerose. Pfeilkraut rechte sich zwischendurch empor — und die lilabraune Dolde der Wasserviole. Rechts über das Rohr der Moorwiese lugte zuweilen ein Stück Kiefernforst hervor, und an einer Stelle sogar der Sandberg mit der Eiche. Tiefe Einsamkeit und Stille. Ich vernahm jetzt nur das leise Plätschern meines Ruders und das ferne Schnarren des Wachtelkönigs — red, red!

Plötzlich hinter mir dumpfer Ruderschlag. Ich wandte mich um — ein Kahn kam in flottem Tempo. Ein starker Mann ruderte — braun gebrannt Nacken und Arme, an denen das blaugestreifte Hemd hochgekrämpelt war. Neben mir angelangt, wandte er mir ein dunkelrotes, glühendes Gesicht zu. Da er den Mund nicht auftat, begann ich: „Guten Tag! Komme ich hier zu Frau Wote?“

Er hielt mit rudern inne und machte ein Gesicht, als begreife er schwer.

Ich wiederholte meine Frage, und da kam endlich die Antwort: „Ne!“

„Aber Frau Wote wohnt doch am Fließ?“

Er schien nicht recht zu verstehen und fragte: „De Woten?“

„Ja, die Woten! Wohnt sie nicht hier in der Nähe? — Ah so! Sie ist wohl nicht zu Hause?“

Er schüttelte den Kopf: „Nee!“

„Wo ist sie denn? Wo?“

„In Schläsendorf!“

„Und Marleneken — ist die zu Hause?“

„Nee!“

„Ist sie auch in Schläsendorf — in Schläsendorf?“

„Jo!“

Die Auskunft verstimmte mich. Doch vielleicht war kein Verlaß auf diesen dummen Kerl. „Woher wissen Sie denn, daß Marleneken nicht zu Hause ist?“

Er sah noch immer starr mich an — dann aber verzog sich das Gesicht zu einem etwas verlegenen Grinsen.

Ich riet, was er meinte. „Haben Sie Marleneken und die Frau Wote nach Schläsendorf gefahren?“

„Jo, jo!“

„Dann heißen Sie wohl Gottlieb?“

Freundlich zeigte er seine großen gelben Zähne und nickte eifrig.

„Und wann kommt Marleneken nach Hause?“

„Uf'n Obend!“

Berdrossen wollte ich umkehren. Da krachte knatternd ein Blitzschlag in der Nähe — schwarz stand das Gewitter über mir.

„Nehmen Sie mich mit!“ sagte ich, ging zur Spitze meines Rahnes und reichte Gottlieb die Kette. Er machte sie an seinem Rahne fest und legte sich wuchtig mit den Rudern aus, während mein Pütscheln nachhalf. Hurtig kamen wir vorwärts.

An beiden Ufern des Fließes ragten nun stattliche Erlen, so daß wir in einer Gasse von dunkelgrünem Laube fuhren. Als sich wieder ein Blick ins Freie eröffnete, sah ich, wie rechts aus der Moorwiese gleich einer Insel ein sandiger Hügel sich hob mit Erlen, Weiden und Espen. Hinter den Laubmassen lugte ein gelbgetünchter Giebel mit moosigem Schilfdache hervor. Dann unterschied ich noch ein zweites, schmückeres Haus mit einem Gärtchen, in dem es blau und rot blühte. Dahinter Lattenverschläge. Eine Ziege mederte, Hühner gaderten. Hohe Rohrbündel standen in einem offenen Schuppen, wo anscheinend die Flechterei betrieben wurde. An Stangen hingen Netze.

Als Gottlieb am Bretterstege, unter einer alten, silbergrün zum Wasser niederhangenden Weide anlegte, fielen große Tropfen. Ich sprang aus dem Rahn und ging durch einen Schwarm quakender, wackelnder Enten auf das Haus mit dem Gärtchen zu. Hier blühte roter Mohn, umrahmt von Stiefmütterchen. Zwischen Kartoffeln und Gurken standen kleine Obstbäume. An mehreren aufgepflanzten Stangen waren Starenkästchen hoch oben befestigt, deren Bewohner mit schnarrendem Geschwätz durch die Zweige schlüpfen.

In der Haustür erschien eine Frau. Es war nicht die Fischerhanne, sondern eine Frau in mittleren

Jahren, starkknochig und braun, mit lebhaften, nicht unsympathischen Zügen.

Ich grüßte und bat, im Hause bleiben zu dürfen, bis das Gewitter vorüber wäre. Etwas verduzt, doch freundlich erwiderte die Frau: „Jo, jo! Kommen Se man rin in de Stube! De Woten is na Schlüfendörp — un Marleneken och . . . Hurrjeh, det wird 'n Wetter! Det hebben Se jrade noch so aspaßt. Nu awers, nu kunn 't pladdern, wie 't will — ne woehr?“

Gebückt trat ich durch die niedrige Tür in die schwüle Stube. Sie war arm, doch traulich. Ein alter, dunkelbraun gestrichener Schrank, ein Tisch und einige Stühle von gleicher Farbe. Am Fenster ein altmodisches Spinnrad und ein lederbezogener Polsterstuhl. Darüber, in hölzernem Bauer, piepte ein Kanarienvogel. Am anderen Fenster stand neben einem Kinderstühlchen eine zur Puppenstube eingerichtete Kiste.

„Nun setten sich man in 'n Ledderstohl!“ meinte die Frau, und dankend nahm ich Platz.

„Se wullden woll angeln?“ fuhr sie neugierig fort.

„Das nicht! Wollte mir bloß mal die Gegend hier besehen.“

„Do is ne ville to besähn“, meinte sie lächelnd.

„Ist das Ihr Mann, der mich gefahren hat?“

Sie lachte laut und winkte lebhaft ab: „Nee, nee! Mien Mann is det nee! Jottlieb is det — un is 'n bisken schwach in Koppe. Ik bin de Heineken — un bin ne Wittfraue. Nee, nee, det 's nee mien Mann! Mien Mann is dod — un war 'n annere Kerl as

Jottlieb. Jo, jo — nee, nee! Un nu, Herr, laten Se man de Lied ne lange warden! Ik mußt wedder an de Urbeet. Wulln Se villedichte wat zu drinken? Ziegenmilk hebb ik.“

„Danke, Frau Heineken! Frisches Wasser hätt' ich gern.“

„Sollen Se hebbn!“ Sie ging und brachte bald ein Glas Wasser, das etwas gelb ausah und moorig schmeckte, gleichwohl mit seiner Kühle mir wohl tat.

Allein geblieben, sah ich durchs Fenster in den Regen, der jetzt in grauen Strähnen nieder rauschte. Zuweilen erhellte ein Blitz die verfinsterte Landschaft, polternd kam der Donner hinterdrein. Die Gemüsestauden glänzten vor Nässe, und der Mohn ließ triefende Häupter hängen. Doch schon dämmerte gelblich eine Lücke in der düsteren Wolke — das Gewitter schien durchaus nicht so stark zu werden, als es gedroht hatte.

Ich seufzte. In meiner traurigen Enttäuschung merkte ich, daß mich eine Sehnsucht hierher getrieben hatte. Seltsam! Warum gefiel mir Marleneken so? Hatte der idealisierende Traum mir diese Neigung suggeriert? Oder wurzelte die Sympathie tiefer?

Ich sah mich im Zimmer um. Ein Gestell mit Büchern fiel mir auf. Richtig, Frau Wote war ja belesen! Und hier, auf dem Fenstersims lag ein dicker Band — die Bibel. Eine Hornbrille schien als Lesezeichen zu dienen.



An der Wand hing ein Holzschnitt: Christus wandelt auf dem sturmbewegten Wasser, während der ängstliche Jünger hineinsinkt, so daß der Meister die rettende Hand hinreichen muß. Unter dem Bilde stand geschrieben: „Kleingläubiger, warum zweifelst du?“

Die Frage fand einen Widerhall in meinem Herzen. Auch ich ein Zweifler. An meinem Lebensplane zweifelte ich. Wo war mein Meister?

Unwillkürlich griff ich zur Bibel. Als ich sie aufschlug, fand sich nicht bloß die Brille darin, sondern auch ein Päckchen beschriebener Blätter. Ich wollte nicht indiscret sein und war schon im Begriffe, die Handschrift wieder ins Buch zu legen. Da las ich die auffälligen Worte: „... nur ein Mädchen für Geld!“

Ich stutzte und sah genauer hin. Mit Versen begann die Handschrift. So waren es wohl nur abgeschriebene Gedichte — und die durfte man allenfalls ansehen.

Nach einigem Schwanken las ich — anfangs be fremdet — dann mit pochendem Herzen und fieberheißer Spannung. Ein Menschenschicksal zog erschütternd an mir vorüber, noch schwüler, wilder und düsterer, als das Wetter draußen.

Nur ein Bruchstück bildeten diese Aufzeichnungen. Als ich damit fertig war, suchte ich beklommen den weiteren Lauf dieses Schicksals zu erraten. Ich sah Nebel, der etwas Grauenvolles zu hüllen schien.

Unruhig stand ich auf. In ein Geheimnis hatte ich mich gedrängt und empfand nun eine Scheu bei dem Gedanken, die Fischerhanne könne jetzt zurückkehren

— was um so möglicher war, als der Regen auf-  
gehört hatte.

Ich tat die Brille und Handschrift wieder an ihre  
Stelle und verließ das Zimmer. Ohne meinen Namen  
zu nennen, verabschiedete ich mich dankend bei Frau  
Heineke und ging zum Kahne.



Die von Frauenhand gemachten Aufzeichnungen  
aber, die später mein Eigentum geworden sind, lauten  
folgendermaßen.



### Nur ein Mädchen für Geld

Fordere niemand, mein Schicksal zu hören!  
 Meinen Namen verschweig ich aller Welt.  
 Denn ich bin, noch so jung, schon verführet,  
 Denn ich bin nur ein Mädchen für Geld.

Einen Brief, den beneh' ich mit Tränen:  
 „Ach, Tochter, ach komm doch geschwind!  
 Deine Mutter liegt sterbend im Bette  
 Und beweint ihr unseliges Kind.“

Drauf so tat ich die Augen mir trocken.  
 Mein Mutter, nie keh' ich zurück!  
 Meine Unschuld, die hab' ich verkuppelt,  
 In der Heimat da blüht mir kein Glück.

Zu Hamburg da bin ich gewesen  
 In Sammet und Seide gehüllt . . .  
 Meinen Namen, den darf ich nicht nennen,  
 Denn ich bin nur ein Mädchen für Geld.

Diesen Gassenhauer der Verzweiflung sang Alara am Klavier nach der bekannten Polenweise. Es war am Tage vor ihrer Abreise ins Bad. Während die Schlußakkorde verhallten, träumte sie vor sich hin — es war, als ob sie ihr Schicksal anstarre. Dann zuckte der Mund, eine Träne rollte über die abgekehrte Backe . . .

Ach Gott, die Ärmste war doch recht mitgenommen von ihrer Krankheit! Dieser verfluchte Herlinger!

Und nun schickt er sie nach Aachen — wie man einen abgenutzten Stiefel dem Flickschuster übergibt. Aber ein neuer Stiefel wird doch nicht draus — und bald wirft man das reparierte Leder zum Gemüll . . .  
Arme Klara!

Ich faßte ihre Hand: „Weine doch nicht! Mußt die Dinge nicht so sentimental nehmen!“

Sie trocknete ihre Augen: „Gute Marie! Ich nehme die Dinge, wie sie sind! Es ist doch nun mal so — ich bin das, wovon ich gesungen habe — denn ich bin nur ein Mädchen für Geld!“

Ihre Demut ärgerte mich. „Na und?“ fragte ich herausfordernd.

Sie sah mich mit ihren sanften Augen an. „Und da ist es eben gekommen — wie es kommen muß — bei so einer!“

Ich atmete schwer. Hätte weinen mögen — doch es bäumte sich trotzig in mir. „Ach Quatsch! Du redest ja wie eine von der Heilsarmee! Laß dich doch nicht klein kriegen von diesen, diesen — Sittenpfaffen! Für Geld? Ha, sie predigen ja selber für Geld!“

Klara warf mir einen fragenden, schon ermutigten Blick zu. Da kam es so über mich — ich mußte mich aussprechen. Sprang auf und schlug mit der Hand auf den Tisch, als ob ich ein Kerl wäre: „Pfui Teufel! Diese Heuchelbande! Als ob es so ne besondere Ausnahme wäre, sich für Geld preiszugeben! Was tun denn ihre Töchter — und ihre Frauen? Was treibt diese ehrbaren Bürgermädels und großen Damen, sich dem ersten besten Tänzer halbnaakt in die

Arme zu legen? Nicht tief genug können sie sich ausschneiden — vorne bis auf den Bauch . . . Ist es nicht so? Hast du Worte? Na also, warum tun sie das? Einen Mann möchten sie kapern — einen Versorger, der ihnen seidene Kleider kauft und Dienstboten hält. Geld, Geld wollen sie! Ja siehst du, Klara — sie tun nichts Besseres, als was du getan hast. Und ihre Tugend? Klara, sei keine Gans — glaub' nicht an ihre Tugend! Vorsichtig sind sie — das nennen sie Tugend. Getrauen sich nicht, es anders zu machen, als wie's die große Muschpoke erlaubt. Die will zu allem erst ihr Ja und Amen sprechen. Bloße Liebe, ohne Geldinteresse — so was wird nicht gestattet — ist zu frei! Was ein ehrbares Mädchen ist, muß sich erst amtlich bescheinigen lassen, daß ihr Bräutigam sie und ihre Kinder zeitlebens versorgen will. Eher darf sie nicht! Sonst ist sie — ein Auswurf! Bloß weil sie nicht gehörig ans Geld denkt — weil sie zu billig ist — zu anspruchslos — zu demütig — wie du, wie du, Klara . . . oh!“ Die Aufregung erstickte mir die Stimme.

Mit flackernden Augen starrte Klara, die Lippen wie durstig geöffnet, auf hageren Backen die bösen roten Flecke. „Hast recht!“ stieß sie hervor. „Ich bin viel zu billig. Hat mich Karl zum faulen Appel gemacht, soll er auch meine Zukunft sicher stellen — bei Zeiten — so lange er noch Draht hat. Er muß!“

Ich konnte mich noch immer nicht beruhigen. „Mädchen für Geld?“ fuhr ich entrüstet fort. „O diese Ehrenmänner, die das so verächtlich sagen —



als ob sie selber niemals sich prostituierten! Denk an Leutnant von Hassenberg — was der neulich sagte, als wir bei Steinicke tempelten: Der ganze Dienst ist mir ein ewiger Ekel! Da hast du's! Er treibt sein Geschäft nicht aus innerem Beruf, sondern widerwillig — für Geld — um mit seinem Garderock eine Erbin zu fischen.“

Klaras Züge waren hart geworden — rachsüchtig stieß sie hervor: „Ja, die Kerls! Uns beschimpfen sie, uns treten sie — aber brauchen tun sie uns doch! Und weil sie uns brauchen, sind sie doch eigentlich dasselbe wie wir! Ha, wir sollten ihnen gründlich — das Fell über die Ohren ziehn! Bin bloß froh, daß ich von Karl schon die zwölftausend Mark habe. Aber — weiß Gott . . .“ Dabei wurde ihre Stimme wieder weinerlich. „Eigentlich bin ich doch die Reingefallene. Ach ja! Wenn ich nur damals —! Es wäre doch besser gewesen, ich hätte meine Kassiererstelle behalten. Aber, nee, nee! Diese Schinderei — und das Lumpengeld! Man möchte doch auch sein bißchen Leben genießen — und nicht immer bloß für Schmalzstullen schufden! Möchte doch auch mal seidene Roben tragen und Brillanten in den Ohren! Man hat doch auch seine Ideale!“

Ich mußte seufzen: „Ja, Klara! Was liegt am nackten, öden Leben! Ich schmachte auch nach Glanz — habe zu viel Phantasie — die gaukelt mit allerhand Röstliches vor — ich kann mir nicht helfen.“

Sie sah mich groß an: „Du? Ich denke, wir reden eigentlich bloß von mir. Du? Du bist doch das anständigste Mädchen, das ich kenne.“

„Weil ich nicht mit kurzen Röcken singe? Ach Kind, das geschieht nur aus Klugheit. Du weißt, ich möchte zur Operette . . .“

„Ja, du bist ehrgeizig — stolz — oh, das imponiert mir so! Hast nicht mal einen Kerl! Und könntest sie doch an allen zehn Fingern bammeln haben.“

„Die Laffen! Ich mag mich von ihnen nicht unterliegen lassen. Was können sie mir überhaupt bieten?“

„Na, Felix wenigstens — der ist doch reich — und schmachtet dich an.“

„Der? Paß mal auf, wie schnell's mit dem zu Ende geht!“

„Er spekuliert aber doch immer so brillant an der Börse.“

„Glaubst du das, Alara? Ich nicht! Ich traue ihm keinen Börsenverstand zu. Er flunkert wohl bloß mit seinen Geschäften — man soll nicht merken, woher das Geld kommt . . .“

„Nee wirklich? Erzähle!“

„Erzählen? Weiß nichts — habe nur so 'nen Animus.“

„Na ja, freilich — so'n Bankmensch, der hat Gelegenheit zum Mogeln. Jetzt fällt mir ein, Karl hat mal so'n Wort über ihn fallen lassen. Ja, ja!“

„Was geht's mich an, Alara! Und überhaupt Felix — dieser schlappe Charakter! Von dem möcht' ich nicht abhängig sein.“

Ordentlich bewundernd sah Alara zu mir auf: „Also dir imponiert keiner?“ Bitter fügte sie hinzu: „Mein Karl natürlich erst recht nicht!“

Ich schwieg. Sie wurde düster. Dann fuhr sie aus ihrem Grübeln auf: „Sag mal, Marie! Wenn du nun nicht deinen Ehrgeiz und deine Begabung hättest — wenn du nicht hoffen könntest, zur Operette oder sonst zu einem anständigen Leben zu gelangen — würdest du dann — Hand aufs Herz — einem Manne wie Karl dich hingeben?“

Die Frage machte mich verlegen; zögernd antwortete ich: „Mein Geschmaç — ist doch nicht maßgebend. Ich — kann nicht gerade sagen ja — aber auch nicht nein — weiß eben nicht — ich . . .“

„Na siehst du! Du bist eben doch kein Mädchen für Geld! Du nicht!“

„Aber Klara — laß doch endlich diese tagenjämmerliche Rederei! Jedenfalls ist es immer noch besser, für Geld zu lieben — als für Geld zu verdammen — wie diese Sittenpaffen . . .“

Sie schlug die Augen schmachkend auf: „Ach Marie — wie schön du das sagst! Wie'n richtiger Prediger!“

„Laß mir die Prediger aus'm Spiel! Von denen habe ich genug!“

„Recht hast du schon, Marie — das heißt mit dem, was du übers Verdammen sagst. Das mit der Liebe — nee, das stimmt nich! Für Geld lieben — so was gibt's ja gar nich! Was man für Geld tut ist doch bloß ein Muß, ein ödes! Sieh mal, mein Karl zum Beispiel . . .“

Ich wehrte ab — um sie aufzurichten: „Dein Karl? Der ist gar nicht so übel! Ich weiß gar nicht, was du immer . . .“



„Na ja doch, ja doch! Will ihn nicht gar zu schlecht machen. Er hat ja auch seine guten Seiten. Denk nur, wie ich neulich in der Friedrichsstraße die schöne Brillantbrofche anschwärmte, gleich ging er in den Laden und holte sie. Emmy war mit und sagte ordentlich neidisch: So splendid is mein Friße nich — nee! Der läßt sich lieber von mir zahlen! Ach ja, der Karl . . . Wenn er bloß nich dies Weibstück, dies verfluchtige . . . oh!“ Klara konnte nicht weiter — der böse Husten packte sie.

Ich suchte zu beruhigen: „Über Mädchen! Beherrsche dich doch! Sonst — wahrhaftig — ich gehe fort!“

Sie wurde wieder sanft: „Bleib, Marie! Ich bin schon vernünftig! Muß ja auch zugeben — ich habe dem Weibe eigentlich — nichts Besonderes vorzuwerfen. Sie hat ihn verführt — für Geld. Ich hab's auch nicht besser getrieben — habe ihn vor drei Jahren auch einer anderen abspenstig gemacht — habe mir also eigentlich selber zuzuschreiben, was mir nun passiert ist. Wie die Saat, so die Ernte! Ach ja, Marie — darüber solltest du mal schreiben. Wenn ich so sammeliere, wie das alles zusammenhängt! Es mußte mit mir so kommen! Mußte! Weißt du auch, warum?“

Sie machte eine Pause, wie um zu spannen, und fuhr mit einem tieftraurigen Blicke leise, fast geheimnisvoll fort: „Weil ich ihn — nicht geliebt habe! Ja, ja — der Zusammenhang ist ganz klar. Ich ließ mich von ihm kaufen — für Geld. So brachte

ich ihn dahin, auch eine andere für Geld zu kaufen. Ich verführte ihn, seinem Verhältnis untreu zu werden. Ganz natürlich, daß er auch mir untreu wurde — er tat einfach, was ich ihm beigebracht hatte. Sein Opfer bin ich jetzt, weil er zuerst mein Opfer geworden ist — bin also eigentlich — das Opfer meines Opfers! Gott, wie komisch!“

Ich schwieg betreten. Nicht als ob mir dieser Tief Sinn neu gewesen wäre. Solche Gedanken brachte Klara manchmal vor, wenn sie lange über ein Erlebnis gegrübelt hatte — es war, als ob sie sich eine Formel zurechtgelegt hätte. Etwas ganz anderes machte mich betroffen. Mein Herz zuckte, eine heimliche Stimme raunte mir zu: „Wenn auch du —? Wenn du Klaras Wege gehen müßtest? Denk an dein Kind! Dürftest du dann noch zu ihm kommen und seine reinen Lippen —?“ Entsetzen schüttelte mich — mir war, als müßte ich fliehen — und hinter mir rief es: „Mach, daß du weg kommst, Ausfähige! Einen Strick um den Hals — in das Wasser mit dir!“

Ich fühlte Klaras Hand auf meinem Arm: „Was hast du, Marie? Was starrst du so? Du bist so blaß —? Nun habe ich dich wohl mit meiner Schwermut angesteckt? Das ist häßlich von mir! Lustig wollten wir ja den Abschied feiern. Ich habe noch 'ne Bulle Sekt — von gestern zurückgestellt. Ich soll ja eigentlich nicht trinken — aber ganz egal!“ Sie klingelte und sagte zum Mädchen: „Die Flasche Kupferberg und zwei Gläser!“

Als der Pfropfen knallte, kam eine krampfhaft

Lustigkeit über Klara. Tuschend schwenkte sie das gefüllte Glas, daß der schäumende Wein überschwappte: „Marie! Süße Kröte! Weißt du — wenn's mir so recht gemein geht — womit ich mich dann tröste?“ Mit dem Wagenrad! Das dreht sich erst abwärts! Wenn's aber im dicksten Drecke steckt, geht's wieder aufwärts! Also aufwärts! Profit! Ach, schneidig! Hurra, hurra, hurra!“

Wir stießen an — Klara stürzte ihr Glas hinunter und nötigte mich, Bescheid zu tun.

Belustigt meinte ich: „Na, weißt du, Kläre — abwärts — wenn's darauf ankommt, so ist es mit mir eflig abwärts gegangen, ei weih! Wenn ich so meine Jagd nach dem Glücke bedenke. Erst höhere Tochter. Dann Mädels mit Fehltritt, au! Verkäuferin, hu! Klavierspielerin, na! Und jetzt Chansonnette — pfui!“

„Nu aber!“ rief Klara — „nu geht's aufwärts! Paß auf! Zuerst Apollotheater, ah! Dann Operette, oh! Schließlich Opernhaus, hurra, hurra!“

Wir lachten, Klara schenkte neu ein, ich scherzte: „Mir grauet vor der Götter Reide! Weißt du denn, ob Chansonnette schon mein dickster Dreck ist?“

Klara trat zum Klavier, trommelte auf den Tasten einen Galopp und dudelte dazu: „Unberufen, unberufen, hopsassa!“ Dann sprang sie auf und zog mich zum Klaviersessel: „Jetzt mußt du auch was spielen — und singen!“

„Ach, Klara — wenn man so Nacht für Nacht singen — und am Tage noch üben muß — diese dreißigen Wieder!“

„Nein doch! Die sollst du nicht singen! Weißt du was ich meine? Dein Lied, deins! O, das tut wohl — wie eine weiße Lilie! Und ich sage dir — wer so was machen kann — mit dem geht's doch noch aufwärts!“

Und ich sang — kam bis zur Strophe:

„Wenn im Regenschirm der See

Wogend raunt, wie alles Weh

Wiegeselig dir entschlief

In der todeskühlen Tiefe . . .

Weißt du, Liebster? Weißt du wohl?“

Da wurde mir so weh — es schnürte mir die Kehle zu — ich konnte nicht weiter . . .



Nun hat auch die Rundschau meine Novelle zurückgeschickt. In den Kasten mit dem Geschreibsel, und kein Porto mehr verschwendet! Schriftstellerin — mit dem Traume bin ich jetzt auch fertig. Schreibt man aus innerem Bedürfnis, so kann man dabei verhungern. Schmiert man aber für den geneigten Leser, nun, so ist man auch nichts Besseres, als was ich bin — ein Mädchen für Geld. Da will ich lieber tingeltangeln.

Ein süßer Trost ist mir geblieben: Das fromme „Familienheim“ hat ein Gedicht von mir angenommen. Eigentlich freilich kein gutes Zeichen für meine Kunst — aber ein kapitaler Spaß. O, wenn die teuschen

Pastorentöchter wußten, daß die Dichterin mit dem romantisch vornehmen Namen heute Abend im Variété . . . haha! Und für den Taler Honorar kauf ich mir Pralinees.



Wenn einst mein liebes Kind erwachsen ist, soll ihm das Geheimnis seiner Herkunft eröffnet werden. Dann sollen diese stummen Schnörkel ihm sagen, seine Mutter habe es empfangen, ohne erst Kirche oder Staat um Erlaubnis zu fragen. Freilich darf nicht verschwiegen bleiben, mit welchen Kämpfen und Seelenfoltern ich solche Freiheit bezahlen mußte.

Wenn dann mein Ännchen nicht mit Scham, sondern sehnsüchtig an seine Mutter denkt, dann soll die treue Pflegerin, falls sie noch am Leben, oder es soll der Übermittler dieses Tagebuches sagen, daß ich nicht tot und auch nicht verschollen bin. Und dann will ich kommen — und dann vielleicht . . . O gewiß! War mein Ännchen schon zu Tante Marie so gut, warum sollte es nicht in „Tante Marie“ von ganzem Herzen sein Mütterchen umarmen lernen? Amen, Amen!

Doch wer weiß, wer weiß! Es kann auch anders kommen. Daran mahnt mich Klaras Brief. Zu Ende geht es mit ihr. Ach, gute Freundin, so weh es mir tut, daß du mich verlassen willst — einen schlechten Tausch machst du nicht. Wenn ich ans Sterben denke, lächelt es mich an, wie eine weiße Blume sanft und keusch. Nicht vor dem Tode graut

mir, sondern vor all dem Niedrigen und Abscheulichen, das ich noch erleben könnte. Vor dem Wege graut mir, den Alara gegangen ist. Nur einen Trost hab ich — abbrechen kann ich ja diesen Weg — kann der Einladung folgen, die mich jederzeit willkommen heißt auf dem friedlichen Gute meines Freundes Hein, wo man sich selbst vergift — alles vergift . . .

Wenn es so käme — mein Kind, o glaube mir, aus Rücksicht auf dich geschah, was ich tat. Sollst nicht zu sehr leiden unter dem Wandel deiner Mutter — nicht in einen Lebenskreis hineingerissen werden, der so viel Unreines hat. Bleib lieber in den Armen der guten, weisen Fee, die dich im Muttterschoße schon bewahrte vor meinem bösen Dämon . . .

Fort mit den trüben Gedanken! Nur noch wenige Monate, so geht's zur Sommerbühne — und vorher werde ich eine freie Woche haben. Dann komm ich, mein herziges Kind! Umarme Tante Marie und gewinne sie abermals um ein Teilchen lieber! O wie glücklich macht mich schon die bloße Hoffnung! Nur eins beunruhigt mich — es möchte mich jemand mal erkennen — und dein Vater könnte . . .



## Der Zauberspiegel

„Nun wollen wir uns die neuen Turmzimmer be-  
sehen!“

„Und den Zauberspiegel — du weißt doch!“ scherzte  
Oswald.

„Auch den!“

„Da bin ich gespannt. Übrigens sollst du auch  
dein Geburtstagsgeschenk empfangen. Friedrich hat es  
hinaufgeschafft.“

Ich füllte noch einmal die Gläser und stieß mit  
Oswald an. Dann verließen wir das Speisezimmer,  
die Feuerkränze noch um den Kopf.

Arm in Arm gingen wir den langen weißgetünchten  
Korridor entlang. Die sommerliche Nachmittagssonne  
schien grell herein. „Hier soll es auch noch anders  
werden“, sagte ich; „sieht ja aus wie in einer Kaserne.“  
Lächelnd trällerte Oswald vor sich hin.

Wir stiegen die Treppen hinauf zum Dachstuhl des  
Schlosses. Über die Balken, die sonst die Passage  
sperrten, hatte ich einen brückenartigen Gang mit Ge-  
länder zimmern lassen. Seitwärts war es noch wüst.  
Altes Gerümpel, Risten und Körbe, Trümmer von  
Geräten. Ein Sonnenstrahl lugte in das verstaubte  
Wirrsal. Von einem Balken hingen Fledermäuse  
schlafend herab.

„Hier gibt es auch noch aufzuräumen. Vorläufig  
freilich müssen wir uns begnügen.“

„Wie so begnügen? Das ist doch romantisch! Und  
du bist ja Romantiker!“ neckte Oswald.

„Aber du nicht! Mußt wissen, der Gang ist wesentlich für dich bestimmt — führt zu deiner Sternwarte.“

Verdutzt blieb Oswald stehen. „Zu meiner —?“

Ich weidete mich an seiner Überraschung und schüttelte ihn bei den Schultern: „Ja, mein lieber Kerl! Den einen Turm hab ich für dich einrichten lassen.“

„Aber mein — goldener Junge!“ Er umarmte mich gerührt.

„Na, laß gut sein, Oswald! Komm, treten wir ein! Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Weißt ja noch nicht, ob dir die Sternwarte gefällt.“

„Ah!“ Mit einem leuchtendem Blicke verschlang Oswald das bescheiden, aber hinreichend ausgerüstete Observatorium. Das Fernrohr! Es ragte mehrere Meter lang und hatte fünf bis sechs Zoll Öffnung. Hundertfach glomm das Licht in all den blanken Streifen und Skalen, Lupen und Schrauben — und die Achsen von poliertem Stahl warfen ihre Reflexe an die dunkle Wölbung des Turmes. Jalousien verhüllten zurzeit die Aussicht auf den Himmel — nur von der Seite strömte der Tag herein. Oswald trat zum Fernrohr und nahm behutsam einige Handgriffe vor. Leises Surren; er hatte das Uhrwerk eingeschaltet — langsam drehte sich das Rohr. Auch die Kurbeln und Hebel wurden geprüft, die zur Festlegung und Justierung des Rohres dienten. Alles aufs beste in Ordnung! Strahlend vor Freude sah mich Oswald an: „Das ist ja — ganz vollendet! Und das soll —?“



„Soll deine Sternwarte sein, Oswald! Erlaube, daß ich mir diese Freude mache! Heute ist ja mein Geburtstag — da muß ich regalisieren. Und dann bin ich auch insofern Egoist, als ich von deiner Sternwarte zu profitieren hoffe. Denn, nicht wahr? ich darf zuweilen kommen und dich fragen — dann führst du mich in die Astronomie ein. Du siehst, eigentlich ist das meine Sternwarte, und du bist ihr Verwalter — der nicht einmal Gehalt bezieht . . . Bin ich nicht schlau?“

Oswald sah mir treuherzig ins Auge und schüttelte meine Hand: „Danke, danke! Das war ja — jahrelang mein Traum! Tausend Dank, du — wunderliches Geburtstagskind! Hat selber Geburtstag, und mir schenkt er . . . Und was für ein Geschenk! Fürstlich! Herrgott, da darf sich meine Gabe gar nicht . . . Na, mußt sie eben gnädig ansehen. Habe sie auf dein neues Zimmer — im anderen Turme — bringen lassen. Wolltest mir es ja zeigen — gehen wir!“

„Da bin ich neugierig — wahrhaftig! Aber trennst du dich auch nicht ungern gleich wieder von deinem Museum?“

„Daß nur! Es läuft mir ja nicht weg. Der heutige Tag gehört jedenfalls dir, mein Junge! Übrigens haben wir bedeckten Himmel. Es gibt absolut nichts zu observieren.“

Er legte seinen Arm wieder in meinen, und wir gingen zum anderen Turme, den ich für mich eingerichtet hatte. Die Nüchternheit des Einganges fiel

mit auf. „Das ist alles nur provisorisch!“ entschuldigte ich.

Beim Eintritt wurde der Blick sofort gefesselt durch die Glasmalerei über der Balkontür. Eine mattviolette Stimmung! Dazu die geschnitzte Gotik der Umrahmung — zu beiden Seiten des Balkonfensters das mittelalterliche Gestühle — und dann die Aussicht, die durch die großen farblosen Mittelscheiben blaute — See und Forst!

„Das hast du gut gemacht!“ meinte Oswald. „Die Stimmung dieses Teils wirkt gerade dadurch so stark, daß die Zimmermitte unbesetzt geblieben ist.“ Er sah sich um und nickte beifällig.

Ein türkischer Teppich mit warmen, orangeroten Farben war über den Fußboden gebreitet. Von der Decke hing ein Leuchter aus Hirschgeweihen. Die Wände waren unten mit Holzgetäfel, oben mit graugrünen Teppichen bekleidet. Die Fenster rechts und links vom Balkon bildeten Nischen, die in ihrer Geräumigkeit und Ausstattung den Eindruck besonderer Gemächer machten, zumal sie abgeteilt waren durch verschiebbare lila Seidenvorhänge.

Ich führte Oswald zu einer Nische. „Hier meine Arbeitsecke!“ Neben dem Fenster, das oben hellgrüne Buzenscheiben hatte, ein eichener Tisch mit niedrigem Aufsatz, der meine Lieblingsbücher enthielt. Davor ein Lutherstuhl. Oswald betrachtete die Holzschnitte an den Wänden. „Ah, Dürer! Hieronymus im Gehäus — Melancholie — Ritter, Tod und Teufel. Und die Ampel — entzückendes Ding! Ist das nicht

Kupferarbeit? Sie leuchtet doch elektrisch? Nein? Nun aber sage mir, wo ist der Zauberspiegel, mit dem du renommiert hast?"

„Drüben in meiner Kunst-Sakristei!"

Wir gingen zur anderen Nische. Neben dem Eingang, unter dem Telephon, stand eine Truhe — Oswalds geheimnisvolles Geschenk. Er nickte schmunzelnd: „Nachher!"

Wir nahmen auf dem Divan Platz, ich zog den Vorhang zu, der uns vom Hauptraume trennte, und nun durchdämmerte das violette Licht des oberen Rundfensters den engen, mit goldbraunen Teppichen warm umhüllten Raum. Die altertümlische Harfe an der Fensterwand schien Lieder zu träumen. Es bebte auch wirklich ein dumpfer Akkord — wie aus weiter Ferne gehaucht. Oswald sah mich fragend an. Ich entgegnete belustigt: „Das gehört eigentlich nicht gerade zum Programm. Ich habe unter dem Turmdach eine Holsharfe angebracht. Eben höre ich selber sie zum erstenmal. Der Wind scheint sich aufzumachen.“

„Ich dachte schon, deine Zaubergeister schwebten herbei. Sagtest du nicht damals, wie Musik durchschaure es dich, wenn im Zauberspiegel deine Undine erscheine? Wo steckt denn nun eigentlich der Zauberspiegel?"

„Noch ein Weilchen Geduld! Erst wollen wir uns besinnen, was der Zauberspiegel eigentlich leisten soll.“

„Bereitest du etwa eine Ausrede vor?"

„Was ich dir vom Zauberspiegel versprochen habe, wird bestimmt gehalten. Wir sprachen damals von

Landschaftsgeelen — nicht wahr, Oswald, du erinnerst dich?"

„Allerdings! Und ich sagte, deine Landschaftsgeelen seien subjektive, launische, unberechenbare Gebilde der Phantasie — man könne sich nicht auf sie verlassen, wie auf Naturgesetze — könne sie nicht exakt anwenden, wie zum Beispiel die Dampfmaschine. Da hast du gestritten — hast behauptet, die Landschaftsgeelen seien wohl exakt, wohl experimentell, für einen Zweig der Technik verwendbar. Ist es so?"

„Ja, das habe ich gesagt, freilich mit der Einschränkung, Landschaftsgeele könne nur auf Seele wirken. Von Undine, der Wassergeele, dürfe man nicht etwa körperliche Leistungen erwarten . . .“

„Sondern nur Seelenzauber — ganz recht! So hast du allerdings gesagt! Aber du hast dabei behauptet, dieser Zauber, den Undine auf Menschengeelen ausüben könne, sei exakt, berechenbar, verlässlich. Und da hast du dich gerühmt, einen Zauber Spiegel zu besitzen, in dem Undine ihrem Gemütsmenschen auf Kommando erscheine.“

„Gut, Oswald — wir sind einig — nun sollst du einen Blick in den Zauber Spiegel tun — und sollst gestehen, ob du nicht Undines Zauber wirklich spürst.“

„Achtung!“ fuhr ich fort und drückte auf den Knopf des Apparats — der Fenstervorhang schloß sich, es wurde dunkel, gleichzeitig aber verschwand der Wandteppich vor uns — und in leuchtenden Farben erschien der Mühlsleich.

Flirrend kräuselte sich der Wasser Spiegel. Unter über-

hängenden Weiden, in deren Haargezweige Sommerluft spielte, schimmerten zwischen Teichlinsen weiße Seerosen — stumme Offenbarungen einer geheimen Reinheit, die sich dem düstern Schlammgrunde entrang. Das Rohr, das die Ufer üppig kränzte, schien zu flüstern. In einer Lücke zwischen bläulichen Simsen, nah am Wehr, lag ein Kahn, halb mit Wasser gefüllt. Dahinter träumte die alte Mühle — Dach und Bretterverschläge von Moos und Flechten überponnen. Silberpappeln hoben zitterndes Laub in den violettgrauen Himmel, der mit seinem zarten Dunste den fernen Kiefernforst leicht verschleierte. Es bebte aus der Landschaft wie wehmütig lieblicher Gesang.

Oswald schwieg. Ergriffen betrachtete er die Landschaft, die fast überirdisch schimmerte und nicht aus Stoffen zu bestehen schien. Die elektrischen Lampen blieben verborgen — das Gemälde bildete für uns die einzige Lichtquelle.

„Der Witz ist dir glänzend gelungen,“ gestand Oswald.

„Witz? Habe ich denn nicht ernsthaft recht? Die exakte, technische Verwendung der Landschaftsseen, von der ich sprach — siehst du, das ist einfach die Kunst — Technik heißt ja auch Kunst. Der Maler bannt die Landschaftsseele, soweit er sie erfasst, an die Leinwand — von da wirkt sie auf den Beschauer mit der Zuverlässigkeit eines Naturgesetzes. Und der Dichter — du erinnerst dich, auch von einem Zauberbuche sprach ich, aus dem die Landschaftsseen singen können — das Zauberbuch heißt Poesie. Denk an

Goethes Nachtlied: „Über allen Gipfeln ist Ruh.“  
Wirkt das nicht mit exakter Bestimmtheit und Regelmäßigkeit — wie ein — ich möchte sagen, wie ein Seelenphonograph?“

„Na, die Subjektivität spielt doch eine Rolle dabei. Jedenfalls wirkt ein richtiger, ein physikalischer Phonograph weit exakter. Das will ich dir gleich beweisen. Komm und nimm jetzt meine schlichte Geburtstagspende!“

„Gleich, lieber Oswald! Willst du nicht erst noch ein paar Werke des Zauber spiegels bewundern, da wir eben dabei sind?“

„Wie? Zeigt er denn mehr als ein Bild?“

„Freilich! Paß auf!“ Übermals drückte ich auf den Knopf — der Teppich schob sich vor das Bild, um gleich darauf wieder zu verschwinden und ein anderes Bild zu zeigen — eine Kieferngruppe, von der Abendsonne bestrahlt.

„Ei, woher hast du diesen verblüffenden Apparat? Den Mechanismus mußt du mir erklären.“

„Er ist höchst einfach. Ich habe ihn nach eigener Idee herstellen lassen. An einer Walze sind die Bilder befestigt — zwölf Stück haben Platz. Gedreht wird die Walze durch ein Gewicht. Ich habe mir den Apparat konstruiert, weil ich es im allgemeinen für verkehrt halte, die Zimmerwände mit Bildern zu behängen. Bilder können zum Überdruße werden, wenn man sie täglich, in allen möglichen Stimmungen zu Gesicht kriegt. Ein Kunstwerk sollte nur dann vorgeführt werden, wenn man Verlangen danach und

die rechte Andacht empfindet. Übrigens kann ich es auch nicht leiden, wenn Bilder nebeneinander hängen. Sehr oft stören sie sich gegenseitig. Galerien sind in dieser Hinsicht geradezu barbarisch.“

Oswald nickte: „Und was mir dabei noch besonderen Spaß macht — du hast, wie ich dir schon mehrfach sagte, zum Techniker Talent. Um so mehr darf ich hoffen, daß mein Geschenk angebracht ist. Sieh es nur lieber sofort an — ich bin zu begierig. Nachher können wir uns ja wieder vor deinen Zauber Spiegel auf diesen Diwan hinlegen — und, weißt du, hier können wir eigentlich unseren Kaffee nehmen. Dabei präsentierst du alle Künste des Zauber Spiegels — nicht? Famos! Bleib sitzen — laß mich die Sache machen! Ich werde dir also jetzt mein Geschenk vorführen — möchte ebenfalls mit einer verblüffenden Zauberei aufwarten — mit einem Werke meiner Kunst.“



## Der All-Phonograph

Oswald trat ans Telephon: „Friedrich soll Kaffee und Zigaretten bringen — ins neue Turmzimmer! Ja — gleich!“ Darauf machte er sich an der Truhe zu schaffen, die er für mich hatte heraufbringen lassen.

Bald kam er zu mir, in der Hand einen gabelförmigen, mit Kautschuk überzogenen Zweig; seine Spitzen waren zangenartig nach innen gekrümmt; Drähte führten von ihm zur Truhe. „Siehst du, mein Junge, das ist meine Wünschelrute. Was soll ich nun Euer Gnaden herbeizaubern? Musik? Deklamation? Eine Reichstagsrede? Eine Szene aus dem Berliner Opernhaus? Oder vielleicht aus dem Strampendorfer Wirtshaus? Alles vorrätig!“

„Ein Phonograph?“ fragte ich freudig. „Und den schenkst du mir?“

Oswald nickte und reichte mir den Gabelzweig. „Probire! Stecke die Spitzen in die Ohren!“

Ich tat es — Oswald wandte sich zur Truhe — und auf einmal . . . weiche Töne — Gesang von Frauenstimmen — Geigen — ein Orchester. Ich erkannte den Nixenchor aus Undine. In tadelloser Deutlichkeit entwickelten sich die Klänge. Es war, als sähe ich dazu das Bühnenspiel.

„Wundervoll, Oswald! Eins der herrlichsten Geschenke, die mir überhaupt . . .“

Oswald strahlte vor Genugtuung und meinte eifrig: „Nun paß auf — ein anderes Stück.“



Orgel — aus der Matthäuspaffion — Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir — Variationen — Engeltimmen — und jetzt ein brausendes Maestoso — das Haus schien zu beben. Doch wie ich die Hörgabeln aus den Ohren tat, ging der Klang in ein komisches Quäken über, als näsele in der Ferne ein Veierkasten.

Friedrich trat ein und stellte ein Tablett mit Mokka-täßchen hin.

„Unterbrechen wir die Vorstellung!“ meinte Oswald und nahm neben mir auf dem Diwan Platz. Der Kaffee duftete, wir zündeten Zigaretten an, es war recht behaglich.

„Du hast mir da eine große Freude gemacht, lieber Oswald! Aber du mußt deine Gabe vervollständigen. Mußt mir beibringen, wie man phonographische Aufnahmen macht. Ich werde mir eine ganze Reihe davon anlegen — das sind ja die prächtigsten Erinnerungen. Wie interessant, wenn man sein Tagebuch durch phonographische Aufnahmen ergänzt — zum Beispiel Gespräche phonographisch notiert hat! Das wären ja köstliche Andenken an die Besucher. Dabei hörte man auch noch, wie man selber vor zehn, zwanzig Jahren gesprochen hat.“

Oswald machte eine abweisende Gebärde. „Lieber nicht! Wenn ich jetzt mit ruhiger Prüfung belauschen sollte, wie unbesonnen und albern, wie unklar und sophistisch, wie verstimmt, gereizt oder boshaft ich oft geredet habe — müßte mich ja schämen!“

„Es wäre jedenfalls Material zur Selbsterkenntnis.“

„Als Arzt lobe ich mir manchmal nicht Selbst-erkenntnis, sondern Selbsttäuschung und Vergessen.“

„Weißt du, Oswald — wenn ich so in Gedanken den Phonographen verbessere, seine Fähigkeiten ins Schrankenlose wachsen lasse — da muß ich eigentlich sagen, solch ein vollkommener Phonograph braucht nicht erst erfunden zu werden — den gibt es schon — ja, er ist der Urquell, der unserem mangelhaften Phonographen hier alles verleiht, was dieser kann — und nur weil dieser noch nicht den vollen Anschluß an den phonographischen Urquell gefunden hat, sind seine Leistungen mangelhaft . . .“

„Urquell? Was meinst du damit?“

„Ich meine, es gibt einen Behälter, der alles Vergangene getreu bewahrt — ein Buch des Lebens — ein Allgedächtnis, dem nichts entgeht . . .“

„Ah — schon wieder deine Allseele, Herr Metaphysikus!“ sagte Oswald spöttisch.

„Eigentlich brauche ich hier gar nicht die seelische Seite des Alls zu betonen — mir genügt seine physische Seite. Bedenke doch, wenn jede Ursache eine ganz bestimmte, nicht anders mögliche Wirkung hinterläßt, so müssen im All von jeglichem Geschehen charakteristische Spuren untilgbar verzeichnet stehen, aus denen man mit vollkommener Sicherheit auf die Ursache zurückschließen könnte — falls man Scharfsinn und Welterfahrung im gehörigen Maße besäße.“

„Sagen wir lieber unumwunden: Falls man der liebe Herrgott wäre — oder, was so ziemlich dasselbe bedeutet — deine Allseele. Denn ein umfassendes

Bewußtsein gehörte dazu — ohne das ließe sich aus den Spuren auf gar nichts zurückschließen.“

„Damit sagst du nur, daß dem Alphonographen vielleicht der Hörer fehlt, der die stummen Wellenzüge in Luft und Äther empfindet. Magst du die Materie für seelenlos, für brutal halten — ein Phonograph wäre sie gleichwohl — weil sie von allem, was geschieht, getreue Spuren aufnimmt und festhält. Auch dieser Phonograph, den du mir schenkst, ist und bleibt ein Phonograph selbst für den Fall, daß keine Seele ihn belauscht.“

„Du rempeltst wieder mal meinen Materialismus an. Brutale Materie, sagst du verächtlich. Mein lieber Junge, sei froh, daß die Materie im allgemeinen brutal ist, daß sie nur ausnahmsweise seelisches Leben, Bewußtsein hervorbringt und auf die Kunst des Vergessens sich versteht. Wohl uns, daß es eine Vernichtung des Bewußtseins gibt! Entsetzlich — fürchtbarstes Weltgericht, wenn kein Vergessen möglich wäre, wenn vielmehr alles, was wir tun und reden, ja denken, in einem riesigen Protokollbuche aufnotiert und uns hinterher unter die Nase gerieben würde!“

„Ein Weltgericht allerdings! Aber solch ein Weltgericht wäre keine unfruchtbare Quälerei — es brächte Läuterung mit sich — wäre ein reinigendes Fegefeuer. Und den Geist, der diesen Sinn des Weltgerichts begreift, könnte es nicht mehr fürchtbar berühren — er müßte ja gestehen: Da ist nichts als Logik, tadellose Gerechtigkeit! — Wer sich zu diesem Verständnis durchgerungen hat und von der Höhe

zurückschaut auf seine Lebensentwicklung — o der sieht alles, auch Torheiten und Schmerzen, verklärt — er ahnt die große Ordnung in allem, genießt seine Vergangenheit wie einen folgerichtigen Roman, ein harmonisches Kunstwerk. Die Irrungen gehören dazu — ohne sie wäre die Erkenntnis nicht gewonnen, die Läuterung ausgeblieben. Siehst du, Oswald, das ist Versöhnung mit Schuld und Leid — das ist Gnade!“



## Weißt du, Liebster?

Oswald dachte nach — dann meinte er: „Du möchtest also einen Phonographen haben, der als Tagebuch fungiert — zum Beispiel die Stimmen interessanter Menschen aufzeichnet? Mit einer bescheidenen Probe kann ich aufwarten. Das heißt, lieber nachher! Vorläufig wollen wir uns den Mokka munden lassen. Auch möchte ich deinen Zauberspiegel noch betrachten. Zeig' mir noch ein paar Bilder!“

Ich drückte auf den Knopf und ließ die Harfnerin erscheinen, die mich so lebhaft an Maria erinnert. Ob wohl auch Oswald die Ähnlichkeit herausfinden würde?

Aufmerksam betrachtete er das Bild. „Wer hat das eigentlich gemalt?“

„Unser guter Schmidt! Bis auf zwei sind all diese Bilder von ihm. Ich schätze seine Kunst außerordentlich. Und dann ist er ja auch mein Freund — und ist tot — ich habe von seinen Bildern gekauft, was ich konnte — es sind liebe Andenken.“

Nachdenklich schwieg Oswald und meinte dann: „Erlaube eine Frage! Hast du damals — mit Maria Valerius — verzeih, wenn ich indiskret bin — hast du mit ihr — etwas Intimes gehabt? Du weißt, ich war in Italien, als sie hierher kam — und als ich zurückkehrte, warst du schon wieder auf der Universität — sie aber ging einige Monate darauf . . .“

„Lieber Oswald — du bist mein vertrauter Freund, mein bester — und sicher werde ich dir noch manches sagen . . . Nur heute, nur vorläufig nicht!“

„Schon gut! Will ja auch nicht eindringen . . .  
Mir kam Maria gerade in den Sinn.“

„Warum kam sie dir in den Sinn? Nicht wahr,  
dies Bild hat dich an sie erinnert?“

„In der Tat, es hat eine auffallende Ähnlichkeit —  
und da dachte ich, du hättest es wegen dieser Ähnlich-  
keit dir verschafft. Übrigens wollte ich über Maria  
noch was anderes . . . Aber natürlich, wenn es dir  
peinlich ist — lassen wir es lieber!“

„Sprich nur, mein Junge! Du magst immerhin  
über sie reden . . .“

„Ich dachte daran, daß du mir schriebst — du  
weißt, vor einigen Jahren — ich möchte doch nach-  
forschen, wo Maria eigentlich geblieben ist. Ich fand  
von ihr keine Spur, wie ich dir ja bereits berichtet  
habe. Aber du hast mir noch nicht erzählt, ob du  
jetzt vielleicht weißt . . .“

„Nichts!“ entgegnete ich dumpf — „verschollen!“

Wir schwiegen bekümmert — stärker tönte die  
Holsharfe — murmelnd ging draußen der Wind —  
mir war, als solle nun etwas Banges, Schweres  
kommen . . .

Oswald legte die Hand auf meine Schulter: „Du  
sprachst vorhin von einem Allgedächtnis, wo jedes Ge-  
schehen behalten wird — wo also auch die verschollene  
Maria zu finden sein müßte. Du vergleichst das Welt-  
all mit einem großen Phonographen, der die Spuren  
aller Wesen aufnimmt und so die Möglichkeit bietet,  
aus den Spuren zurückzuschließen auf das Treiben  
und Gebaren, auf das ganze Wesen eines vergangenen

Menschen. Du wünschtest dir einen Phonographen, der dich in ähnlicher Weise wie ein Stammbuch oder wie ein Tagebuch an Gestalten früherer Tage gemahnen kann. Nun höre mal — ich habe da eine Probe — eine Stimme, die du vielleicht wiedererkennst . . .“ Damit reichte mir Oswald die Hörgabel und beschäftigte sich mit dem Apparat.

Auf einmal Klavierakkorde — feierlich gemessen — wie bange Ahnung. Dann sang dazu eine Frauenstimme — ein voller, weicher Alt. Was war das für ein Mahnen? Es berührte mich wie vergessener Traum, der sich wieder in Erinnerung bringen will und doch nicht imstande ist, deutliche Bilder wachzurufen, sondern nur als dunkle, schmerzlich süße Stimmung auftritt . . . Und nun — war die Musik zu Ende.

„Weißt du, Liebster? Weißt du wohl?“ Das war alles, was ich verstanden hatte. Und doch war die Aussprache ganz deutlich gewesen. Ich hatte die Worte nur nicht gefaßt.

„Bitte, Oswald, noch einmal! Ich war eben zu verwirrt. Jetzt will ich besser aufpassen!“

Aufs neue erklangen die Klavierakkorde — dann sang die Stimme:

„Wenn die unsichtbare Hand  
Dich aus meinen Armen wand,  
Fragt dein Grübeln wohl beklommen,  
Wie ins Öde du gekommen . . .  
Weißt du, Liebster? Weißt du wohl?“

Wenn ums Schloß der Nachtwind rauscht,  
Seufzend deine Sehnsucht lauscht —  
Horch, ein Kiegel geht verstoßen,  
Und es schleicht auf scheuen Sohlen . . .  
Weißt du, Liebster? Weißt du wohl?

Wenn die Traufe wimmernd tropft,  
Und dein Herz zum Springen klopft,  
Wenn, vom Schluchzen hingerissen,  
Sich dein Antlitz birgt im Rissen . . .  
Weißt du, Liebster? Weißt du wohl?

Wenn im Regenturm der See  
Wogend raunt, wie alles Weh  
Wiegeselig dir entschlief  
In der todeskühlen Tiefe . . .  
Weißt du, Liebster? Weißt du wohl?

Wenn dann blüht aus Wolkendunkel  
Trostgesang und Sterngefunkel . . .  
Weißt du, was so zärtlich zittert  
Und wie Odem dich umwittert?  
Weißt du, Liebster? Weißt du wohl?“

Während ich lauschte, pochte ungestüm mein Herz.  
Etwas Dunkles, ein schweres, unbegriffenes Weh  
schwebte drohend über mir. Was war es, das mich  
so ergriff? Die bloße Stimmung des Liedes? O nein,  
dahinter lauerte das Unheimliche. Es kam mir vor,  
wie ein Wimmern im Nachtsturm — wie eine Hand,  
die sich aus schwarzen Fluten reckt — wie ein liebes,  
doch rätselhaftes, totbleiches Angesicht . . .



„Was ist dir?“ Bestürzt sah mich Oswald an.

„Nichts! Nur möcht' ich wissen, wo ich das Lied schon gehört habe. Möchte schwören, ich habe es früher einmal gehört. Und dann — die Stimme! Auch die kommt mir so bekannt vor, so — sympathisch...“

„Wie? Du hast sie noch nicht erkannt?“

Fragend starrte ich Oswald an. Er entgegnete: „Dämmert es dir endlich? Ja gewiß! Sie ist es — sie — deine Harfnerin — Maria!“

In diesem Momente schlug mich etwas aufs Herz — Maria stand vor mir und sah mich an mit unsagbar traurigem Blicke. Dann begann der Turm zu schwanken — es brauste, donnerte — ich spürte, wie ich seitwärts hinsank . . .



Jemand rüttelte mich an der Schulter: „Oh, oh! Was ist denn? Komm doch zu dir!“

Verwirrt sah ich mich um. Oswald hatte meine Hand erfaßt — er war bestürzt. „Mein armer Junge! da hab' ich eine Dummheit gemacht! Verzeih! Ich dachte nicht, daß es dich so aufregen könne. Da scheint übrigens auch der starke Kaffee etwas Schuld zu haben. Hier, trink Wasser! Laß deinen Puls fühlen! Hast du denn schon mal so was gehabt? Muß doch dein Herz genau befehlen.“

„Danke, Oswald! Hat nichts zu sagen! Bin sonst

ganz gesund. Sage mir nur, bei welcher Gelegenheit hast du dies Lied phonographisch aufgenommen?“

„Lassen wir das, mein Junge! Später!“

„Nein, Oswald! Ich bin wieder völlig gefaßt. Es ist besser, wenn ich gleich alles erfahre. Sonst plagt mich die Spannung, ich grüble . . .“

„Gut denn! Die Sache ist einfach. Ehe Maria fortging, bat ich sie, mir ein phonographisches Andenken zu hinterlassen. Da sang sie dies Lied.“

„Nach gedruckten Noten?“

„Nein, nach geschriebenen! Sie selber hat das Lied gedichtet und auch komponiert. Du weißt ja, sie war sehr talentvoll in der Richtung.“

„Wie aber kommt es, daß mir das Lied so bekannt klingt?“

„Vielleicht hat sie es dir früher einmal vorgesungen — und du hast es vergessen.“

„Ganz unmöglich! Ich will dir auch sagen, warum. Von mir ist in dem Liede die Rede — von mir! Das heimliche Treiben bei Nacht, der Sturm, der ums Schloß rauscht, der knarrende Riegel, der schleichende Schritt — was das alles bedeutet, o ich weiß es wohl! Du begreifst, dies Lied hätte ich nie vergessen, wäre es jemals zuvor von Maria mir vorgetragen.“

Oswald schwieg erschüttert. Dann sprach er sanft: „Und du liebst sie noch?“

Ich seufzte. „So habe ich mich manches Mal in diesen einsamen Jahren gefragt. Ich kann nur sagen, so oft sie mir lebhaft vor die Seele trat, ergriff mich heiße Sehnsucht nach der Zärtlichkeit, die ich genossen,

und die unvergeßlich . . . Siehst du, drum hat es mich eben überwältigt. Es stürmte zu plötzlich, zu ungestüm auf mich ein. Ich muß mich nun sammeln, muß das Ereignis durchdenken, ordnen . . . Tu mir den Gefallen, Oswald, laß mich ein wenig allein — bis zum Abendessen! Dann bin ich wieder der Alte. Zeige mir nur noch, wie man den Apparat bedient.“

Oswald erhob sich, wir traten zum Phonographen, ich lernte die einfachen Handgriffe.

„Eigentlich sollte ich als Arzt dies bedenkliche Spielzeug verschließen. Aber du bist nun mal solch ein Kauz, der individuell behandelt sein will. Na, sei vernünftig, mein Junge!“ Damit drückte mir Oswald die Hand und ging.

Ich lag auf dem Diwan, mit den Händen die Augen bedeckt. Die Holsharfe sumnte fast ohne Pause — dazu wimmerte und murrte der Wind und rüttelte manchmal am Fenster. Ich wandte den Kopf zum Bilde der Harfnerin. Ja, das war Maria! Das waren ihre schwermütig dunkeln Augen — so üppig wallte ihr gelöstes Haar — so schlank und doch voll waren ihre Formen.

Und nun ergriff mich süß das Verlangen, ihre Stimme aufs neue zu belauschen. Nicht mehr unheimlich kam mir das Lied vor.

Ich setzte den Phonographen in Gang und erkannte deutlich die berückende Stimme. Ihr Atmen glaubte ich zu hören und das Rascheln des Kleides, während sie das Pedal trat. Sie räusperte sich und begann die nächste

Strophe. Schmerzlich lockend, in heißer Sehnsucht schwellen die Töne — dann flutete es abwärts wie eine weiche Welle, wie Verzichten — lächelndes Ersterben — aber auch wie mystisches Raunen von verklärt triumphierender Liebe:

„Weißt du, was so zärtlich zittert  
Und wie Odem dich umwittert?  
Weißt du, Liebster? Weißt du wohl?“

Heiß und herbe quoll es mir aus den Augen.





### Das Spiegelbild von Stella chronica

Ein fernes Gewitter, dessen Blitze manchmal am dunkeln Horizonte lohten, hatte die Lüfte aufgeregt; mit der Nacht brach Sturm herein. Losend berannte er die Schloßmauern, rüttelte an Balken, heulte im Schornstein wie ein Kettenhund, machte in Türen und Fenstern Löcher und Fugen ausfindig, huschte hindurch und hauchte kühl über mein Gesicht. Dann wieder hatte er neue Streiche erdacht — hatte entdeckt, daß die Dachrinne über meinem Fenster, wo der Drachenkopf speit, schadhaft war, und nun erhob sich ein Klappern und Rasseln, wilder und schadenfroher mit jedem Windstoß. Ziegelsteine schollerten zuweilen über das Dach und schmetterten krachend nieder. Wenn das Stürmen etwas verhielt, hörte ich die Bäume knarren, den See rauschen, die Wols-harfe orgeln.

Eine Wohltat, wenn ich auf den Sturm da draußen zu merken vermochte. Das rettet mich für ein Weilchen vor dem, was spukhaft in mir stürmte. Glaubte ich doch, immer von neuem am Ohr den Gabelzweig des Phonographen zu fühlen — und genau in derselben Weise tönte Marias Lied. Das Rascheln ihres Kleides vernahm ich — und jedesmal bei den Worten „In der todeskühlen Tiefe“ kam etwas Rauhes in die

Stimme — dann erfolgte ein hastiges verstohlenes Räuspern — und in trauriger Schönheit klang das Mahnen „Weißt du, Liebster? Weißt du wohl?“ O Volter, zu wissen: Jetzt wird das Kleid rascheln — und jetzt kommt das fatale Räuspern! Diese ewige Wiederkehr eines jeden Momentes! Ist denn das Leben in all seinen Einzelheiten unsterblich? Bleibt im großen Protokollbuche alles, auch die winzigste Einzelheit verzeichnet? Oswalds Wort kam mir in den Sinn: Es wäre ja ein fürchtbares Weltgericht wenn alles, was wir tun und reden, ja denken, in einem riesigen Protokollbuche aufnotiert und uns hinterher unter die Nase gerieben würde!

Sollte es nicht eine Erlösung für mich sein, wenn ich den Phonographen, wenigstens Marias Lied, zerstörte? Doch nein! Ich möchte mich nicht mehr trennen von dieser Quelle süßer Qual. Und was würde das Zerstören helfen? Hat denn nicht auch mein Kopf jetzt das Lied phonographiert? Ist nicht dieser arme Kopf ein zäher Behälter für alle Klänge und Bilder, die jemals mir vorkamen? Oft zwar erscheinen sie vergessen — doch auf einmal blättert der Wind im großen Protokollbuche, schlägt ein bestimmtes Blatt auf, und da erwachen vergangene Gestalten und Laute — so wie jetzt!

Kunst des Vergessens, die Oswald rühmte, ja nun weiß ich dich zu schätzen! Hilf mir, erlöse mich vom Drange der Erinnerungen! Ich stehe ja vor ihnen hilflos, wie am Pranger — da treten sie der Reihe nach vor mich hin, blicken finster oder weh-

mütig, nickten, lächeln — und von einer jeden muß ich mir zuraunen lassen: „Weißt du noch? So wars, so ist es gekommen; und weißt du, was dann geschah?“ Auf's neue erlebe ich alles Herzenspochen und alles Süße, nur daß etwas Bitteres darin ist, ein Beigeschmack von Reue und Scham.

„Weißt du noch?“ Und ich sehe Marias dunkles Auge scheu zu mir aufblicken. Ja damals im Park, unter herbstlich gelben Kastanien — das war unsere erste Begegnung, und du ahntest wohl, daß ein Schicksal uns verknüpfe. Drauf im Boote drüben, in der Bucht zwischen dem dürren, raschelnden Rohre — deinen berausenden Atem spürte ich und die schwellende Jugend deiner Glieder. Und dann kamen die Nächte, die schaurig-süßen Novemberrächte, wo heimlich unsere Liebe sich fand und in der bangen Seligkeit schwelgte, die nun aus deinem Liede bebt, Maria —

Wenn ums Schloß der Nachtwind rauscht,  
Seufzend deine Sehnsucht lauscht, —  
Horch, ein Kiesel geht verstohlen,  
Und es schleicht auf scheuen Sohlen . . .

O ich weiß, ich weiß und fühle noch deinen heißen Fuß! Doch mein Herz krampft sich dabei zusammen. Denn nur ein spukhaftes Dasein führen diese Wonnen; Schatten sind sie, Echolaute in den Behältern des Allphonographen; nur mit verkümmertem Wollust kann ich ihnen lauschen. Ungeheures All, in dem Maria und ich nur ein paar Stäubchen sind, voneinander hast du uns gerissen! Warum? Ich glaube, du lebst

überhaupt vom Entzweien, und ein Verhängnis ist für jedes Ich und Du das Scheiden. O ich ahnte das in jener letzten Nacht, da wir beisammen waren — in jener schmerzlich-schönen Juninacht. Von Sehnsucht überwältigt, ohne Vaters Wissen kam ich von der Universität und schlich in den Park, wo du mich stürmisch umfingst, während in deinem stolzen Herzen schon der Abschied beschlossen war. Als dann das Morgenrot loderte, und ich durch die Kiefernheide zum Bahnhof wanderte, stieg aus dem banger Chaos hier innen ein Gedicht, das meinem Fühlen Gestalt gab.

Wir hielten uns umschlungen —  
Nachtodem hauchte mild,  
Der Junimond durchblaute  
Gebüsch und Grasgefilde.

Ich staunte in die Landschaft —  
Die lag so fremd. Doch klang  
Geheim aus Sternenmeeren  
Ein heimatlicher Sang.

Ich staunte in dein liebes,  
Mondbleiches Angesicht —  
Auf deiner Augen Grunde  
Erglomm ein fremdes Licht.

Und dich auch sah ich staunen;  
Die Lippen zuckten stumm . . .  
So weh war unsre Liebe —  
Wir ahnten wohl, warum.



So weh — ob Mund an Munde  
 Auch süßen Laumel trank . . .  
 So weh — ob Aug in Auge  
 Auch liebetief versank . . .

Wir fühlten, Herz an Herzen,  
 Wie ewig dich und mich  
 Ein banger Abgrund scheidet —  
 Wir sind ja du und ich!

Wir schluchzten auf, vor Heimweh;  
 Die Heimat liegt so weit —  
 Dort hinter Sternenmeeren,  
 Weit, in der Ewigkeit!

Im ewgen Urquell finden  
 Getrennte Seelen Ruh;  
 Da fließen ineinander —  
 O selig — ich und du!

O wenn ich glauben dürfte! Wenn alles Scheiden  
 nur ein Schritt wäre zum Wiederfinden! Wenn hinter  
 Sternenmeeren die Ewigkeit wiederbringen könnte, was  
 man verlor! Von den Sternen sprichst auch du,  
 Maria — als ob du noch irgend ein Dasein bei  
 ihnen führtest.

Wenn dann blüht aus Wolkendunkel  
 Trostgesang und Sterngefunkel, —  
 Weißt du, was so zärtlich zittert  
 Und wie Odem dich umwittert?  
 Weißt du, Liebster? Weißt du wohl?

Sollte vielleicht da droben bei den Sternen deine liebe Spur, dein Bild getreulich verzeichnet stehen, so wie im Phonographen deine Stimme? Oswald, leih mir dein Fernrohr, daß ich suche, daß ich den Stern frage!

Horch, die Aolsharfe tönt so wild — und nun wieder wird sie sanft und stumm.

Stumm? Kann sie denn überhaupt verstummen? Ist es wahr, daß jeder Moment unsterblich fortlebt, so muß ja ewig tönen dieser Akkord. Verklungen ist er nur für beschränktes Gehör. In der Tat — würde drei Meilen von hier ein sehr scharfes Ohr lauschen, es hörte den verklungenen Akkord noch eine Minute später. So lange braucht ja der Schall, um diese Entfernung zu durchmessen. Und nicht Minuten bloß ist er lebendig — nach Jahren noch, selbst nach Jahrtausenden empfände ihn ein Wesen, das sein Gehör desto mehr schärfen könnte, je feiner die Lufterschütterung wird. Und ob auch Stürme dazwischen drausen, kein Zittern geht unter. Mag es sich zu verschobenen Formen entwickeln, durch alle Entstellung hindurch spürte doch ein scharfsinniges Wesen den eigentümlichen Kern, diesen Akkord!

Wo solch ein Wesen lebt? Das Wesen aller Wesen, der Leib aller Leiber, wird schon wissen, was in ihm flutet — sein allumfassender Sinn verfolgt ins Unendliche, was sich regt im Luftmeer . . .

Natürlich auch im Lichtmeer! So lebt denn auch das Bild Marias — jeder Blick ihrer Augen, jede Regung ihrer Gestalt, jeder Körpermoment. Das alles hat sich dem Lichtäther mitgeteilt als Wellenzittern

und eilt nun durch den Raum Aonen lang. Fünf Millionen Meilen durchmißt das Licht in zwei Minuten. Wenn der Sirius ein Auge der Allseele ist, so braucht Marias Ätherbild mehr als drei Jahre, um zu ihm zu gelangen. O käme doch das Bild vom Sirius zurück zur Erde, zu mir! Wäre doch ein Riesenspiegel droben aufgestellt, so daß ich mit dem Fernrohre darin erspähen könnte, was vor Jahren hier unten geschah! Ich fände vielleicht Maria, könnte sie betrachten und jeden Schritt verfolgen, den sie damals tat . . .



„Auf, Allseher!“ rief auf einmal eine fremde, harte Stimme. Ich fuhr ich im Bett empor, es bligte mir vor dem Auge, wild pochte mein Herz. „Auf, Allseher! Frage das Fernrohr!“

Ich machte Licht, legte hastig die notdürftigen Kleider an und ergriff den dreiarmigen Leuchter. Auf dem Korridor hätte die Zugluft fast die Kerzen ausgelöscht. Denn noch immer stürmte es um die Mauern und blies durch alle Spalten. Als ich den Dachraum passierte, umflatterten mich Fledermäuse — ein dröhnendes Duett sangen Sturm und Wolscharfe — zwischendrein stöhnten die Balken, Ziegelsteine polterten, eine Tür schlug krachend zu.

Ich betrat die Sternwarte. Da ragte das Fernrohr und lugte mich an mit den Reflexen, die Sternenschimmer auf dem blanken Metall bildete. Mir war,

als spräche es: „Kommst eben recht! Ein Stück Himmel ist gerade frei. Doch beeilen mußt du dich! Die Wolken jagen! Was willst du sehen?“

„Ich möchte Vergangenes im Sternenspiegel schauen. Kann mir vielleicht der Sirius die Erde spiegeln?“

„Der Sirius hat keinen Spiegel. Aber vielleicht paßt dir die Stella chronica. Zufällig bin ich so ziemlich auf diesen merkwürdigen Spiegelstern gerichtet. Komm her und schaue! Nein, nicht durch das Hauptrohr! Zuerst durch den Sucher! Nun richte ihn ein wenig nach rechts! Noch mehr! Etwas höher! So! Das ist die Stella chronica! Was siehst du?“

„Eine blühende, runde Scheibe!“

„Das ist der Krater mit dem Quecksilbersee. Die Stunde ist da, wo sein blanker Spiegel sich unserer Erdgegend zuwendet. Nun schau durch das Hauptrohr! Erkennst du etwas?“

„Kiefernwald — einen See — ein Dorf!“

„Das ist Krampendorf! Siehst du auch das Schloß? Es ist dasselbe, in dem wir uns jetzt befinden. Aber nicht der jetzige Moment spiegelt sich, sondern der Anblick, den dieser Ort vor hundertundneun Tagen, zehn Stunden, sechs Minuten und achtzehn Sekunden bot. So lange braucht das Licht, um von hier zur Stella chronica und wieder zurück zu strahlen.“

Enttäuscht wandte ich mich ab. „Hundertundneun Tage? Das wären ja nur wenige Monate! Was damals hier geschah, interessiert mich nicht. Damals war ich gerade hier angekommen — also kann mir der Spiegel nichts neues zeigen. Zehn Jahre möchte

ich zurückschauen. Weißt du keinen Stern, der mir dazu verhelfen kann? Maria suche ich.“

„Weiß wohl einen — bin aber zu schwach, ihn dir nahe genug zu bringen. Du mußt dich mit dem Quecksilbersee begnügen — hundertneun Tage verfehlt er zurück.“

Ich schaute aufs neue durch das Rohr. „Das Bild hat sich verändert! Ei, das ist ja die Schleusendorfer Kirche und das Herrenhaus! Nun kommt die Sägemühle! Langsam zieht die Landschaft vorbei!“

„Natürlich verändert sich das Bild — unsere Erde dreht sich ja. Wenn du bei einem Punkte verweilen willst, mußt du das Uhrwerk einschalten, das mich dem fortziehenden Bilde nachdreht.“

„Ich sehe den Krampensee, wo das Fließ mündet. Da fährt ein Boot ins Fließ hinein! Ist das nicht Marlenekens goldrotes Köpfschen? Und neben dem Rinde sitzt die Fischerhanne — Gottlieb rudert. Halt! Was ist das?“

„Schalte das Uhrwerk ein!“

Ich tat es, und die Landschaft blieb stehen.

Dort hinter Weidengestrüpp kauert eine Gestalt — eine städtisch gekleidete Frau. Wie sie das nahende Boot erblickt, macht sie eine Bewegung, als wolle sie aufspringen. Aber sie duckt sich, beißt in das Taschentuch wie in einen Knebel und starrt dem Boote nach, bis es in der Biegung des Fließes verschwunden ist. Nun schlägt sie die Hände vors Gesicht und scheint zu schluchzen . . .

Seltsam! Wer ist die Frau? Ich kann ihr Gesicht nicht sehen. Und was hat sie mit Marleneken?

Sollte sich hier vielleicht das Rätsel lösen, das über den Tagebuchblättern schwebt, die ich bei der Fischerhanna las? Ja, so wird es sein! Marlenekens Mutter ist die Verfasserin jener Blätter! Um ihr Kind zu sehen, ist sie hierher gekommen.

Doch warum hält sie sich versteckt? Was hat sie vor?

Auf einmal läuft die Frau zum Ufer des Sees, reißt den Hut vom Kopfe, legt hastig den Mantel ab und steht nun in roter Bluse . . .

Ich zucke zusammen — vor den Augen flimmert es mir. Lähmend starrt in meiner Seele der Gedanke: Die Selbstmörderin! Das ist sie! Das ist ja die Bluse, die Hohenstein im Gesträuche fand! — Ich zittere . . . Minuten verrinnen, folternde Minuten. Endlich raffe ich mich zusammen — ich muß sie sehen, ich muß!

Die Unfelige hat sich entkleidet bis auf Hemd und Unterrock. Im Wasser steht sie — in den Händen einen Stein, von dem ein Strick zum Halse geht. Nun macht sie eine Bewegung, als wolle sie hinstürzen.

„Halt!“ schreie ich und strecke die Hände aus, als könne ich sie fassen.

Sie stutzt. Hat sie den Schrei vernommen? Ein Schauer schüttelt ihre Glieder. Nun aber sinkt sie nach vorn und wendet dabei ein bleiches Antlitz zum Himmel . . .

„Maria!“ gelte es aus meiner Brust. Dann taumelt alles ringsum — das Fernrohr wankt — polternd stürzt alles zusammen. So bist du heute schon ein-

mal hingesunken! schießt es mir durch den Kopf. Und ich höre dumpfes Stöhnen — betaste mit der Hand etwas Hartes, Flaches, Kühles . . . Es ist die Wand — im Bette lieg' ich, Angstschweiß auf der Stirn.

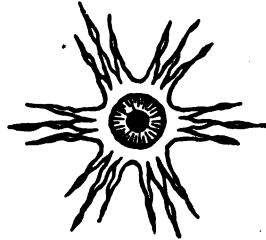
Es war ein Traum!

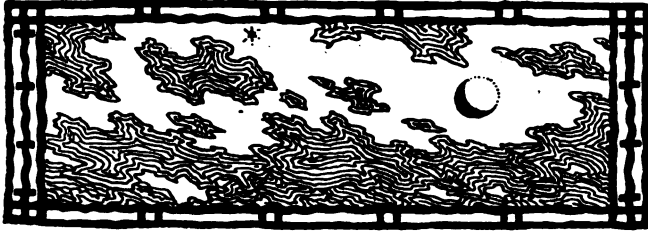
Doch nein! Mehr als Traum — eine Offenbarung, die in den Tiefen meiner Seele aus Daten der Wirklichkeit sich zusammenreimte!

Maria, die Selbstmörderin!

Und nun saust es mir vor den Ohren — den Phonographen hör' ich singen:

„Wenn die Traufe wimmernd tropft,  
Und dein Herz zum Springen klopft,  
Wenn, vom Schluchzen hingerissen,  
Sich dein Antlitz birgt im Rissen, —  
Weißt du, Liebster? Weißt du wohl?“





### Schuldig

Wie sanft nach solcher Nacht die knospenhafte Morgenfrühe, das Dämmerlicht, von dem mein Zimmer traulich sich erfüllt — das schüchterne Zwitschern der Lerche, die schwirren möchte in beruhigte Lüfte. Horch, die Traufe rinnt! In Regen haben sich aufgelöst die Sturmwolken.

Durchs Fenster starr' ich hinaus ins Wolkengrau und auf die üppigen Laubmassen der Linden, um die ein gelbgrauer Schleier von Blüten gebreitet liegt. O milde Sommerfrühe, was war das für eine Schreckensnacht, was für ein Traum!

Aber wars denn bloß ein Traum! Wars nicht vielleicht eine Entdeckung? War in Geistestiefen heimlich eine Erkenntnis gereift und nun jäh hervorgebrochen, wie Lava aus dem Vulkan? Gibt es nicht Problemlösungen, die im Traum erfolgt sind — Offenbarungen einer unterirdischen Logik?

Stella chronica, ein Stern mit einem Spiegel! Das freilich ist keine Entdeckung — ist bloße Traumphantastik! Aber was der Spiegel mir zeigte — wenn das nun Wahrheit wäre? Wenn die Selbstmörderin in der Tat niemand anderes wäre, als Maria?



Sei ruhig, Herz, und prüfe kühl besonnen! Welche Tatsachen, welche logischen Folgerungen können in diesem Traum enthalten sein?

Die Fischerhanne ist die Pflegemutter Marlenekens — und so fragt es sich: Wer ist des Kindes leidliche Mutter? Jenes Weib, dessen Tagebuchfragment ich bei der Fischerhanne fand? Aus den Blättern geht hervor: Die Verfasserin ist Mutter und hat ihr Kind einer Pflegerin übergeben, einer getreuen Fee — so lautet der Ausdruck. Damit kann sehr wohl die Fischerhanne gemeint sein — nach allem, was man hört, muß sie ja ein gütiges Herz haben. Wahrscheinlich ist die Verfasserin tot. Wie käme sonst die Fischerhanne zu den Blättern? Nicht leicht gibt eine Lebende solche Bekenntnisse in fremde Hand.

Marlenekens Mutter ist also tot! Nun ja — wenn auch! Hieraus folgt noch nicht, daß sie identisch ist mit der Selbstmörderin. Oder gibt es auch dafür einen Anhalt? Mein banges Herz gesteht: O freilich! Erinnere dich an die Szene auf dem Friedhof — an die Alte und das Mädchen, die verstohlen das frische Grab am Zaune besuchten. „Ja, ich will dein nicht vergessen“ — sang Marleneken. Es muß wohl so sein! Hab's ja auch längst geahnt — Marlenekens Mutter ist die Selbstmörderin!

Wie aber kommt der Traum dazu, Marias Züge der Selbstmörderin zu leihen? Welche Willkür, welche Ungeheuerlichkeit!

Und doch, und doch: Die Tagebuchblätter bei der Fischerhanne! Die könnten von Maria sein! Die

Handschrift freilich erinnert nicht an Maria — ganz und gar nicht! Maria schrieb kühn und energisch. Diese Handschrift dagegen schien mir weichlich, enthielt auch Fehler der Rechtschreibung, wie sie bei Maria unmöglich waren. Indessen könnten die Blätter ja eine Abschrift sein, ein Auszug aus dem originalen Tagebuche. Ja natürlich! Solche orthographischen Fehler waren der Verfasserin nicht zuzutrauen, deren Stilbildung und schriftstellerisches Können bekundete.

Es kommt also nur darauf an, ob der Inhalt auf Maria hindeutet. Und das tut er! Diesen stolzen, schwärmerischen, heroischen Sinn kenne ich wohl! So fühlte, so dachte Maria. Es paßt auch, daß die Verfasserin Begabung für Gesang und Dichtung hat. Maria sang — es konnte schon sein, daß Marleneken von ihr die Stimme erbte. Maria dichtete und komponierte auch — ist doch das Lied von ihr: „Weißt du, Liebster, weißt du wohl?“

Ich zucke zusammen. Woher dies Erschrecken? O furchtbarer Verdacht! „Weißt du, Liebster, weißt du wohl?“ Habe ich diese Worte nicht in den Blättern der Fischerhanne gelesen? Besinne dich, du Träumerkopf! Zergrübele dich! Du mußt Gewißheit haben! — Wahrhaftig, geschrieben stehen die Worte in meinem Gedächtnis, ich sehe sie auf einmal deutlich in jener Handschrift! Deswegen also kam mir das Lied des Phonographen gleich so bekannt vor! Und war nicht auch vom See im Tagebuch die Rede?

„Wenn im Regenschirm der See  
Wogend raunt, wie alles Weh

Wiegefelig dir entschliefest

In der todesfühlen Tiefe —

Weißt du, Liebster? Weißt du wohl?“

Ich zittere! Diese Unruhe ist nicht zu ertragen. Ich muß Gewißheit haben. Zur Fischerhanne! Ich will aus dem Bette.

Aber da kommt mir ein Zweifel. Das Gesicht der Selbstmörderin starrt mich an. Das ist nicht Maria! Unmöglich, unmöglich kann sie so anders geworden sein! Maria hätte ich wieder erkannt.

Und doch! Wie ist mir denn? Habe ich das Gesicht der Selbstmörderin überhaupt deutlich gesehen? Nur einen Blick warf ich ja hin, dann wandte ich mich ab. Waren schon der Dämmerung halber die Züge wenig zu erkennen, so wurden sie auch noch von Strähnen des aufgelösten Haares teilweise verdeckt. Was ich sah, war mehr die Gestalt. Die aber kam mir bekannt vor, wenn ich auch nicht wußte, wo ich sie schon gesehen haben konnte. Maria besaß diese rührende Harmonie der Glieder. Wohl war sie früher schlanker, schwächtiger. Doch zehn Jahre waren ja verstrichen. Da mochte sie frauenhafter geworden sein.

Zehn Jahre! Was alles mußte in diesem Zeitraum geschehen sein, um Maria dorthin zu bringen, wo ich sie wiederfand — falls sie es wirklich war, die im nassen Segeltuch vor mir lag, während die Wellen über den Sand spülten, als möchten sie ihr Unrecht an die Beute wahren.

Zehn Jahre! Und ich verbrachte diese Zeit verdrossen, im Oden!

„Wenn die unsichtbare Hand  
 Dich aus meinen Armen wand,  
 Und dein Grübeln fragt beklommen,  
 Wie ins Öde du gekommen —  
 Weißt du, Liebster? Weißt du wohl?“

Verzweifelt sinke ich mit dem Gesicht in die Rissen.  
 Vor den Ohren aber klingt es mir:

„Wenn die Traufe wimmernd tropft,  
 Und dein Herz zum Springen klopft,  
 Wenn vom Schluchzen hingerissen,  
 Sich dein Antlitz birgt im Rissen —  
 Weißt du, Liebster? Weißt du wohl?“



Es pochte an der Tür. „Ich bin's! Oswald!“  
 Wirt fuhr ich auf, suchte mich zu fassen und sprang  
 aus dem Bette.

Als ich geöffnet hatte, blickte Oswald besorgt:  
 „Morgen, mein Junge! Wie ist dir?“ Er las die  
 Antwort auf meinem verstörten Gesichte.

„Hörte dich eben sprechen — und da wollt' ich  
 mich erkundigen . . .“

„Sprechen? Habe ich denn gesprochen?“

„Das hast du — und geweint hast du auch, wie  
 mir scheint. Tut mir sehr leid, daß ich gestern so  
 unbesonnen war. Aber wie konnt' ich ahnen . . .?“

„Ja, du ahntest es nicht!“ entgegnete ich dumpf.  
 „Und ich ahnte auch nicht, was ich nun — was ich  
 diese Nacht erfahren habe.“

„Aber was denn? Was ist geschehen? Sprich doch!“

„Maria — hat sich . . .“

„Was denn? So sprich doch! Was hat Maria?“

„Umgebracht — hat sie sich! Ertränkt!“

Entsetzt fuhr Oswald zurück und starrte mich an.  
 Dann raunte er: „Wann denn? Diese Nacht? Woher  
 willst du das wissen?“ Mißtrauisch prüfte er mein  
 Gesicht und faßte meinen Puls. „Geträumt hast du  
 — natürlich — Spoikentiefer!“

„Nein, Oswald! Ich bin bei rechten Sinnen! Diese  
 Nacht hab' ich die Entdeckung gemacht, daß Maria  
 sich umgebracht hat — daß sie identisch ist mit jener  
 Selbstmörderin — weißt du — vor Ostern, kurz  
 nach meiner Heimkehr — im Krampensee — du hast  
 sie ja wohl gesehen?“

Oswald war wie erstarrt und entgegnete heiser:  
 „Gesehen? Ich? Nein! Ich war in Kalkenberg —  
 bin ja auch erst seit April Kreisphysikus. Mein Vor-  
 gänger Jacoby hat die Leiche besichtigt. Und das  
 soll Maria . . .? Woher willst du das wissen?“

„Es ergibt sich aus den Tatsachen.“

„Einbildung!“

„Ich will es dir beweisen, Oswald! Haarscharf . . .“

Indem ich das Wort „haarscharf“ aussprach, stuzte  
 ich. Wie ein zündender Funke fiel es in die Spannkräfte  
 meines Geistes. Ich schlug mich vor die Stirn: „Natür-  
 lich! Das Haar im Medaillon muß Gewißheit geben!“

Ich holte das Medaillon der Selbstmörderin, öffnete das silberne Herzchen und nahm die Locken heraus. Nach einer Pause wehmütiger Betrachtung sagte ich: „Hier, Oswald! Dies goldrote Löckchen — weißt du, von wem das ist? — Von Marleneken!“

Oswald stutzte.

Ich fuhr fort: „Als wir es vor Monaten besahen, meinstest du, meine Mutter habe ähnliches Haar gehabt. Und weißt du, worauf diese Ähnlichkeit beruht? Auf Blutsverwandtschaft. Marleneken ist meiner Mutter Enkelin — ist mein Kind! Marlenekens Mutter aber, die Selbstmörderin, ist niemand anders als Maria. Denn das zweite Löckchen, dies braunblonde, vergleiche es mit meinem Haare! Du siehst keinen Unterschied — natürlich — dies Löckchen ist ja auf meinem Kopfe gewachsen. Eben, als ich sagte, haar-scharf wolle ich beweisen, kam mir wie ein Blitz der Gedanke: Dein eigenes Haar ist das! — Die Ähnlichkeit war mir schon früher aufgefallen — nur wußte ich sie nicht zu deuten. Jetzt ist mir alles klar. Eine Haarlocke von mir kann kaum sonst jemand sich verschafft und bei sich geführt haben, als Maria. Wir liebten uns — waren Mann und Weib. Ich habe sie verlassen. Sie aber trug mein Haar am Busen — und nahm es mit sich — in den Tod!“ Ich brach in Schlußzen aus.

Oswald ergriff meine Hand: „Mein armer Junge! Kopf hoch! Irrst du dich auch nicht? Leute mit gleichfarbigem Haar gibt es doch die Menge.“

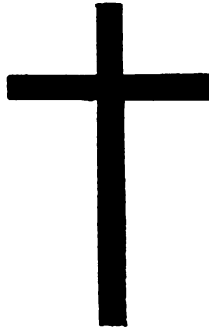
Ich deutete auf das Mikroskop. „Vergleiche das Haar meines Kopfes mit der Locke!“

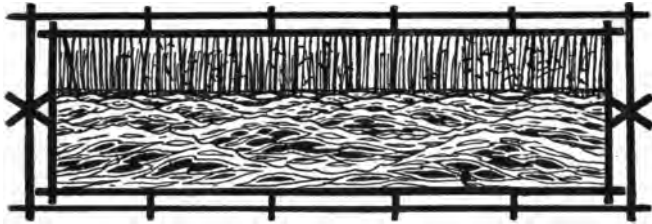
Oswald nahm die Locke und hielt sie an mein Kopfsaar. Schon die Prüfung machte ihn betroffen. Nun zog er aus dem Bäschchen ein einzelnes Haar und legte es behutsam unter das Mikroskop. Auch von meinem Kopfe nahm er ein Haar, tat es unter die Linse und prüfte mit düsterer Sorgfalt.

Einen Moment schien es mir, als helle sich Oswalds Gesicht auf, mich durchzuckte Hoffnung. Dann fühlte ich mein Herz krampfhaft klopfen. Wie einem Angeklagten war mir zumute, wenn der Richter sich erhebt, um sein „Schuldig“ oder „Nichtschuldig“ zu sprechen.

In dieser furchtbaren Minute hörte ich, wie draußen eine Lerche schüchtern trillerte. Es klang wie aus einer fernen, verlorenen Welt der Reinheit.

Da richtete Oswald sich von der Untersuchung auf, und in seinem verstörten Gesichte las ich das Urteil: **Schuldig!**





### Die Fischerhanne

„Selber willst du rudern? Nein, mein Junge! Das erlaube ich nicht! Bedenke doch, dein Herz ist angegriffen. Du darfst dich absolut nicht anstrengen. Der Gärtnerbursche soll rudern. So kommst du auch am schnellsten hin. Hast ja Eile nötig. Sonst triffst du die Fischerhanne vielleicht gar nicht. Sie macht oft Patientenbesuche. Marleneken wird zur Schule sein — in Schleusendorf. Ist auch besser so. Erst mußt du mit der Alten klar werden. Ich würde dich begleiten — lasse dich ungern allein. Aber ich muß zu einer Operation — ganz dringlich. Doch sobald meine Sache erledigt ist, spreche ich bei Wustrow vor. Und wenn du dann noch nicht zurück bist, fahre ich dir ins Motefließ entgegen. Nicht wahr? So machen wir's! Und nun — halte dich gut! Ich kenne die Alte. Diese Beste trotzt jedem Sturme! Nur nicht heftig — wenn du nicht alles verderben willst! Ruhe! Geduld! Richte dich auf eine langwierige Belagerung ein!“ So hatte Oswald gesprochen.

Und nun saß ich im Rahn, den der Gärtnerbursche mit wuchtigen Rucken über den Krampensee ruderte.



Der Regen hatte noch nicht aufgehört; es war ein feines laues Sprühen bei völliger Windstille.

Wie das Ufer, lag in dunstigen Schleier, was mir bevorstand. Es war nicht mehr Marias Schicksal, was mich mit Ungewißheit quälte. Kein Zweifel, sie war jenes Weib, das drüben in den Tod ging. Wie das kam? So oder so! Wird der Verstorbene etwa lebendig, wenn der Arzt feststellt, was den Tod herbeiführte? Übrigens weiß ich ja, wo die Schuld zu suchen ist. In diesem feigen Herzen hier, das damals Maria verließ! Mag drauf die arge Welt das Ihre getan haben, — dies Ihre ist eben auch das Meine! Erkenne dich selbst in deiner Welt!

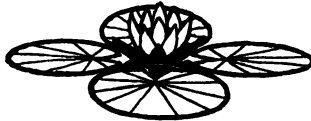
Jetzt ist geschehn das Schreckliche — es bleibt mir nichts übrig, als gut zu machen, was sich noch gut machen läßt. Mein Kind gilt es zu suchen. In ihm lebt ja Maria fort — Marleneken ist ihr Vermächtnis — zum Troste meinem Schmerze, zum Heil! An meine Brust, du liebes Köpfchen — das ich mich ausweine — und dir die Treue gebe, die ich versagte deiner armen Mutter!

Aber die Fischerhanne! Was wird die dazu sagen? Wird sie ihr Pflegekind mir lassen? — Das ist es, was mich foltert mit heißem Bangen, und was mein Grübeln treibt und abhegt, Rat zu schaffen. Wie soll ich der Fischerhanne gegenüberreten? Nur nicht heftig! meint Oswald. Diese Beste trotzt jedem Sturme! Wie soll ich mich verhalten? Ich kenne die Frau aus eigener Beobachtung nicht.

Soll ich vielleicht noch schweigen von dem, was ich

weiß? Soll ich als Kundschafter kommen? „Richte dich auf eine langwierige Belagerung ein“ — meinte Oswald. Aber diese Ungeduld — läßt die sich bezähmen? — Nein! entgegnet mein Herz, das ungestüm jetzt pocht, da schon das schilfige Wotefließ naht.

Höchste Zeit, daß ich zum Entschluß gelange! „Ruhe!“ sagt Oswald. Ich ringe danach — spreche streng zu mir: Du verdirbst alles, wenn du dich nicht sammelst . . .



Eben - bog der Rahn vom See ins Wotefließ. Scheu blickte ich zum Schilf der Landspitze. Hier hatte Maria den Tod gesucht. Ich glaubte sie zu sehen, wie der Traum dieser furchtbaren Nacht sie mir gezeigt hatte. Mit emporgewandtem bleichen Antlitz sank sie vornüber in die Flut . . . Ich schloß die Augen und stöhnte dumpf . . .

Ich fuhr ich zusammen. Mit klatschendem Flügel- schlage flüchteten Enten ins Uferschilf.

Ich atmete tief. Dies Lebendige wirkte erfrischend, ich fühlte mich freier. Nun achtete ich auf die Umgebung, sah die gelben Seerosen zwischen den breiten, glänzenden Blättern und hörte das Schäkern der Rohrspazzen. Dann kam die Erlengasse. Und nun erschien bei der alten Weide mit den Hängezweigen das Haus der Fischerhanne.

Da stand mein Entschluß fest: Klügle nicht! Gib

dich, wie es dein bestes Selbst, dein Dämon, dein höchstes Schicksal fügt.

Die ich suchte, — dort stand sie, am Landungsstege; auf ihren Stoc gestützt, blickte sie ernst und starr mir entgegen. Oswald hatte recht, eine Beste war's.

Der Gärtnerbursche legte an. Ich trat auf den Steg: „Guten Morgen, Frau Wote!“

„Guten Morgen, Herr!“

„Kann ich sie sprechen, Frau Wote?“

Ihr lichtblaues Auge sah mich groß und durchdringend an, während die Lippen sich streng zusammenkniffen. Die Züge dieses Gesichtes waren geheimnisvoll gefurcht und fest wie der Stamm einer alten Eiche. Doch eine Trauer lag darübergebreitet. Die Alte nickte ergeben, wies einladend mit der Hand nach dem Hause und murmelte: „Mit Gott!“

Wir gingen hinein. Alles wie damals. Der Kanarienvogel, der lederne Lehnstuhl am Fenster, davor auf dem Sims die Bibel. Sie lag aufgeschlagen, die Brille daneben. Die Alte bot mir den Lehnstuhl an. Ich nahm Platz, sie setzte sich mir gegenüber und sah mich erwartungsvoll an.

„Sie wissen, wer ich bin, Frau Wote?“

„Sie sind der neue Herr vom Krampendorfer Schloß“, entgegnete sie trocken, fast hart. Dann setzte sie hinzu: „Und in dem Lederstuhl da — haben Sie schon mal gegessen.“

„Ja, Frau Wote!“ sagte ich unsicher. „Das habe ich! Sie waren nicht zu Hause. Hier habe ich das Gewitter abgewartet.“

„Na, Sie hatten ja die allerbeste Gesellschaft.“ Damit deutete sie auf die Bibel und sah mich groß an. Mußte sie — ?

Ein Seufzer entrang sich meiner Brust; dumpf erwiderte ich: „Ja, Gesellschaft! Ich fand eine sehr traurige Gesellschaft!“

Düster schwieg die Alte.

„Sie verstehen mich, Frau Wote? Sie wissen, was ich meine?“

Tonlos kam die Antwort: „Ich dachte mir's!“

„Und Sie denken sich auch, warum ich jetzt hier bin?“

Angstvoll, doch wehrhaft starrte sie mich an. Ich hielt den Blick nicht aus. Jetzt, fühlte ich, muß das entscheidende Wort gesprochen werden!

Und ich sprach es: „Ich bin — Marlenefens Vater!“

Mit einem Ruck fuhr die Alte empor — ihr Auge flammte — sie stampfte mit dem Krückstock auf die Diele und stieß mit bebender Stimme, schwer und zögernd Worte der Fassungslosigkeit hervor: „Wadder? — — Marlenefens Wadder? — — Oho! — Wien is dat Kind! — — Un mien bliewt dat Kind!“ Dann sank sie erschöpft auf ihren Stuhl, ließ den Stock fallen und griff sich gramvoll an die Schläfen.

Wie gelähmt saß ich — meine Hände krampften sich zusammen. Beide waren wir gebrochen. Die Alte jammerte still vor sich hin.

Mich faßte wieder die heiße Ungeduld. Ich mußte auf der Stelle alles entscheiden, mußte vor allem die volle Gewißheit haben, ob hier auch jeder Irrtum ausgeschlossen sei, ob ich auch wirklich...

Ich rang nach Worten. „Frau Wote — nicht wahr? Es ist doch so? Sagen Sie mir alles!“

Düster blickte sie auf. „Was?“

„Frau Wote! Nicht wahr? Ich bin...? Marlenekens Mutter heißt doch — Maria Valerius?“

Die Alte nickte feierlich.

Ich atmete tief. „So bin ich Marlenekens Vater.“

„Mag sein!“ entgegnete sie eifrig.

„Wie? Könnte es denn anders sein? Könnte ein anderer —? Hat Maria nichts gesagt?“

„Sie hat den Vater nie genannt. Aber — ich glaube schon — Sie mögen es sein — waren ja damals im Schloß, als das arme Mädchen beim Verwalter zum Besuch war. Und ein paar Monate hinterher — kam sie zu mir... Ja, ja! Es wird schon stimmen!“

„Zu Ihnen kam Maria? Damals schon? Was wollte sie? Was geschah? Frau Wote! Ich weiß ja nichts, gar nichts! Nur daß Maria auf einmal fort war. Sprechen Sie doch! Ich muß alles wissen! Ich habe Maria ja — geliebt! Bedenken Sie doch!“

„Geliebt? Ah! Wenn so ein junger Herr seine Arme um ein Mädchen schlingt, — das soll dann Liebe sein? O Herr! Warum kam das arme Fräulein so verzweifelt zu mir? Warum, Herr?“

„Ich weiß nicht — weiß ja gar nichts!“

Bitter entgegnete sie: „So, so! Sie wissen gar nichts! Und doch wollen Sie geliebt haben? Sagen Sie mir, Herr, wie kommt es denn, daß Sie gar nichts wissen von alle dem?“

„Maria schrieb mir nie . . .“

„Ja, aber warum? Warum schrieb sie nie? Ich will's Ihnen sagen: Weil sie nicht glaubte an Ihre Liebe! Sehen Sie, Herr, den Glauben haben Sie ihr nicht geben können! Und weil sie nicht glaubte, drum schrieb sie nicht, drum hatte sie kein Vertrauen, drum verschloß sie sich in ihrem Stolz. Sehen Sie nun?“

Ich schwieg — vermochte nicht zu widersprechen. Die Alte aber fuhr fort: „Und da kam das arme Fräulein zur Fischerhanne. Sie kannte mich nicht — verkannte mich gänzlich. Wer weiß, was die argen Zungen von mir geizelt hatten. Nun, ich verzeihe ihr das böse Zutrauen, das sie zu mir führte. Und Gott wird ihr das übrige verzeihen.“

„Was für ein böses Zutrauen? Was wollte Maria damals von Ihnen? Sprechen Sie deutlich, Frau Wote!“

„Was sie von mir wollte? Wissen wollte sie, ob sie ein Kind unter dem Herzen trage. Und als sie wußte, daß es so sei, brachte sie ein Ansinnen vor, das die Angst ihr eingegeben hatte . . . Gott sei der Armen gnädig in Ewigkeit — wie er damals gnädig war — wie er damals sie bewahrte vor der Sünde. Mit dem heiligen Buche dort stand er mir bei, daß ich die Verzweifelte aufrichten und von dem Vorhaben abbringen konnte. Sie gedachte es böse zu machen — Gott aber machte es gut. Er führte die Verirrte auf den rechten Weg — damals wenigstens. Und mich segnete Gott, mir gab er das Kind. Wäre es mir nicht gelungen, die arme Seele von ihrem Plane ab-

zubringen, so gäbe es jetzt kein Marleneken! Verstehen Sie mich jetzt, Herr? Ja, ja, so ist es! Ich habe damals der Mutter gesagt: Laß es leben! Und wenn du Furcht hast vor der Welt, gib es mir! Ich will es halten, als wär's mein Fleisch und Blut! — Da weinte sie — und bereute — und versprach. Und als das Kind geboren war, brachte sie es her. Sehen Sie, Herr! So ist Marleneken mein geworden. Ich habe sie gepflegt und aufgezogen — bin seine Herzensmutter — und sie ist meinen alten Tagen der lieblichste Sonnenschein. Und jetzt auf einmal — jetzt kommen Sie und sagen: Ich bin der Vater! Die Fischerhanne hat gesät, und Sie wollen ernten, wollen gar die Saat ausreißen aus meinem Feld? Aee, Herr! Mien is dat Kind — un mien bIEWt dat Kind!“

Da konnte ich nicht länger an mich halten — es schüttelte mich — in Schluchzen brach all mein reuevolles Leid hervor.

Ruhiger geworden, wandte ich mich wieder zur Fischerhanne. Sie starrte mit geröteten Augen vor sich hin.

„Sagen Sie mir noch eins, Frau Wote! Warum ist Marie in den Tod gegangen?“

„Haben Sie nicht gelesen, was sie geschrieben hat? Die Blätter, die Sie in der Heiligen Schrift fanden, sagten doch . . .“

„Ja, die habe ich gelesen. Aber die berichten nichts über das, was sie in den Tod trieb.“

„Weiter weiß auch ich nichts! Aber was braucht man denn noch weiter? Die Stadt hat sie zu Grunde

gerichtet — an Seele und an Leib — und da schämte sie sich — vor ihrem Kinde — da verwarf sie sich selber — und versteckte sich — kroch unter den Mantel des Todes . . . Ach wäre sie doch bei mir geblieben! Ich bot es ihr an. Doch ihre feinen Hände — die waren ihr lieber als ihr Heil!“

„Und nichts Näheres hat sie Ihnen mitgeteilt, Frau Wote? Hat sie denn nicht Abschied genommen von ihrem Kinde?“

„Nur von fern — und ganz heimlich. Ich und Marleneken ließen uns von unserem Gottlieb nach Schlüßendörr rudern. Hatten keine Ahnung, daß wir belauscht und beobachtet wurden. Aber später meinte Gottlieb — er ist etwas schwach im Kopfe — es sei ihm damals gewesen, als habe Tante Marie hinter dem Rohr gelauert. Und er bezeichnete eine Stelle nicht weit von der Gegend, wo die Leiche gefunden wurde.“

„Und woher haben Sie Marias Tagebuchblätter?“

„Von Alara! Es ist dieselbe, von der in den Blättern die Rede ist. Alara also teilte mir in kurzen Worten mit, Maria habe ihr geschrieben, sie gehe in den Tod. Auch habe Maria einige Blätter beigelegt, die offenbar aus einem Tagebuche herausgerissen seien. Weiter wisse sie nichts. Da sie nun aber vermute, ich selber wisse Näheres, so bitte sie mich, ihr zu schreiben. Ich schrieb nun, was ich wußte — und bat um die Tagebuchblätter. Erhielt hierauf die Abschrift — und die kennen Sie ja, Herr . . . Ach ja, ach ja! So ist es gekommen! Aus der Hölle ist es



gekommen, zu der die arme verblendete Maria gehalten hat. Aus der Hölle, die sich die Menschen selber bereiten. Ein angesehenener Herr, eine gepuzte Dame sein — von feinen Standesfachen schwätzen — das darbende Volk schinden — schwelgen, sich brüsten, Geld scharren bis zum Grabe — und meinen, hinterher sei alles aus — das nennen diese Leute Bildung — das ist ihr Himmel — einen höheren ahnen sie nicht. Die alte Fischerhanne aber weiß, eine Hölle ist das. Und wer es gut meint mit einer Seele, muß alles tun, um sie fern zu halten. Sehen Sie, Herr, mein Marleneken soll davor bewahrt werden. Das gehört zu meinem Beruf, den Gott in mir erweckt hat. Und nun auf einmal treten Sie mir in die Quere — und sind ein feiner Herr, der gewiß auch in der Hölle das Glück sucht — und wollen mir das Kind rauben — ja rauben . . .“

„Nein, nein, Frau Wote! Sie verkennen mich! Sie wissen nicht, wer ich bin! Und rauben — nein, das liegt mir fern! Ihnen am allerwenigsten möcht ich ein Leid antun. Mein Herz ist ja voll Dank und Verehrung für Sie — ich verstehe das Wort meiner armen Marie von der treuen Fee . . . Was ich will, ist ja auch nur . . . Frau Wote! Das Kind soll Ihnen bleiben. Aber — ich bin der Vater! Bringen Sie es fertig, und hat Ihr Gott Ihnen erlaubt, mich ganz bei Seite zu stoßen? Vom Rauben sprechen Sie? Ich bin kein Räuber! Aber Sie frage ich: Wollen Sie mich berauben? Wollen Sie dem Vater das leibliche Kind nehmen — daß er ihm nicht

näher treten — sein sehnsüchtiges Herz ihm nicht schenken darf? Frau Wote!“ Und ich legte meine Hand bittend auf ihre welke.

Sie begegnete meinem Blicke fest, doch milde. Es zuckte um ihren Mund — sie schüttelte den Kopf — ihre Augen füllten sich mit Tränen — Worte fand sie nicht.

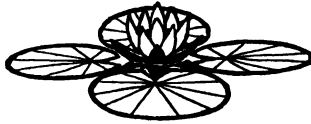
Wie ich das sah, begann es in meiner Brust leise zu zwitschern — eine schüchterne Verhe der Hoffnung. Und eifrig fuhr ich fort: „Verstehen Sie mich doch! Ich möchte ja nur gut machen — Marlenekens Rechte anerkennen — und ihr Beschützer sein. Sie soll haben, was ich habe . . . Werden Sie nicht unwillig, Frau Wote! Gewiß, ich sehe, was Sie getan haben — und was sie noch tun können. Aber Sie sind alt — Sie könnten zu bald abberufen werden — und wer soll dann Pfleger sein? Ich — der Vater! Daran müssen wir denken. Ich bitte Sie, Frau Wote! Nicht geraubt soll Marleneken Ihnen werden. Aber lassen Sie mich Anteil nehmen! Ziehen Sie mit Marleneken ins Schloß! Sie sollen mir ehrwürdig sein wie meine eigene Mutter. Und das Kind will ich erziehen — wie . . .“

Drohend hob die Alte die Hand, wieder finster lag es auf ihren Zügen, und hart stieß sie hervor: „Erziehen? Sie? Nein! Was Sie da erziehen nennen, ist schlimme Saat. Ein Schloßfräulein wollen Sie aus meinem Kinde machen, ein Stadtfräulein! O Gott bewahre! Mit meinem Willen niemals! Ich weiß Bescheid — kenne die Stadt — war auch mal drin —

und mein junges Blut wäre bald verdorben. In der Stadt brennt am heißesten die Hölle. Da möchten sie alle genießen — aber nicht arbeiten! Andere Leute für sich ausnutzen, ja das paßt ihnen — und dabei treten sie Gottes Ebenbild in den Dreck. Herr! Denken Sie an Marlenekens unselige Mutter! Gehen ihnen noch immer nicht die Augen auf? In der Stadt fing es bei Maria an. Da holte ihr wildes, eitles Herz sich seine Götzen. Dann kam sie auf das Schloß — was da geschah, wissen Sie. Und Sie wissen auch, wie's zu Ende ging, und wer die arme Törrin zu Grunde gerichtet hat. Die Stadt! Sie haben die Bekenntnisse gelesen, die davon berichten. Und nun, Herr, verlangen Sie von mir, ich soll das Kind — das mir anvertraut und mein Liebstes ist — ich soll es für Ihre Art Bildung hingeben und seine Seele verhungern lassen? Wenn Sie das wollen, Herr, sind Sie doch ein Räuber! — Ich weiß wohl, das Wotefließ ist eine Wildnis, und die Fischerhanne auch so ein rauhes, einsames, sonderbares Wesen. Aber das Wotefließ ist unsere Heimat — und die Fischerhanne Marlenekens treues Mutterken. Und mag das Brot, das wir essen, hart und trocken schmecken — ich hab's erfahren: wo's still und einfach ist, und wo man arbeiten muß, da geht das Heil am besten auf, Gottes Heil! Und für Gottes Heil soll Marleneken erzogen werden — so lange ich lebe, und so lange das Kind zu seinem Mutterken hält. Und das wird es! Sehen Sie zu, Herr, ob Sie Marlenekens Herz gewinnen! Ich will den Vater nicht hindern, sein Kind

zu besuchen. Gut! Wenn ich aber — wenn ich merke, daß Sie Unheil in sein Herz säen — hüten Sie sich, Herr! Wir wollen sehen, wer das letzte Wort behält bei Marleneken. Wenn sie reif ist, mag sie entscheiden, ob ein Stadtfräulein aus ihr werden soll. Ich baue auf meinen Heiland. Alle Abend will ich mit Marleneken beten, was er uns gelehrt hat: Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel! Und nun, Herr, lassen Sie mich allein mit dem, der hier innen zu mir sprechen soll. Jetzt höre ich seine Stimme nur verworren — alles um mich herum tost ja . . . O mein Kopf, mein Herz! Gehen Sie, Herr! Ich kann einstweilen nichts weiter sagen. Gehen Sie — mit Gott!“

Sie hob ihre Hand feierlich und gebietend — fest sah sie mir in die Augen — und die fromme Ergebung, die daraus sprach, teilte sich meinem Fühlen mit. Ich stand auf, ergriff ihre Hand und drückte sie mit stummer Bitte. Dann ging ich.



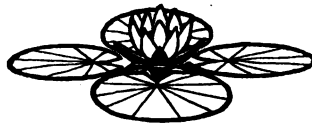
Und wieder ruckten dumpf die Ruder, und das Wasser spritzte an die Steuerflanken — wieder schoß mein Kahn durch Seerosen, Erlen beugten sich herüber, das Rohr flüsterte, die Rohrspähen schäkerten. Der Regen hatte aufgehört.

Als ich einen Blick zurücltat, stand die Fischerhanne am Ufer, in derselben Haltung wie bei meiner Ankunft.

Hatte ich nun die Beste erobert?

Sie hatte sich aufgetan, stolz und sicher, hatte meinen Eintritt geduldet, und nun — war ich entlassen und zog demütig wieder ab. Und doch, nicht missen mochte ich diese Demut — etwas wie Befreiung, Heil lag darin. Es kam mir vor, als müsse die Niederlage, die diese starke Frau über mich verhängt hatte, ein Segen sein.

Ja, ein Segen! So war ich still und zufrieden. Konnte der Ausgang denn überhaupt günstiger sein? Gesiegt hatte die Fischerhanne freilich — doch zu meinem Besten. Den Weg hatte sie mir gewiesen, den einzigen Weg zum Herzen meines Kindes. Ich blinder Tor, daß ich den Weiser nötig hatte, daß ich nicht selber wußte, was doch so natürlich war! Marlenekens kannte mich ja gar nicht! Und wenn nun der fremde Mann heftig und gewaltsam vorginge, würde er das Kind vollends scheu machen. Vater? Ein leeres Wort! Nur durch Geduld und Liebe konnte ich Marlenekens Vater werden.



## Die Rettung

Nun tat sich das Fließ auf — nun flimmerte der Krampensee, drauf plötzlich Sonnenschein aus zerstreuten Wolken herniederflutete.

Doch wie ein Schlag traf es mein Herz, als jetzt der Rahn das Schilf der Landzunge streifte, wo Maria in den Tod gegangen war.

Da stiegen Lerchen jubelnd gen Himmel, und wie Tau sank es hernieder auf meine schwüle Angst. Ich dachte an den Trost, der mir noch werden sollte. Und vor mir woben sich zarte, flatternde Farben. Ein Gesicht blickte mich an — wehmütig, doch hold. Maria! Ja, sie war's! Und nicht die verzweifelte Selbstmörderin — das schwärmerische Mädchen war's, aus dessen Augen zärtliche Hingabe lächelt — Maria, mein Weib, mein einzig geliebtes!

Sie winkte geheimnisvoll, als wolle sie sagen: „Still! Horch!“ Mitten auf den See war der Rahn gelangt — hinüber zum andern Ufer lauschte Maria . . .

Dort lag die Sägemühle. Gedämpft kam herüber das Zischen der Säge und des Mühlrads Rauschen. Dazwischen aber sang ein Kindermund . . . Süßer Schreck durchzuckte mich. Das war Marleneken — mein Kind!

Nun sah ich sie auch, sah das goldige Köpfchen. Sie saß dicht am See auf einem der Baumstämme, die dort gelandet waren. Den Schulranzen hatte sie vor sich auf den Schoß gelegt — in einem Buche blätterte sie, während sie vor sich hin sang.

Näher schoß der Rahn — deutlicher wurde der Ge-

sang. In mir jubelte ein Glück, wie ich es nie zuvor empfunden hatte. Die Arme wollten sich breiten nach dem Kinde. Und abermals sah ich Maria — ihr Gesicht strahlte, lächelnd nickte und raunte sie mir zu: „Unser Kind! Meins und deins!“

Deutlich vernahm ich nun, was Marleneken sang. Es war jene Volksweise, die ich schon einmal von ihr gehört hatte — auf dem Friedhofe, am frischen Grabe Marias. Zuerst kamen Worte, die sie damals nicht gesungen hatte:

„Weiß nicht, ob auf dieser Erden,  
Die so herben Zammers voll,  
Nach viel Trübsal und Beschwerten  
Ich dich wiedersehen soll.  
Was für Wellen, was für Flammen  
Schlagen über mir zusammen!  
Ach wie groß ist meine Not —  
Ach wie groß ist meine Not!“

Marleneken war in das Lied so vertieft, daß sie gar nicht vom Buche auffah.

So sang sie weiter:

„Ja, ich will dein nicht vergessen,  
Enden nie die Liebe mein.  
Sollt ich etwa unterdessen  
Auf dem Lodbett schlafen ein,  
Still und ruhig will ich liegen,  
Wie das Kindlein in der Wiegen,  
Das die Lieb' tut wiegen ein —  
Das die Lieb' tut wiegen ein.“

Jetzt bemerkte Marleneken den nahenden Kahn, schob das Buch in den Ranzen, schwang ihn auf den Rücken und ging zur Mühle.

Gleich darauf ließ mein Ruderer den Kahn auf den Sand laufen. Ich sprang hinaus und folgte hastig dem Kinde. Mir war, es müsse sofort alles erraten, wenn ich meine Arme ausbreiten würde — müsse jubelnd sich hineinwerfen und mich herzen: „Vater, mein lieber Vater!“

Aber da stand Marleneken, gleichgültig mir den Rücken gewandt. Beim Mühlrade stand sie, neben einem blühenden Hollunderbusch — sah zu, wie das Wasser das hölzerne Gerinne entlang und dann schräg niederschloß, — wie es schäumend und brausend die Schaufeln packte — und wie das Rad sich wälzte. Dazu zischte die Säge und schnitt den Kiefernstamm.

Auf einmal wandte das Kind den Kopf, es merkte, daß jemand kam.

„Marleneken!“ rief ich und streckte die Arme aus.

Sie erschrak, als sie mich erblickte, und sah umher, als wolle sie ent schlüpfen. Dann rannte sie längs des Gerinnes zu einem Brette, das einen Steg über das hinschießende Wasser bildete. Hastig wollte sie hinüber. Schon hatte sie ein paar Schritte darauf gemacht — da glitt sie auf dem Holze aus, das vom Regen schlüpfrig war. Einen Moment strebte sie mit geschwungenen Armen, das verlorene Gleichgewicht wieder zu erlangen — dann stürzte sie in das aufspritzende Wasser — suchte vergebens das Brett zu erfassen und — wurde fortgerissen — dem Rade zu.



Beim Rade stand ich — zunächst wie gelähmt vom Schrecken. Dann durchzuckte mich der Voratz: Rette, rette!

Schon hatte das hinschießende Wasser das Kind bis vor meine Füße getrieben. Da faßte ich mit der Linken einen Zweig des Hollunderbusches, sprang ins Gerinne und griff mit der Rechten nach dem Kinde, dessen Arm ich glücklich packte. Grimmig schoß das Wasser an mir empor — ich glitt auf dem schleimigen Holzboden aus — fühlte, wie mir die Füße unter dem Leibe fortgerissen wurden, und wie das Wasser meine Brust umspülte. Doch fest hielt ich mich am Zweige — zog behutsam das Kind heran und — schleuderte es mit einem Rucke ans Ufer.

In demselben Augenblicke knickte der Zweig. Aber schwachen Halt gab er mir noch. Nur daß er jeden Augenblick reißen konnte. Wie ein lechzendes Ungeheuer glockte das Mühlrad seiner Beute entgegen — und in mir sprach etwas: „Jetzt ist es aus mit dir — jetzt kommt der Tod!“

„Nicht aus, Merlin!“ meinte auf einmal eine andere Stimme. Es war der Wacholderbaum, der am Ufer stand, ein feierlicher Tröster.

Er deutete auf eine Staude Löwenzahn. Es war dieselbe Blume, deren Üppigkeit ich jüngst bewundert hatte, als ich hier am Ufer saß und dem Rätsselflusse Eigenwesen nachsann. Jetzt war die Blume völlig verblüht — auf langen Stengeln hoben sich noch einige flaumige Samentugeln, hoheitsvoll wie Kronen, schön wie der Strahlentierchen Kunstgebilde.

„Das bist du, Merlin! Erkenne dich selbst!“ rief Juniperus. „Der nächste Wind zerbläst diese graue Strahlenkugel. Und so zerstäubst du ebenfalls. Doch wenn sich auch der alte Reigen löst, was tut's? Das Eigenwesen bleibt! Es webt in den Samenkörnchen, die im Winde befiedert dahintreiben. In jedem Körnchen lebt die Blume weiter. Und in jeder Lat erhält sich Merlin. Mögen sie sich zerstreuen, zusammen gehören sie doch noch wie vor. Sie bilden eine neue Reigenform des unvergänglichen Merlin — seinen Latenleib! Wohlan denn, erfahre ihn! Glück auf zum neuen Leben!“

Meine Hand wurde berührt. Es war Marleneken. Gerettet kniete sie am Ufer — ihre Kleider triefen — entsetzt starrte sie mich an und suchte mir beizustehen. Einen Moment hielt ich ihr Händchen — dann ließ ich es los, da ich befürchtete, das Kind mitzureißen.

„Marleneken soll leben — ich will dafür sterben!“ rief es in mir — und einen Liebesblick tat ich in meines Kindes Auge.

Dies alles spielte sich mit Blitzeschnelle ab — mir aber kam es zögernd vor, fast glaubte ich, Zeit genug zu haben, mein ganzes Leben zu überschauen und nachzusinnen über geheimnisvolle Fragen. Alle Furcht war von mir gewichen, nun Marleneken außer Gefahr war. Ich kam mir vor, wie einer, der aus der Heimat fahren will zu gelobten Wunderlanden, der wohlgeordnet sein Haus zurückläßt, mit der Zuversicht, seine Lieben einst glücklich wiederzusehen — und der jetzt aus dem abfahrenden Zuge grüßend winkt — Ade!

Ja, ich fuhr ab — der Zweig riß, und ich stürzte, von Gischt umspült — fühlte, wie meine Füße aufstießen — wie den Kopf ein dumpfer Schlag traf — und dann . . .



Jammernde Stimmen — Gestalten neigten sich über mich — eine Kinderstimme weinte . . .

„Bruno!“ rief jemand schmerzlich . . . War das nicht Oswald?

Nun schwebte ich — man trug mich. Schwindelgefühl — mir wurde übel — die ganze Welt ein grausiges Mühlenrad.

Dann war ich auf einmal Jesus auf der Schädelstätte. Sie legten mich auf ein Brett — Nägel trieben sie durch Hände und Füße. Die Wunden brannten — ich glühte im Fieber — die vertrockneten Lippen stammelten: „Mich dürstet!“

Da rann es kühl in meinen Mund, und Lindenduft umwehte mich — sanft war ich gebettet. Ich besann mich und — tat die Augen auf.

Wo bin ich denn? Ist das nicht meine Kammer? Im Bette lieg ich, und draußen ist es Nacht. Zum offenen Fenster herein duftet der blühende Lindenbaum. Ich möchte mich aufrichten — kann aber nicht. Was ist mir denn geschehen? — Ach ja, ich weiß: Sterben soll ich!

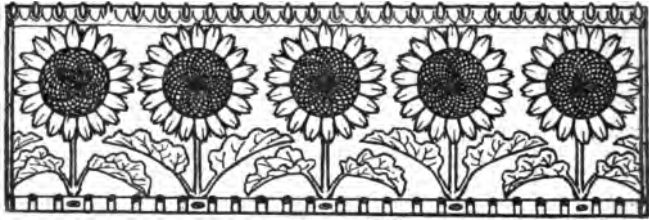
Sterben also! Ich bin am Ziel!

Wie kam das nur so unerwartet! Ich währte, nun solle das Leben erst recht anfangen, ein neues Leben — und da reißt es auf einmal ab!

Hätte gern noch ein Weilschen geatmet! Bin ja noch jung! Habe so wenig erst genossen — so wenig! — Ach, muß es denn sein? Muß es? . . .

Ich glaube, hinter mir steht ein Mann in brauner Kutte — er starrt nach mir mit leeren Augenhöhlen — winkt mit knöchernem Finger — und nickt . . . O!





### Selig sterben

Wie drückend schwül der Sterbepfuhl!  
Es muß geschieden sein . . .  
O Sommernacht, was flüsterst  
Du lockend süß herein?  
Ihr Düfte blühender Linden,  
Wie muß ich bitter empfinden,  
Was ich verfäumt!

Weh mir! Auf meiner Wiese  
Viel tausend Blumen lohten,  
Die alle heimlich schmachtend mir  
Den Kelch der Liebe boten.  
Ich hab ihn nicht genossen!  
Ich wähnte, streng verschlossen  
Sei jeder Kelch.

Und in mir glomm es jugendstark;  
Hätt' ich vertraut der Glut,  
Die Sterne konnt' ich kelttern  
Und zechen ihr heilig Blut.  
Doch zwischen öden Wänden  
Hielt ich in darbenden Händen  
Das bleiche Haupt.

Ich wühlte tief nach einem Schatz.  
Da tappte meine Hacke  
Vorbei an Goldes Adern  
Und biß sich fest in Schlacke.  
Am Ende bin ich worden  
Vom Eremitenorden  
Ein trüber Gast.

O Sehnsucht, die in junger Brust  
Ich Tor ließ ungestillt,  
Wie loderst du im siedhen  
Geblüte nun so wild!  
Wohlan, du magst im Sterben  
Um Liebeslust noch werben  
Mit heißem Ruß.

Hinaus zum Garten! Schüchtern lockt  
Der Haubenlerche Schlag.  
Mit rosa Knospen tastet  
Aus Wolkengrau der Tag.  
Ein Wollustschauer wittert  
Um Busch und Baum — und zittert  
Durch meinen Leib.

Und feierlich vom Leibe  
Streif' ich das düstre Kleid.  
O kühles Bett im Blumentlee,  
Wo Perlentau mich weicht!  
Voll Inbrunst beug' ich Rosen  
Vom Hag herab zum Rosen  
An mein Gesicht.

Horch, Harfenjubil! Strahlend wallt  
Die Sonnenkönigin  
Zum Blumenbeet — und neigt sich  
Umarmend zu mir hin.  
An ihren Busen flutet  
Mein Sehnen und verblutet  
Im Hochzeitskuß . . .

Ja sauge meinen Odem  
In deinen Flammenschwall!  
Laß mich, ein Tropfen Sonnenblut,  
Wild pulsen durch das All!  
Heil mir! In alle Wonnen  
Verfümter Jugendbronnen  
Mein Schwelgen taucht.





Neuntes Buch  
Verklärung





## Rosen

O Wundenflamme, heiße Rot,  
Die zehrend aus dem Leibe loht!  
Was ist mir denn geschehen?  
Ich liege matt zum Tod!

Ach wohl! Ein Ungetüm — das riß  
Vom Herzen mir mein Töchterlein.  
Da griff ich in den Rachen  
Und fühlte grimmen Biß.

Nun lieg' ich krank . . . Ein bleicher Mann  
Steht vor mir — wie ein frommes Kreuz.  
Er weist mir seine Wunden  
Und lächelt mild mich an.

Und eia, wie fein Purpurblut  
Auf einmal wunderlieblich blüht!  
An Händen und an Füßen  
Ist lauter Rosenglut.

Auch meine Wunden — Benzgefühl!  
Wie Zauchzen spricht es draus empor,  
Gewölbt zur Rosenlaube  
Ob meinem Sterbepfuhl.

Und in der Laube rosenrot,  
Da sitzt mein Engelskind und singt:  
„O Lebenskrone Liebe,  
Getreu bis in den Tod!“

Du mein gerettet Lächerlein!  
Nun darf ich erst dein Eigen sein!  
Mein Leiden ward zur Wiege —  
Und selig schlaf ich ein.





### Das Schmerzenlager

„Guten Morgen, mein alter guter Junge!“ Oswald beugte sich über mich, freudestrahlend. „Na siehst du, wir haben dich doch noch mal rausgerissen.“ Er nahm meine Hand und fühlte den Puls. „Ganz brav! Fast fieberfrei. Und der Kopf ist auch wieder klar, nicht?“

„Danke — mein lieber Oswald! Ja, du bist es, dein treues Gesicht! Aber besinnen — kann ich mich gar nicht.“

„Laß nur! Wird schon kommen! Streng dich jetzt nicht an! Nicht denken!“

Ich mußte lächeln. „Wird sich schwer — vermeiden lassen.“

„Bravo! Ein gutes Zeichen! Der geistige Appetit stellt sich ein.“

„Wie war's doch nur? Ich bin ja wohl — bin ich nicht ins Mühlrad —? Ja gewiß! Ach Oswald — und Marleneken —? Sprich! Was ist mit ihr?“ Ich richtete mich hastig auf.

„Ruhig, Junge! Nicht aufregen! Marleneken ist frisch und munter — hast sie ja gerettet!“

Gerettet! Mein Kind! Seufzend sank ich ins

Riffen zurück, schloß die Augen und gab mich einer süßen Mattigkeit hin.

Gedämpft klang Oswalds Stimme: „Ruhig! Schlaf noch ein Weilchen! Ruht Kräfte sammeln!“

Wie aus weiter Ferne hörte ich ihn nochmals sagen: „Ruhig! Schlaf — schlaf!“



Meine Hand wurde gestreichelt. Ich war noch schlafbefangen und sank wieder ins Reich der wunderlichen Erlebnisse.

Dann fühlte ich aufs neue die Liebkosung und besann mich. Oswald?

Mühsam öffnete ich die Augen zu mattem Zwinkern. Ein Kindergesicht — rotbackig — goldhaarig — Marleneken!

Ich blieb still — wollte das Glück nicht scheuchen. Noch hatte Marleneken nicht bemerkt, daß ich wach war.

Verstohlen blinzelte ich. Das Kind kniete am Bette und streichelte meine Hand. Ernst blickten die Augen nieder unter langen Goldwimpern. Fein das Profil — klar die Stirn — die Wangen frisch wie Pfirsich — von der Sonne gebräunt. Was hatte ich für ein hübsches Kind!

Plötzlich sah mir Marleneken ins Gesicht — ich erschrak. Nun, meinte ich, werde sie scheuen — aber ein liebliches Lächeln flog mir entgegen! „Mutterken — er kiest mich an!“

Nun erhob sich jemand im Zimmer — die Fischerhanne. Mit Spannung blickte sie nach mir hin — dann wurden ihre Züge milde — die ich bisher nur streng gesehen hatte.

„Frau Wote!“ Ich streckte ihr eine zitternde Hand entgegen, während die andere auf Marlenekens Kopf sich legte.

Schweigend ergriff die Fischerhanne die Hand — nahm das Taschentuch und hielt es vor ihre Augen.

„Frau Wote — aber liebe Frau Wote — warum weinen Sie?“

Sie winkte ab und lächelte schwach. „Ach — lassen Sie man! Ich bin ja froh — daß Sie wieder . . .“

„Ja, Frau Wote — ich danke Ihnen! Froh sind Sie — gute Seele! Aber zugleich traurig! Ich seh's Ihnen an! Warum denn das? Denken Sie etwa, ich werde Ihnen das Kind nehmen?“

Zuversichtlicher, doch noch immer trübselig entgegnete die Alte: „Sie haben es schon genommen! Jetzt ist es Ihr Kind geworden — Sie haben es Sich aus dem Wasser geholt.“ Und wieder begann sie still zu weinen.

Marleneken war aufgestanden und umschlang den Nacken der Greisin. „Mutterken! Weine doch nicht! Dein Kind bin ich ja — deins auch!“

„Meins auch! Ja, mein Marleneken!“ Die Alte streichelte den Kopf des Kindes und küßte es auf die Stirn.

„Frau Wote! Ich verspreche Ihnen — das Kind bleibt bei Ihnen — oder Sie bei ihm!“

„Oder ich bei ihm!“ nickte sie wehmütig.

„Ich werde schon mein Teilchen abbekommen — nicht wahr, Marleneken?“

Ein schelmisches Lächeln war die Antwort.

„Frau Wote! Sie und Marleneken sollen nichts verlieren. Das Wotefließ bleibt Ihre Heimat. Sie haben nur noch eine dazu bekommen. Hier ist Ihre zweite Heimat. Noch heute lasse ich Ihnen ein paar Zimmer einrichten. Da können Sie Beide wohnen, so oft und so lange Sie wollen. Sie brauchen aber nicht — brauchen nicht! Hier gilt keine Pflicht! Liebe muß ja ganz frei sein.“

„Au ja“, sagte Marleneken. „Wahr, Mutterken? Wir bleiben öfter hier!“

Die Alte lächelte mir zu: „Sehen Sie — was ich sagte — jetzt ist Marleneken — Ihr Kind geworden. Na ja — geh zu deinem Vater, Marleneken — für dich hat er sein Leben eingesetzt. Und wenn du heute Nacht wieder bleiben willst — ich bleibe auch.“

„Wieder?“ fragte ich stuhlig. „Sind Sie denn schon mal hier . . .?“

Sie nickte freundlich und ging hinaus.

Marleneken stand einen Augenblick ernst — dann kam sie zutraulich an mein Bett, gab mir die Hand und sah nachdenklich in meine Augen. In stummer Zärtlichkeit erwiderte ich den Blick.

Ein kurzes, tiefes Atemholen — dann meinte Marleneken lebhaft: „Soll ich dir wieder singen? Was du so gern hast?“

„Was habe ich denn gern, mein gutes Kind?“

„Na — ich hab' es doch immer singen müssen, wenn dir bange war.“

„Ich — erinnere mich nicht — an gar nichts!“

„Erst vorgestern hast du gerufen: Da kommt er wieder, der Graul! Singe, Undinchen, singe!“ —

Da dämmerte mir der Traum von der Rosenlaube, die aus meinen Wunden sproß. Ach ja, in der Laube hatte Marleneken so schön gesungen! „Was für ein Lied habe ich denn gern gehabt?“

„Das von der Lebenskrone! So nennst du es — aber eigentlich heißt es anders.“

„Wie heißt es denn?“

„So viel Stern am Himmel stehen — und wenn ich dann singe:

Ja ich will dein nicht vergessen,  
Enden nie die Liebe mein —

dann murmelt du so vor dich hin: Sei getreu bis in den Tod — so will ich dir die Krone des Lebens geben! — Weißt du denn nichts davon? Nee so wat!“

„Wie lange bin ich denn eigentlich . . . war ich lange so im Fieber?“

„Morgen ist die Woche um.“

„Und du warst öfter hier, Marleneken?“

„Na, immer doch! Mutterken ist gleich gekommen, wie du gefallen warst. Und noch denselben Abend hat mich Onkel holen lassen. Ich sollte bei Mutterken bleiben.“

„Und ihr seid dann hier im Schlosse . . .?“

„Na ja — Mutterken hat doch immer gewacht.“

„Gewacht? Bei mir?“

„Ja — und Onkel auch — und Frau Schmidt. Sie haben abwechselnd gewacht. Und ich habe oft singen müssen.“

„Onkel? Wer ist das?“

„Da kommt er ja!“ rief Marleneken und sprang auf.

Oswald war eingetreten. Marleneken lief ihm entgegen, hing sich an seinen Arm und hüpfte. „Onkel! Ganz munter ist Vaterken!“

Mich übermannte die Freude, jäh richtete ich mich auf und streckte die Arme nach meinem Kinde . . .

Da war es mir, als packe mich ein knochiger Arm um die Hüfte — er zwängte, daß mir schwindelte — stöhnend sank ich hin . . .



Als ich wieder zu mir kam, waren Oswald und Friedrich um mich bemüht. Der krampfartige Schmerz war vorüber.

„Der Kopf ist frei,“ meinte Oswald.

„Was fehlt mir eigentlich?“ fragte ich matt.

„Daß gut sein, Junge! Das erkläre ich dir später! Jetzt würde es dich beunruhigen!“

„Ach nein, Oswald! Im Gegenteil — unruhig bin ich, so lange ich das nicht weiß. Habe ich mir den Kopf verletzt? Ich glaube, ihr habt mir Stühles drauf gelegt.“



„Du hattest eine kleine Gehirnerschütterung. Die ist aber glücklich vorüber — ohne weitere Folgen.“

„Da hat mich also wirklich das Mühlenrad . . . Ja, ja — dunkel erinnere ich mich . . .“ Und ich lächelte vor mich hin — dachte an mein Kind — das ich gerettet hatte.

„Eine Schaufel hat deinen Kopf ein wenig maltättert.“

„Aber die Beine — die haben wohl auch was abgekriegt? Sie liegen so abgestorben! Sind wohl geschient? Gebrochen? Wie? Ich kann sie gar nicht bewegen. Bis herauf zur Hüfte ist alles lahm.“

„Unbesorgt! Die Beine sind ganz heil — überzeuge dich! Friedrich, nehmen Sie mal die Bettdecke weg! Siehst du, mein Junge, da ist keinerlei Verband. Laß dich jetzt mal auf die rechte Seite legen. Möchte bloß sehen, was dein Rücken macht. Friedrich, fassen Sie die Schulter — wälzen Sie — sachte! So!“

Ich bemerkte, daß ich auf Gummikissen lag. Oswald betastete die Wirbelsäule — ich fühlte einen leichten Schmerz — und auf einmal wurde ich beklommen — ahnte die Natur meines Leidens. „Die Wirbelsäule ist verletzt?“ fragte ich.

„Eine unbedeutende Verschiebung — vielleicht eine kleine Splitterung — hat nicht viel zu sagen!“ begütigte Oswald.

„Ich bin also — gelähmt?“

„Nur so lange der Druck auf eine gewisse Partie des Rückenmarks andauert.“

„Glaubst du ihn denn beseitigen zu können?“

„Ei gewiß!“ Um Ton aber erkannte ich, daß er seiner Sache recht unsicher war.

Schmerzlich zog sich mein Herz zusammen. Ein Krüppel also, ein lahmer Mann! Lebwohl, Juniperus! Nie mehr kann ich zu dir kommen! Leb wohl, Kiefernheide, Feld und Moor!

Marleneken freilich brauch' ich nicht mehr draußen zu suchen. Die ist zu mir gekommen — und bleibt ja nun bei ihrem armen Vater.



### Pilgerfahrt

Bald sterben — das wäre wohl das Beste!

Habe mir alle Möglichkeiten überlegt und bin dazu gelangt, mich nach dem Frieden des Grabes zu sehnen. Spüre ja doch ein Absterben in mir, sucht, doch unaufhaltbar — ähnlich dem Übergange des Sommers ins herbstliche Welken.

Es sind nicht allein die körperlichen Fähigkeiten, was hier abstirbt. Die Wünsche und Interessen für dies Leben sind es vor allem. Und haben die erst einmal zu welken begonnen, so ist dem Verfall ein rasches Gelingen zu gönnen.

Das Einzige, was ich auf dieser Daseinsstufe noch erleben möchte, ist der Abschluß meines philosophischen Nachlasses. Täglich redigiere ich meine Tagebuchnotizen, und Oswald schreibt nach meinem Diktat. Noch wenige Wochen klaren, arbeitsfähigen Sinnes, und die Offenbarungen des Wacholderbaums liegen zu einem Ganzen gestaltet vor. Dann will ich zufrieden scheiden.

Nicht im stolzen Schloßpark will ich begraben sein — lieber auf dem Dorffriedhof am Zaune, wo Heimatlose und Selbstmörder ruhen — neben Maria, meinem Weibe. Hier sei das Denkmal meiner Schuld und meiner Sühne. Und hier sammle dich, mein Latenteib — erkenne dich selbst — heilige und rüste dich — zur Pilgerfahrt ins ewige Rätselreich!



Durch dunkle Grabcypressen haucht  
Geheimnisvolles Raunen.  
Aus weißen Fliederdolden taucht  
Der Mond mit scheuem Staunen.  
Und sieh, vom frischen Grabe  
Hebt sich der Marmelstein,  
Die Höhlung klappt — ein bleicher Mann  
Ersteht im Silberschein.

An seine wirre Stirne greift  
Der Lote schlummertrunken;  
Und wie sein Blick die Tafel streift,  
Da stutzt er, bohrt versunken  
Das Aug' in seine Grabchrift  
Und starrt — bis an sein Ohr  
Ein Hahnenschrei vom Dorfe gellt;  
Da fährt er jäh empor.

Zum Dörflein heimwärts will er gehn  
Wie ehedem, und — zaudert  
Und bleibt am Friedhofsaune stehn,  
Von fremder Scheu durchschaudert:  
„O Pilger, laß, was drüben liegt,  
Wo sattfam du gegangen!  
Auf neuen Pfaden weide  
Geläutertes Verlangen!“

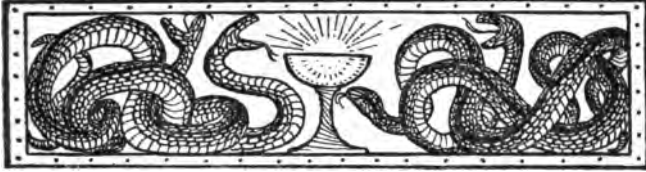
Bei Büschen, Hügeln, Dorf und Au'  
Berweilt sein Aug' mit Grüßen —  
Ade — und schwimmt in Tränentau.  
Und wie er nun dem süßen

Trostliede lauscht der Nachtigall,  
Da — sucht er eine Gruft  
Und küßt von weißer Rose  
Erinnerungsvollen Duft.

„Zur Rüfte, Pilger! Was so schwer  
Dir lastet auf dem Herzen,  
Tu' ab von dir — und schürfe leer  
Dein Herz von Schutt und Erzen!  
Was du gelebt — so Schutt wie Erz —  
Sei nun gerecht gerichtet,  
Und hier auf deiner Tafel,  
Zwei Hüglein, aufgeschichtet!“

Er wiegt das Haupt in stummem Weh;  
Das gilt dem Schlackenhügel.  
Doch aus dem andern, rein wie Schnee,  
Formt er zwei Schwanenflügel.  
Die fügt er an die Schultern  
Und spannt sie hehr und breit,  
Ein kühner Weltenfucher,  
Zur Sternen-Unendlichkeit.





### Umfortas und Repanse

Heute ist Marleneken neun Jahre alt geworden. Der erste Geburtstag meines Kindes, den ich feiere. O wieviel hab' ich versäumt! Die ganze lange Zeit hatte ich ja keine Ahnung, daß meine arme Maria mit solch einem holden Erbteil mich bedacht haben könne. Und nun ist es doch an mich gekommen — und schon hat Marleneken mich Vater nennen gelernt!

Teuer freilich hab' ich dies Glück erkaufte. Schwer hat mich das Rad der Wassermühle getroffen. Doch bewährt hab' ich mich als Vater — entrisen mein Kind den furchtbaren Fängen — gesühnt vielleicht, was ich verschuldet. Da lieg ich nun lahm an den Füßen, siehe immer mehr dahin — und diese erste Geburtstagsfeier wird wohl auch die letzte sein, die ich erlebe.

Wahrnehmen muß ich die kurze Frist, die mir vergönnt ist. An meine Heilung glaube ich nicht mehr. Oswald redet zwar öfter davon, er meint, wenn ich erst kräftig genug geworden sei, soll die Wirbelsäule gestreckt werden. Doch der Verfall meiner Kräfte spricht überzeugender als Oswald. Es kann nicht lange mehr dauern. Genießen also, in tiefen Zügen

genießen muß ich das Glück meiner Vaterschaft, dessen Anspitze heute — heute . . .

O mein teures Marleneken! Wenn dereinst dein gereifter Geist diesem Tagebuche nachsinnt, dann laß dir sagen: Durchgebrochen durch den Morgendunst ist heute deiner Liebe Sonne, die bisher nur gedämmt und in Schleiern geglommen hatte. Nun verklärt sich all mein Leiden — ich sterbe glücklich, weil mein Kind mich liebt!

Mit Entzücken betrachte ich Marleneken, und holde Träume von ihrer Zukunft umgaukeln mich. Ganz auffällig ist ihr Sinn für das Stimmungsvolle, ihre geradezu künstlerische Begabung. Sie singt lieblich, ausdrucksvoll und rein, faßt die Melodien mit verblüffender Leichtigkeit und improvisiert sogar zuweilen originell und ansprechend. Ich kann mich der Vorstellung nicht erwehren: in dem Kinde ist die Mutter wiederverkörpert zu einem Schicksale, das reich entwickeln soll, was in der unglücklichen Mutter verkümmerte.

Marleneken spielt gern mit den Mädchen des Gärtners und mit Lehrers Friße. Doch welch ein Unterschied! Diese Kinder sind ziemlich gewöhnlich, etwas stumpf und bäurisch. Marleneken aber scheint einer feinen Kultur entsprossen zu sein, obwohl sie bisher in der Einsamkeit des Woteflieses lebte. Ich staune, wenn ich sie spielen sehe. Da ist sie geradezu eine geistreiche Revolutionärin. Mit Puppen sich abzugeben hält sie für albern und langweilig. Lebendig müssen ihre Puppen sein. So schmückt sie denn die anderen

Kinder phantastisch aus, gibt ihnen neue Haartrachten, flitterhaften Kopfpuz, Kleider aus bunten Stoffen. Und dann führt sie mit ihnen Geschichten auf, die ich ihr erzählt habe.

Deswegen habe ich zum Geburtstage aus einer Maskengarderobe all diese Kostüme und Requisiten kommen lassen. Wußte kein Geschenk, das ihr größere Freude hätte machen können. Fast beklommen war sie denn auch vor Entzücken über die phantastischen Herrlichkeiten, mit denen sie ihre Märchen nunmehr zur Wirklichkeit gestalten durfte. Den ganzen Vormittag hat sie in meiner Stube zugebracht bei den bunten Zeugen, den Schwertern, Kronen und Flittersachen, in Träumerei versunken, dann wieder emsig mit Schere und Nadel.

Für den Nachmittag wurden die Gespielen erwartet. Da sollte es hoch hergehen. „Weißt du, was wir dann spielen, Vaterken? Amfortas und Repanse — und Parzival! Ach, das finde ich zu schön! Aber, weißt du, was Neues mußt du wieder dazu machen — wahr?“

Ich habe nämlich die Gewohnheit, eine Geschichte beim Wiedererzählen immer etwas abzuändern. Die Hauptsache, vor allem die Stimmung, lasse ich bestehen, webe aber Ranken hindurch, die dem Ganzen einen gewissen Reiz der Neuheit verleihen.

Als die Gärtnerskinder nebst Lehrers Frize angelangt und mit Schokolade bewirtet waren, kam die kleine Gesellschaft in mein Zimmer getrollt, begierig der Dinge, die sich nun abspielen sollten. Mit Andacht und Ehrfurcht wurde der Flitterkram betrachtet.



„Vaterken kommt zuerst dran! Du bist also Amfortas, der kranke König!“ Und Marleneken trat an mein Bett und setzte die große Goldkrone mir feierlich aufs Haupt. Dann drapierte sie meine Schultern mit Purpur und legte um den Hals eine Perlenkette, dran ein Kreuz aus blizenden Steinen hing. Statt des Szepters diente mir ein kurzes blankes Schwert. Wie ein Kartenkönig mochte ich nun aussehen. Für die Kinder aber war ich der Inbegriff aller Pracht und aller Hoheit.

„Ich bin Repanse, die Tochter des kranken Königs!“ meinte Marleneken eifrig. Und die Kinder drängten sich zum Spiegel, die Königstochter auszuschnüden. Sie hüllten Repanse in ein langes Gewand aus weißem Tüll, das eine rote Schärpe zusammenhielt. Von den Schultern wallte eine dunkelblauer Sammetmantel, drüber hin flossen die aufgelösten Goldhaare, gekrönt von einem blizenden Diadem. Anfangs wollte das Krönlein nicht feststzen; ich mußte erst eine kunstvolle Verwicklung von Haarsträhnen erfinden.

Mit all diesen Einzelheiten hatte Marleneken die Kostümierung bestimmt. Auch die Rollen verteilte sie. Mit ihrer Phantasie und Geschäftigkeit glich sie einem begeisterten Regisseur. „Parzival — das ist Friße! Komm mal her, Friße! Aber dann haben wir ja keinen Titurel! Mädchen passen doch nicht für Titurel! Was machen wir denn da, Vaterken?“

Ich wußte Rat: „Der Wacholderzweig in der Vase ist Titurel. Sehr einfach! Er kann ruhig die ganze Zeit schweigsam stehen. Wir denken uns seine Reden.“

„Au ja! Und dann habe ich vier Kammerjungfern! Ihr alle seid die Kammerjungfern der Königstochter Repanse — und das bin ich!“

Ich zügelte den kindlichen Eifer: „Wartet noch mit dem Ankleiden, Kinder! Erst wollen wir sehen, ob wir auch alles hier haben, was wir brauchen. Marleneken, sag' doch mal, Friedrich soll aus meinem Turmzimmer die vier großen Leuchter mit den langen Wachskerzen bringen — dazu ein paar Räucherkerzen. Und einen Rubinbecher! Da hinein tun wir Öl und ein Nachtlicht. Das gibt ein schönes rotes Flämmchen im Becher. Das ist dann der heilige Gral.“

„Au ja! Aber Friedrich darf hier nicht reinkommen!“

„Er kann ja die Sachen vor die Tür stellen. Das Nachtlicht soll er nur gleich zurechtmachen und anzünden.“

Marleneken war's zufrieden und richtete die Bestellung aus. Schmöllend kam sie zurück. „Friedrich hat gelacht!“

„Daß ihn lachen! Wir wissen ja doch, daß du Repanse bist, meine königliche Tochter — und ich bin der Gralkönig. Und nun wohl an, meine Getreuen, rüstet euch zum frommen Feste! Titurel, der Gralritter im grünen Talar, soll zu meinen Füßen stehen, den heiligen Gral zu hüten mit seinem Flammenschwerte. Holt die Vase mit dem Wacholderzweig — dort auf den Tisch stellt sie! Aber erst muß der Tisch weiß gedeckt werden. — So ist's recht!“

Meine Weisungen wurden von den Kindern emsig ausgeführt. Da stand nun der grüne Titurel — das Schwert hatte man ihm in die Vase beige-steckt.

Es klopfte an der Tür. Friedrich kündigte an, daß er die Sachen gebracht habe — man holte die Herrlichkeiten. Zwei Kerzen wurden rechts und links neben den Altar, die beiden anderen zu meinen Füßen an die Bettpfosten gestellt. Der heilige Gral spielte einstweilen noch keine Rolle — doch verheißungsvoll schimmerte sein rotes Lichtlein aus dem Winkel. In feierlicher Prozession sollte er nachher auf den Altar gebracht werden.

Nun wurden die Kammerjungfern zurecht gemacht. Alle erhielten weiße Schleier mit Silberfitter, blaue Schärpen und als Kopfschmuck Perlenkette. Sprachlos staunten sie einander an.

„Und jetzt kommt Parzival an die Reihe!“

„Ja, Friß! Komm her, Friß!“ Und mit lautem Eifer nahmen sich die Mädchen den Jungen vor, der mit verlegenem Lächeln da stand und täppisch sich herumzerrren ließ. Ein mit Silberpapier beklebter Helm wurde ihm auf den Kopf gestülpt, aber gleich wieder abgenommen. Marleneken hatte einen himmelblauen, mit Silberkuppen verzierten Kittel hervorgesucht — der mußte erst angezogen werden. Dann wappnete man den Ritter mit Schild und Speiß — längst hatte er den Speiß begehrlieh angestaunt. Marleneken meinte freilich, als Ritter müsse er ein Schwert tragen. Schließlich bekam er beides.

Inzwischen hatte Mohrchen, mein schwarzes Kästchen, sich eine Korallenkette aus dem Requisitenhaufen hervorgezerrt und pfötelte daran herum. Die Kinder lachten. „Mohrchen will auch mitspielen!“

„Das soll er auch!“ bestimmte Marleneken. „Ich weiß schon, was Mohrrchen ist — der treue Mohrenkönig! Erst war er ein Feind des heiligen Gral — dann hat er sich bekehrt.“

Ehrrerbietig wurde nun der treue Mohrenkönig umringt. Marleneken knüpfte ihm ein Goldband um den Hals. Vergeblich suchte er es abzuschütteln und mit der Pfote herunterzuzerren — verlor aber seine gute Laune nicht, sondern strich schnurrend zwischen den Kindern herum, die ihn streichelten und lobten.

„Jetzt noch die Kerzen angezündet! Marleneken, hier sind Streichhölzer! Vorsichtig! Die Räucherkerzen auch! Und nun geh' ins braune Zimmer nebenan — auf dem Spiegeltische steht die Spieldose. Zieh' sie auf — aber laß' sie drin stehen — es soll leise klingen. Kommt, Kinder, holt Euch Stühle — setzt Euch alle her — es geht los! Friße, nimm die Fußbank! Marleneken, komm zu mir, mein Kind!“

Feierlich strahlten die Kerzen — feine Duftwölkchen ringelte der Weihrauch — wie von Silberglöckchen kimperten Akkorde geheimnisvoll. In lautloser Spannung saß der versammelte Hofstaat, die Augen groß gerichtet auf den siechen König der Gralsburg. Bei ihm auf dem Bette saß Repanse, seine Tochter, in fürstlicher Pracht, von sanfter Schönheit, wie der Mond in Silberschleiern. Der treue Mohrenkönig wollte auch nicht fern bleiben — dem König lag er zu Füßen und bezeugte seine Ergebenheit durch zärtliches Schnurren.

Hohheitsvoll betrachtete der König den Ritter, der

soeben angekommen war, und sprach: „Sei begrüßt, Fremdling! Willkommen an unserem Hofe! Ründe uns, wie dein Name ist und dein Begehr!“

Alle Blicke wandten sich dem Ritter zu — der aber saß blöde auf seinem niedrigen Schemel. Da neigte sich Repanse vor dem König und kispelte: „Parzival heißt er, mein königlicher Vater!“

„Parzival? So, so! Hum, ja! Ei dann bist du wohl jener Ketter, den eine Stimme vom Himmel mir verheißen hat?“

Parzival schwieg — Staunen hielt noch immer seinen Mund gefesselt. Repanse antwortete für ihn: „So ist es, mein königlicher Vater!“

„Nun denn, wenn du Parzival bist, so kenne ich schon deine Geschichte. Will sie dir erzählen. Hum, ja. Wisse zunächst, der greise Ritter dort im dunkelgrünen Talar — das ist Titurel, unseres Heiligtums getreuer Hüter mit dem Flammenschwert — du siehst es blihen. Und nun paß' auf, Parzival! Heißt nicht deine Mutter Herzeleide? Diese Herzeleide ist Titurels Enkelin. Erkenne denn in Titurel deinen Urgroßvater!“

In unbeweglicher Würde stand Titurel. Und auch Parzival schien seine Gefühle zu beherrschen — nur daß er scheu den Kopf nach seinem Urgroßvater wandte und stutzig dann den Blicken der Hofdamen begegnete. Ahnen freilich ließ sich, welche Stürme verwandtschaftlicher Liebe das junge Ritterherz durchtobten und des greisen Gralhüters dunkelgrünen Talar.

„Ich will nun deine Jugendgeschichte erzählen, Parzival!“ fuhr der König fort. „Als Feinde in deines

Waters Reich einbrachen, mußte Herzeleid mit dir flüchten in einen wilden Wald. Da bist du aufgewachsen. Die Kauschebäume und Murmelbäche, Eichkätzchen, Reh und Kuckuck waren deine Gespielen. Auf der grünen Wiese, wo deiner Mutter Rindenhütte stand, schnitztest du dir Pfeil und Bogen und lerntest den Speer ins ferne Ziel bohren. Als du nun ein starker Jüngling geworden, ritten einmal drei Helden in glänzender Rüstung, mit breiten Schwertern und goldenen Sporen, durch den Wald und begegneten dem umherstreichenden Parzival, der nie zuvor geschaut hatte solche Pracht und Hoheit. Auf seine kindischen Fragen erfuhr er von den Recken, was Ritterchaft sei. Und fortan gab es für ihn kein Halten mehr — hinaus in die weite Welt rief es ihn zu Abenteuern. Den stürmischen Bitten des Sohnes gab Herzeleide schließlich weinend nach und erlaubte die Fahrt. Bald freilich, so hoffte sie, werde ihr Liebling wiederkehren; sie rechnete nämlich darauf, man werde ihn auslachen. Um es dahin zu bringen, gab sie ihm ein abgetriebenes Pferd, eine rechte Schindmähre, kleidete ihn in Sackleinwand und rohes Kälberfell und zog über sein Haupt eine schellenbesetzte Narrentappe.“

Bei dieser Schilderung brach der Hofstaat in ein helles Lachen aus. Der König aber berichtete weiter: „Ja, ja! Komisch genug sah Parzival aus — erntete auch wirklich anfangs manchen Spott. Dann aber kam er dahinter, daß ein Ritter denn doch anders aussehen müsse, und verdiente sich am Hofe des Königs Artus die goldenen Sporen — ferner in der

Burg des Königs Gurnemanz diesen unzerbrechlichen Helm, die starke Lanze und das uralte Helden Schwert, ein Meisterstück des berühmten Schmiedes Wieland. Sein blaues Prachtgewand ward ihm verehrt von Kondüramur, der edlen Fürstin, als Parzival sie befreit hatte aus Feindeshänden. Ist es nicht so? Hat sich nicht alles so zugetragen, mein Parzival? Antworte!“

„Er hat ja gesagt, mein königlicher Vater!“ lispelte Repanse.

„Na gut! Jetzt will ich dir eröffnen, wo du hier bist, Parzival! Wisse denn, du weißt in der Gralsburg, und ich bin Amfortas, der König, dem anvertraut ward, das heilige Kleinod zu pflegen. Meine Frau — die Königin — ach, die ist tot!“

„Oh!“ sagte Repanse. „Was fehlte ihr denn?“

„Gebrochenen Herzens starb sie — frage nicht warum. Doch hat sie mir ein teures Pfand gelassen — mein Lächterlein Repanse — nicht wahr, du liebes Kind?“

Repanse küßte meine Hand und raunte: „Parzival weiß aber noch gar nicht, was der heilige Gral eigentlich ist.“

„Haßt recht, Repanse! Woher sollte er es wissen, der Tor? So höre, Parzival! Als der Heiland das Abendmahl nahm mit seinen Jüngern, trank er aus einem Becher, verfertigt aus einem einzigen Edelsteine. In denselben Becher floß auch sein Blut, das er für unser Heil am Kreuze vergoß. Dieser Becher, siehst du, das ist der heilige Gral — ich bin zum Heger

ihm bestimmt, und Titurel hält die Wacht. Wohlhan denn, Ihr Getreuen! Ordnet Euch zur Prozession, das Heiligtum zu holen! Auf, Ihr Mädchen! Frize kann sitzen bleiben! Repanse, stell deine Kammerjungfern, wie sie gehen sollen! Zwei tragen die Schleppe deines Mantels — Martha und Gretchen, jede faßt einen Zipfel! Hannchen und Lieschen, Ihr geht hinterher — Ihr seid Gefolge!“

Nun begab sich die Prozession zur Ecke, wo der Rubinbecher stand. Repanse nahm das Kleinod in beide Hände, hob es zu ihrem Herzen — und in feierlicher Gemessenheit bewegte sich der Zug am Altar vorbei und wiederholt um mein Bett herum.

Parzival wurde auf einmal lustig, hielt die Hand vor den Mund und trompetete ein grelles Reiterstücklein: „Täterätätä . . .“

„Still doch!“ gebot Repanse an. „Trompeten paßt nicht! Ich will lieber was singen.“ Und mit ihrer reinen Stimme sang sie ein sanftes, klagendes Lied:

„Wer singet im Walde so heimlich allein?  
O du liebe, liebe Seel! O mein einziges Kind!  
O weh!

Und die Kirchenglocken, sie läuten darein,  
Und das Scheiden und das Meiden, wie tut es  
doch so weh!

Ade, ade!

Ich seh' dich nun und nimmermehr!“

„Stelle das Heiligtum auf den Altar, Repanse!  
Und Ihr Mädchen, jede von Euch soll sich neben eine



Kerze postieren. Gleich werden wir dann alle niederknien. Das heißt, ich natürlich nicht! Bin ja der lahme König, den der Himmel mit Siechtum geschlagen hat für seine Sünden.“

„Ach nein, Vaterken!“

„Doch, mein Kind! Ein Hüter des Grals muß rein sein, treu und tapfer. Ich aber habe mich vergangen — und da liege ich nun hier zur Sühne.“

„Das ist nicht wahr — glaubt es nicht! Ich weiß es besser! Vaterken ist wohl tapfer und treu! Und lahm ist er nicht zur Strafe, sondern wegen seiner Tapferkeit! Denkt euch nur, ein Drache hat ihn gebissen. Mich wollte der Drache rauben und hatte mich beinahe gepackt. Da ist Vaterken gekommen und hat mich fortgerissen. Dabei ist er nun selber dem Drachen in die Klauen geraten, und der hat ihn . . . gehauen . . .“ Marleneken hielt sich die Hände vors Gesicht und schauderte. Dann gebot sie mit schwärmerischer Gebärde: „Knieet nieder! Wir wollen für den guten König beten, daß er wieder gesund wird. Martha, Gretchen, niederknien sollt Ihr! Friße, du auch! Alle!“

„Komm, Marleneken! Du betest bei deinem Vater! Weißt du auch, daß du mich erlösen kannst? Jawohl, das kannst du! Wenn du mir recht gut bist, so von Herzen gut! Komm her, mein Kind, umarme mich!“

„Vaterken, liebes, gutes Vaterken!“

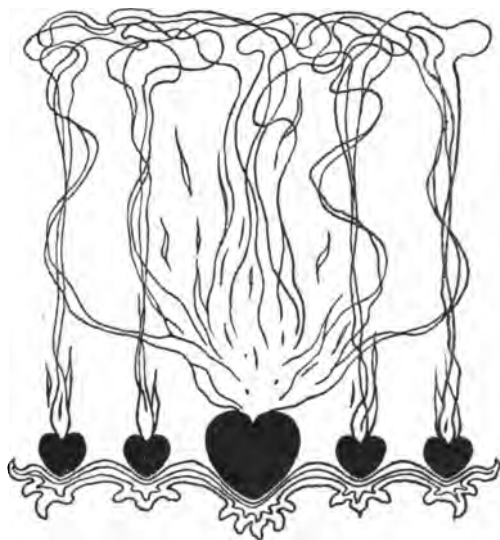
„Sprich mir nach: Ich erlöse dich — durch ewige Liebe!“

„Ich erlöse dich — durch ewige Liebe!“

„Amen!“

„Amen!“

So hatte ich denn im Märchenspiel mein Kind in meine Arme gezaubert — mein Kind, das erst seit wenigen Wochen seinen Vater kannte. Wir ruhten Wang' an Wange. Der Weihrauch duftete — leise klang noch immer die Musik — die Kerzen knisterten — und bei jeder kniete ein Mägdelein, das für mein Heil betete. Vom weißgedeckten Altare aber, zu Füßen des Wacholders mit dem Schwerte, glühte wie ein Flammenherz der heilige Gral.



## Im Sternenreigen

Gelähmt. Und doch kann ich tanzen — mit den Engeln tanzen, den lichten Sternen. Wenn ich auf dem Balkon im Fahrstuhl liege und mich labe an der Kühle des Spätsommerabends — und wenn im Schloßpark das Lied der Grasmücke verstummt, wenn ich nichts höre, als fernes Zirpen der unermüdlich lebensfrohen Heuschrecken, einen Fisch, der aus dem See, dem glatten, hüpfet, und das Rascheln der dunkeln Pfeifenkrautblätter, die mich umlauben, und die manchmal im Schlaf sich regen — wenn es dann droben an der weißlichenblauen Himmelsaue hier und da schüchtern erblüht, bis gemacht diese Lichtpünktchen üppige Fürsten geworden sind mit regenbogenfarbenen Diademen und flirrendem Heergefolge — o dann regt sich mein Geist mit den rhythmischen Gebärden der Tanzlust, und die Entrückung beginnt.

Ein magischer Schwung kann in der Gebärde liegen — wenn sie der echte Ausdruck einer Seele ist, die alle Größe darin sammelt. Mehr als Symbol bedeutet das Knien und sich Neigen der Beter, - das Kreuzen der Arme und Falten der Hände. Solche Außerlichkeiten wirken auf das Innere. Drum verordnete der weiße Buddha seinen Mönchen: Geht vor Sonnenaufgang auf den Berg, neiget euch nach allen vier Himmelsrichtungen und gießet mit gebreiteten Armen euer Wohlwollen aus über alle Welt! Und wenn die tanzenden Derwische ihren Reigen schlingen, so verschwimmt ihr Sinn leichter in der Allharmonie.

Meine Andacht ist manchmal so tief und schwungvoll, daß sie den Körper durchdringt und bewegt und selbst meine Lähmung zu überwinden scheint. Unmittelbar aus der Tiefe, ohne alles Bedenken, kommen mir feierliche und jubelnde Gebärden. Gen Himmel breit' ich die Arme — in die blaue Unendlichkeit taumeln die Augen — all mein Wesen verflüchtigt sich zu ätherischem Gefühl — ohne Schwere bin ich — ich schwebe, schwebe . . .

Horch, Sternenmusik! Ich versenke mich in ihre tiefsinnigen Verschlingungen — bin selber nur noch Klang und Ebenmaß — bin ein Stern unter Sternen — und mische mich trunken in den Weltenreigen. Ein frommer Derwisch bin ich, den heiligen Semaa tanze ich, den Dschelal eddin Rumi gestiftet. Ich las einmal die Übersetzung eines seiner Lieder. Nun flattern mir Bruchstücke durch den Kopf, und mit des Meisters Mystik webt sich mein eigenes Empfinden zusammen zu wirbelnden Tatten:

Unser Reigen ist ein Abbild jener Sternenmelodie,  
Selig durch den Busen schauert uns die Welten-  
harmonie.

Unser Reigen, den wir üben hier auf niederm  
Erdenrund,  
Macht die Sonne droben kreisen und der Sterne  
lichten Bund.

Unser Reigen reicht noch weiter als des Himmels  
blaues Zelt,

In die Höhe, in die Breite sind ihm Schranken  
nicht gestellt.

Unser Reigen ist nicht Körpern, nicht Despoten  
untertan;  
Schwinge dich im Spharenschwunge über aller  
Sekten Wahn!

Unser Reigen ist Berauschung, Liebe ohne Sinnen-  
trug,  
Ist ein Feuergeist, gegoren in des Körpers ird'nem  
Krug.

Unser Reigen bannt die Bosheit, reinigt dich von  
wilder Lust;  
Wie des Meeres sanfte Blauere spiegeltklar wird deine  
Brust.

Unser Reigen laht der Seele wundervollen Garten  
schau'n;  
Deines Grames Dornenfelder wandeln sich in Rosen-  
au'n.

Unser Reigen ist die Andacht, die in reinen Geistern  
wohnt,  
Ist die Wonne, anzuschauen, was im Kreis der  
Tänzer thront.

Komm, o komm in unsern Reigen! Fürchte Laumel  
nicht, noch Fall!  
Tanzend zu der Sterne Geigen werde Gott in  
deinem Will!

## Rückfall

O, war das ein Schlag! Der traf noch wichtiger als die Schaufel des Mühlrades! Und etwas Schlimmeres als Betäubung trug ich davon — aufgewühlt und zerrissen wurde mein Gemüt. Zum Frieden war es schon gekommen, hatte abgeschlossen mit dem frühern Leben und zur neuen Welt, zur geheimnisvollen Insel, sich tragen lassen von den Segeln sehnsüchtiger Träumerei. Da auf einmal war der rauhbeschwingte Sturm gekommen und hatte mein Schiffelein zurückgeworfen zum alten Strand. Soll ich da nun wieder liegen? Soll ich abermals durchmachen, womit ich eigentlich fertig bin? Wie mich das aufregt und quält! Das wäre ja sinnlos! Ich mag nicht!

Doch still! Geordnet will ich berichten, wie alles hergegangen ist.

Mit Professor Köppen und Sanitätsrat Meier hatte Oswald eine sehr genaue Untersuchung meines Zustandes vorgenommen und stundenlang disputiert. Nun kam er zu mir und sah mich schweigend an. Sein Blick drückte tiefen Ernst und geheime Aufregung, zugleich aber feste Entschlossenheit aus. Ich merkte, daß er mein Schicksal für nahezu entschieden hielt.

„Setz dich doch, lieber Oswald — und erzähle mir, was Köppen und Meier meinen! Sei ganz offen! Du weißt ja, willkommen ist mir der Tod — abgestorben sind meine Lebenswünsche — nicht schwer fällt mir der Abschied von Marlenefen und dir — weiß ja doch, irgendwie in der mütterlichen Allseele

finden wir uns wieder. Der einzige Zweck, zu dessen Erfüllung ich noch einige Wochen Frist erhalten möchte, ist die Vollendung meines Lebensromans. Wird sie mir gelingen? Werde ich mit deiner Hilfe noch ein paar Ideengruppen zur Gestaltung und Aufzeichnung bringen? Was meinst du? Wieviel Tage sind mir noch beschieden?“

Während meiner Worte war Oswald hastig auf und ab gegangen. Dann blieb er vor meinem Bette stehen, und froher Mut leuchtete aus seinem Gesichte: „Welche Frist dir noch beschieden ist? Ich denke, drei oder vier Jahrzehnte! Ja, ja, mein Junge! Wir hoffen, dich gesund zu kriegen — so daß du wieder frei herumlaufen kannst. Ich habe den Kollegen eine Operation vorgeschlagen und habe sie überzeugt. Hurrah, Junge! Gratuliere! Sollst mal sehen . . . Aber — was ist dir? Wo tut es dir weh? Wo denn?“

Ich hatte die Augen geschlossen — der Schlag, mit dem diese Eröffnung mich traf, war so heftig, daß mir der Atem stockte, und ein Stöhnen sich der gepreßten Brust entrang.

Das war dieselbe Enttäuschung, die ich beim Traume vom ewigen Ab-Schützen empfunden hatte, als mir altem Schüler, der ich so gern versetzt wäre zur höhern Klasse, das niederschmetternde Bewußtsein kam: Sitzen geblieben schon wieder, schon wieder!

Da lag ich nun ganz mutlos — mochte die Augen nicht auf tun, mochte nichts sehen von der alten Klasse, deren ich überdrüssig war — auch von Oswald nichts sehen, der so wenig mich verstand.

Da hatte er sich eingebildet, jubeln müsse ich über seinen Rettungsplan — mir aber lag anderswo die Rettung — anderswo.

Ich hatte mal gesehen, wie ein Lebensmüder im Berliner Spreekanal Erlösung suchte — und wie hinterher ein dienstfertiger Schutzmann sprang. Schon fühlte sich der Lebensmüde umschlungen vom ersehnten Todesarm, und halb versunken war sein Geist in den großen Friedenstraum. Da griff ein anderer Arm' ein derber, zu und riß ihn zurück vom Einschlafen zum alten, leidigen Wachsein. Ein schwaches Ankämpfen des Lebensmüden, dann war er „gerettet“ und der Schutzmann hatte seine Medaille verdient. Doch ach, der Gerettete weinte und flehte, man möge ihn doch gehen lassen in den Tod.

O jetzt erkenne ich mich selbst in jenem Ärmsten wieder. Auch ich bin satt des alten Lebens. Nicht freilich, weil ich mich darüber zu beklagen hätte. Wäre es jenem Lebensmüden nur halb so hold wie mir gewesen, ich glaube, er lebte freudig weiter. Was mich hinweg vom heimischen Festlande treibt, ist vielmehr die Vertraulichkeit mit dem Bessern — Seefahrers Heimweh nach der seligen Insel, die er nimmer vergessen lernte, seitdem er flüchtig sie berührt. Und meine Sehnsucht nach dem Grabe ist der Raupe heilige Emsigkeit, sich zu betten in die dunkle Puppenhülle, um ja recht bald als kosmischer Schmetterling zu baden im flutenden Lichte freierer Weiten. — Und nun, da ich mich schon als Schmetterling fühle, soll ich noch einmal Raupe werden?



In ähnlicher Weise sprach ich zu Oswald. Er war betreten, als ich mein Herz öffnete. In schweigendem Trübsinn stand er am Bette.

Ich ergriff seine Hand: „Verzeih, lieber Freund, daß ich so deiner Güte begegne! Du glaubtest, mir einen großen Gefallen zu tun, und ich . . .“

Da ich nicht vollenden mochte, fragte Oswald dumpf: „Nun — und du? Willst du meinen gutgemeinten Dienst zurückweisen und es wie der Lebensmüde machen, der sich gegen den Schutzmann wehrte? Weißt du, was du dann bist?“

„Ein Undankbarer, meinst du? Nein, Oswald! Dankbar bin ich dir, mein guter, treuer . . . glaube mit . . .“

„Das meine ich nicht“, entgegnete Oswald.

„Nun — was denn?“

Bitter entgegnete Oswald: „Du bist . . . du wärest, was der Lebensmüde war — und was Maria war! Willst du denn, daß Marlenekens Eltern beide — Vater wie Mutter — Selbstmörder sind?“

Oswald tat mir weh — jetzt war er ganz der scheltende Schutzmann. Ich litt es stumm.

Hart fuhr er fort: „Ich will dich nicht aufregen; aber es gibt Patienten, die man derb abkanzeln muß wie kleine Kinder. Wer die Morphiumsucht hat, soll hören, daß seine Liebe zur Morkeose eine unwürdige Weichlichkeit ist. Ermannen soll er sich und ohne Selbstbedufelung tragen lernen sein Kreuz. Du bist auch ein Morphiniſt — nur daß du deinen Rausch Andacht nennst — Allſehen — Myſtik . . . Nimm dich zuſammen, Junge! Hier ſteht nicht bloß dein

Disputierfreund — hier steht dein Arzt — dem hast du Order zu parieren!“

„Oswald!“ versetzte ich ziemlich hilflos. „Verstehe mich nicht falsch! Wenn ich jetzt sagen wollte: Geh! — so könntest du denken, ich sei gekränkt. Das bin ich nicht! Ich höre ja in deinem Poltern bloß Treue und Liebe. Aber — wie soll ich sagen? Ach Oswald, deute es mir nicht falsch, wenn ich dich bitte: Laß mich jetzt allein! Ich muß mich sammeln!“

Er warf mir einen seltsam weichen Blick zu, sein Mund zuckte, stumm wandte er sich ab.

„Übrigens“ — fuhr ich fort — „bist du im Irrtum, wenn du meinst, ich wolle mich der Operationsidee widersetzen. Ich fühle sogar, wie in mir etwas greift nach dieser Rettungsplanke. Ich glaube, es ist der alte lebenslustige Adam. Aber verzeih, wenn ich diesen Plebejer geringschätzig behandle. Bin ein Aristokrat, schon bekehrt zur höhern Welt. Ach Oswald — ich fühle mich so zerrissen, aufgewühlt. Laß mich!“

Tränen im Auge, drückte er mir die Hand und ging.

Und nun, in der Einsamkeit, begann mein innerer Kampf. Wie zwei Heere stürmte es zusammen und verschmolz ringend zu einem Chaos, aus dem es bald stöhnte, bald jauchzte. Die Führer der streitenden Parteien waren beide machtvoll. Der eine sang mit lieblicher Kinderstimme — Marleneken. Der andere war ein Stern, der aus violetterm Äthermeere blinzelte und lodte — die selige Insel. Oswald aber stand an Marlenekens Seite und schalt: „Narrose! Mystif!“

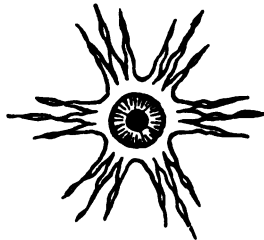
Und nicht enden wollte der Kampf. Er dauerte

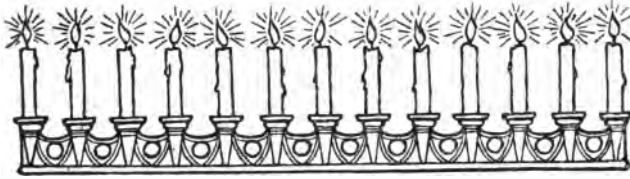
den ganzen Tag und dauerte die Nacht hindurch. Als dann Oswald wiederkam und bestürzt sah, wie mich die Aufregung mitgenommen hatte, lächelte ich trübe und scherzte: „Ich glaube, du wirst mir etwas Morphinum geben müssen, damit ich Ruhe finde. Die Narkose ist halt doch manchmal das beste Heil.“

Nach ein paar Tagen kam dann die Entscheidung. Mein Befinden hatte sich verschlimmert. Oswald freilich blieb eigenfönnig dabei, ich solle gesund werden. „Diese Geschichte kommt nur von der Aufregung. Es war eine Gelei, daß ich so plötzlich von der Operation sprach. Die Alteration hat dich etwas entkräftet. Doch das geht vorüber, und sowie du dann genug Rüstigkeit hast, operieren wir.“

Doch als Oswald meine Temperatur maß, stellte sich Fieber heraus — ein böses Zeichen. Mit erheuchelter Kaltblütigkeit meinte er: „Ein kleiner Rückfall!“

„Kein Rückfall — vielmehr ein Fortschritt! Ein Rückfall wär's, wenn ich dem alten Leben zurückgewonnen würde. Ich fühl's, mit dem bin ich doch fertig. Vorwärts also! Die selige Insel siegt! Nun ist alles klar — ich bin ruhig — ganz ruhig.“





## Stille

D nun falte  
Fromm die Hand!  
D nun halte  
Gläubig stand!  
D nun schließe  
Augen zu  
Und genieße  
Tiefste Ruh!

D nun komme,  
Was da will!  
Bleib' nur, fromme  
Seele, still!  
Still und hehr —  
Ein Felsenheld,  
Schroff ins Meer  
Hinausgestellt.

Wo sich bäumen  
Wüste Wellen,  
Laß zu Schäumen  
Sie zerschellen!  
Laß beim Reigen

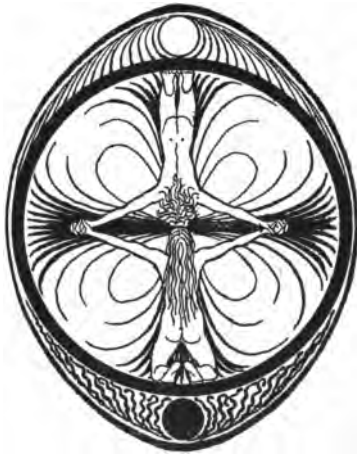
Wilder Lüfte  
Höhenschläfte  
Heilig schweigen!

Ja nun komme,  
Was da will!  
Bleib' nur, fromme  
Seele still!  
Bist gefeit  
Gen allen Streit; •  
Denn dein Grund  
Heißt Ewigkeit.

Mag der Groll  
Hernieder hageln,  
Foltertoll  
Ans Kreuz dich nageln;  
Alles Leid  
Ist nur Zeit,  
Schmelzender Schnee  
Vor Ewigkeit.

Mag die Zeit  
Dir Liebes rauben,  
Ewigkeit  
Gibt frohen Glauben.  
Was du meidest,  
Kehrt zurück;  
Was du leidest,  
Wird dein Glück.

Treulich hält  
Die heilig große  
Friedenswelt  
Ihr Kind im Schoße.  
Lächle du  
Zu Kreuz und Leid —  
Selig ruh'  
In Ewigkeit!





### Anima candida

Erweckt ist nun mein Auge — das früher nur verschlafen blinzelte. Ich schaue neu, vertieft, verklärt. Das Himmelreich ist nah herbeigekommen, es lächelt mir aus tausend Knospen, und staunen muß ich, daß ich nicht früher schon die Blüte lügen sah.

Wenn ich im Fahrstuhl liege auf dem trauten Balkon, umkränzt von blauen Hortensien und purpurroten Geranien, während das Pfeifenkraut üppig zur Laube ringsum sich rankt, dann seh' ich in seinen großen Blättern lauter grüne Herzen, drin Sehnsucht nach dem Licht, ein Wächlein der ewigen Liebe, pulsiert, und Augen sind die Blumen, ahnungsvoll zum Höchsten aufgeschlagen.

Kommt dann mein liebes Marleneken und betrachtet mich sinnend, so blühen mir des Kindes blaue Sterne nicht anders als Hortensien, und Eins sind Blatt und Menschenherz, Blume und Auge. Einen geschwisterlichen Reigen bilden wir um das gleiche Andachtsbild, miteinander berufen, im Schauen aufzugehen. Ich sehe nur noch Kinder des Lichtes, Keime des Höchsten. Was noch unlicht ist an ihnen, gleicht der

braunen Hülle, aus der die Knospe bricht. Durch ihre Unreife hindurch schau' ich die köstliche Frucht, durch ihre Niedrigkeit die Höhe, die ihrem Wachsen sich verlobt. Marleneken, Oswald und Frau Wote, der alte Wustrow, Friedrich und die Gärtnersleute, der Pastor auch und der Bagabund, was fremd, unheimlich mir erschien, so gut wie alles Traute — jedes dieser Wesen eine anima candida, ein berufener Gottmensch. Was ich neulich nach dem Gewitter drunten vor dem Schloßportale sah, stellt sich mir dar in einem höheren Sinne. Regenschirm sah ich — und eine jede, klein oder groß, spiegelte die eine Sonne, die aus weichenden Wetterwolken siegreich strahlt.

O wie bin ich glücklich! Nie in meinem Leben ging es mir so gut, wie gerade jetzt, da mich die lähmende Hand des Todes angerührt. Was kümmert es mich, daß ich mit keinem Beine zucken kann! Dafür kann ich ja fliegen! Mit den Schwalben flieg' ich, die droben jauchzend durch das Blau wie Pfeile schießen. Sie üben die Schwingen ihrer Brut für die große Reise nach dem Südenland. Ich reise mit — bin auch schon flügge. Lebe ja schon halb im Südenland — es kommt mir alles sonniger vor. Bin ich vielleicht längst unterwegs und in allernächster Zeit am Ziele? Wie spaßhaft: Während ich glaubte, erst den Übungsflug zu machen, war bereits die Reise angetreten und ging flott von statten.

Wahrhaftig, ohne Scherz, meine Himmelfahrt muß schon in vollem Gange sein. Zwar die Dinge und Menschen umgeben mich wie sonst. Innerlich indessen



bin ich fortgeflogen — so hoch, so weit, daß mir das alte Heim mit seinen Lieben als blaudentige Ferne lächelt. Dabei spüre ich kein Heimweh, nichts von Trennungschmerz. Weiß ja doch, all das Traute bleibt nicht hinten zurück, es folgt mir nach, sobald es flügge ward.

Das Auge glaub' ich, ist es, was flügge werden muß wie der Wandervogel! Auf das Auge kommt es an, das trägt gen Himmel. Im Schauen liegt der Himmel, in der Art, wie man schaut. Schafft euch flügge Augen an, ihr Lieben, damit uns bald das Sündenland vereint!





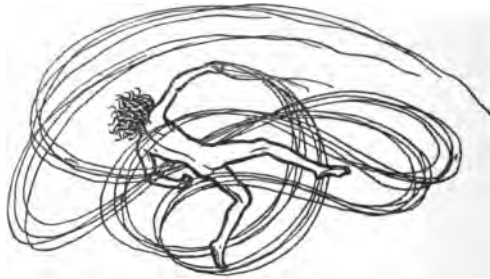
### Herbstfäden

In Fiebrerröte träumt der Baum  
Den letzten goldnen Sonnentraum.  
Der blaue Himmel lächelt  
Wie sanftes Leid.  
Horch, seltsam schnarrende Weisen!  
Die Wandergänse reisen,  
Zum Keil gereiht.

Am Webestuhl die Spinne lauscht,  
Wie droben das Geschwader rauscht.  
Ihr wird so fernesüchtig,  
So bang zu Sinn.  
„O hätt' ich schwirrende Flügel!  
Weit über blaue Hügel  
Flög ich dahin.“

Und wie sie grübelt, wird ihr klar  
Ein Flugmaschinchen wunderbar:  
„Mein Werk soll mich erlösen!  
Drum frisch gewebt,  
Bis über die braune Heide  
Ein Segel aus weißer Seide  
Im Lufthauch schwebt!“

Da segelt hin das kleine Ding,  
Wie Faust am Zaubermantel hing.  
„So fand mein Spintisieren  
Nun doch den Pfad!  
Mich trägt, was ich gesponnen,  
Zu Gärten neuer Wonnen.  
Heil meiner Tat!“



## Salas y Gomez

Aber Bitteres ist doch im Tode! Ich sterbe gar zu früh — allerlei Keime wimmeln in mir — ein Becher bin ich voll Knospen . . . Und diese Welt von Jugend soll unentwickelt sinken in meine Gruft?

Ach wie viel möcht' ich noch vollenden! Sing denn nicht gerade jetzt mein höchstes Leben erst an? Ist nicht zum heiligen Allsehen erwacht mein inneres Auge, das sonst nur trübe schaute? O welche Fülle von Gesichtern in diesen wenigen Monden! Und wie manches ließe sich wohl noch erschauen! Wie viel reifer würde mein Erkennen, wenn ich noch Jahre lebte!

Doch still! Nicht gehadert mit der großen Ordnung! Zufrieden sei mit dem, was dir beschieden! Wenn's auf deine Wünsche ankäme — den endlos schweifenden genügte keine Spanne. Angenommen, höchstes Alter wäre dir zugemessen; meinst du etwa, dann würden deine Keime alle zur Entwicklung gelangen? Dann auch klagtest du im Angesicht des Todes: Gar zu früh sterbe ich! Ja, unter den günstigsten Umständen bringt das Leben immer nur eine Winzigkeit von dem zur Entfaltung, was sich ausleben möchte.

Wie wogt es doch hier innen von unbestimmten Gestalten, die nach Form und Betätigung drängen! Da sind dunkle Triebe, sehnüchtige Seufzer, Vorsätze, Ideenkeime. Stimmungen möchten sich formen zu höchsten Gedichten, zu Klang und Farbe. Maler möcht' ich werden, Tonkünstler . . .

„Ach Gott, die Kunst ist lang,  
Und kurz ist unser Leben!“

Und wenn ich alt würde wie Methusalem — viel tausend Stümper trüge doch mein Sarg zu Grabe.

Am Fenster sitzt Marleneken, mein liebes Kind, und reiht auf einen Faden braunrote Kastanien, die sie durchbohrt hat. Ein Strauß von gelben Kastanienblättern strömt seinen herben Duft aus. So sterb' ich also nicht vereinzelt; Genossen welken mit mir, Hekatomben, ein ganzes Opferheer; im Todesreigen taumeln wir dahin, vom großen Herbst miteinander fortgerissen. Wollüstig erschauernd schließ' ich die Augen — im Blätterdufte riech' ich den Tod, hör' ihn brausen durch den Park und spüre, wie er meine Glieder durchkrampft.

„Vater!“ sagt Marleneken. „Gärtners Lieschen hat ein Brüderchen bekommen — aber ein totes. Gleich ist es tot gewesen, wie es kam.“ Und mit traurigem Vorwurfe blickt Marleneken, als wollte sie fragen: „Warum denn?“

Ach, Kinder fragen leicht, wenn die Antwort nur ein Achselzucken ist und ein schwerer Seufzer.

Ja warum? Sollen wir uns begnügen mit dem düsteren Trost des Griechendichters:

„Nicht gezeugt sein, wäre das beste Schicksal,  
Oder doch früh sterben, in zarter Kindheit?“

Aber das versteht Marleneken noch nicht.

Sie ahnt nicht, daß es kein Unglück für Lieschens Brüderchen zu sein braucht, tot zur Welt zu kommen

— und daß die Eltern auch nicht immer trauern. Mir kommt da in den Sinn, was die Gärtnersfrau meinte, als ich ihr zum kommenden Kinde, dem fünften, gratulierte. „Ach Totte doch — nee, nee, Herr Dokter. Ik segge immer to mien' Mann, wi hebben keen Flücke mit det Kinnersterben!“

So hat die kühlverständige Frau nun doch einmal „Glück“ gehabt! Aber freilich — Marleneken weint, das gute, törichte Herz!

„Ach, Vaterken! Sag' doch was! Sonst muß ich immer auf den Wind hören, und der heult so! Erzähle was, Vaterken!“

„Erzählen? Was denn, Kind? Mir fällt nichts Lustiges ein.“

„Lustig braucht es ja nicht zu sein. Die Geschichte vom Nacholderboom ist auch nicht lustig. Und was wir an meinem Geburtstage gespielt haben, weißt du — wie du der kranke König Amfortas warst — das war eigentlich traurig. Aber schön-traurig! Und so was hab ich gerne — ja!“

„Wenn ich nun aber auch nichts Schön-trauriges weiß?“

„O du weißt schon was! Eben, als du so still warst, hast du sicher was im Sinn gehabt. Erzähle mir das, Vaterken! Ja?“ — Und schon setzt sich Marleneken erwartungsvoll zurecht, legt die Hände gefaltet in den Schoß und sieht mich groß an.

„Also gut! Ich will dir erzählen, was mir durch den Sinn geht. Aber traurig ist es. Ob es schön-traurig ist, weiß ich noch nicht.“

„Ei, warum denn nicht?“

„Ich weiß noch nicht, wie die Geschichte zu Ende geht. Das Ende muß man erraten. Ob es nun schön ist, oder nicht . . .“

„Ach fang nur mal erst an. Nachher rate ich mit.“

„Mit der Südsee fängt es an. Weißt du, was das ist?“

„Ein See! Wie unser See?“

„O nein, nicht wie der Krampensee! Viel, viel größer und tiefer ist die Südsee — wie der Himmel weit dehnt sie sich — kein Ufer sieht man, wenn man auch wochenlang fährt mit dem schnellsten Schiffe.“

„Ach so! Nun weiß ich! Die Südsee ist wie die Sündflut, wahr? Lauter Wasser weit und breit — sonst bloß noch Himmel — erst wie das Wasser sich langsam verlieh, kletterte ein Berg raus.“

„Ja, Marleneken! So ungefähr! Und ein Berg ragt auch aus der Südsee — der ist von Schiefer.“

„Wie meine Schiefertafel?“

„Ja, wo er glatt ist, kann man drauf schreiben. Aber wer sollte dort schreiben? Es wohnen ja keine Menschen auf der öden Felseninsel.“

„Gar keine? Warum denn nicht?“

„Weil nichts wächst auf dem Schiefer, kein Baum, kein Hälmdchen. Keine Quelle rieselt. Glühend brennt die Sonne von oben herab — das ganze Jahr über — wie bei uns im heißen Sommer — und noch viel schlimmer.“

„Weil die Südsee im Süden ist — wahr?“

„Gewiß, mein Kind! Da gibt es keinen kühlen Herbst wie bei uns — und Winter erst recht keinen.“

„Nu! Da möcht' ich nicht wohnen. Du, Vaterken?“

„Ich auch nicht! Da ist es gar zu einsam. Nur die Wellen hört man, wie sie tosend an das Felsen-  
ufer schlagen. Und wenn die See still und glatt ist,  
hört man nur die Vögel schnattern und kreischen.“

„Vögel sind da?“

„Ja, Seevögel, die schwimmen können — wie Gänse und Enten sehen manche aus — die haben ihre Nester auf dem Felsen — zu vielen, vielen Tausenden sitzen sie da, brüten ihre Eier aus oder schwärmen durch die Luft. Wären die vielen Eier nicht da, so hätte der arme Mann sein Leben nicht fristen können, den die Wellen dorthin spülten. Aber wer weiß, ob's nicht besser gewesen wäre, er wäre schnell verhungert.“

„Was für ein Mann denn? Wurde einer hingespült? Wie kam denn das?“

„Der Mann fuhr zu Schiff über die Südsee. Ausgezogen war er auf Abenteuer und hatte Gold gewinnen wollen. War auch wirklich reich geworden, sehr reich. Und nun wollte er wieder heimkehren nach dem Vaterlande, zu seinen alten Eltern und seiner Liebsten und wollte recht glücklich mit ihnen leben. Ja, so hoffte und träumte er auf dem Schiffe. Es war aber finstere Nacht. Da auf einmal rannte das Schiff in voller Fahrt auf eine Klippe, die unter Wasser bei der Felseninsel lag! Das Schiff bekam einen Sprung — die See stürzte sich herein und riß es vollends entzwei. Die Menschen wurden von den hohen Wellen verschlungen und ertranken. Nur der



Mann nicht — den spülten die Wellen auf den Felsen — da lag er nun halbtot — kam aber wieder zu sich. Wie er nun sah, wo er war, konnte er sich nicht freuen über seine Rettung, denn er war doch gar zu verlassen. Wegfahren konnte er nicht — hatte ja kein Schiff. So mußte er denn bleiben und sehen, wie sich das Leben aushalten läßt in solcher Öde. Keinen Menschen hatte er, mit ihm zu reden und das Elend zu teilen. Die freischwimmenden Seevögel waren seine einzigen Gefährten. Und von ihren Eiern lebte er. So ging es Tag ein, Tag aus, Jahr für Jahr. Hinstarren auf die weite See — oder empor zum Himmel mit seinen Wolken und Sternen — essen und schlafen — sinnen und träumen — das war alles, was er tun konnte — ein ewiges Einerlei. Er dachte zurück an alles, was ihm früher, unter den Menschen, begegnet war. In Gedanken lebte er alles nochmals durch. Er bereute, was er verschuldet hatte und versäumt — vergangenem Glücke weinte er nach...“

„Ach Vaterken, ist das traurig! Aber konnte ihn denn niemand abholen von der Felseninsel?“

„Es wußte ja niemand, wo er war. Seine Familie dachte, er wäre ertrunken. Durch Zufall wurden in diese Gegend der Südsee sehr selten Schiffe geführt. Einmal freilich kam eins in die Nähe der Felseninsel. Der Mann dachte schon, es wolle landen, und er sei nun gerettet und werde doch noch in seine Heimat kommen. Ganz wild war er vor Freude — zitterte aber dabei, weil er ja nicht sicher wußte, ob das Schiff wirklich anlegen werde. Er schrie und schwenkte die

Arme, um bemerkt zu werden. Umsonst! Auf dem Schiffe hatte man keine Ahnung, daß da ein Mensch hausen könne. Keine Ahnung! Und so fuhr das Schiff ins Weite — wurde immer kleiner — und verschwand.“

„Ganz fort war das Schiff? Ach Vaterken, nicht doch!“

„Ganz fort! Der Mann war wieder ganz verlassen.“

„Und war doch beinahe gerettet! Beinahe! Nee so wat! Zu schade, zu schade! Konnte er denn nichts tun, um vom Schiffe bemerkt zu werden?“

„Geschrieen und mit den Armen gefuchelt hat er ja.“

„Ich hätte eine Fahne geschwenkt.“

„Woher sollte er die Fahne nehmen? Befah ja kein Zeug — nicht mal ein Kleidungsstück. Das Hemd, das er beim Schiffbruch anhatte, war längst in Fetzen gegangen. Feuer konnte er nicht anzünden, um durch Rauch und Flamme Aufmerksamkeit zu erregen. Es gab kein Holz auf der Insel — nichts Brennbares.“

„O wie schade — nee wie dumm! Darf denn der liebe Gott so was erlauben?“

„Ja nicht wahr? So hat der arme Schiffbrüchige auch gefragt — und hat das Haar sich gerauft vor Verzweiflung. Ins Meer wollte er sich stürzen, um seinem Elend ein Ende zu machen. Aber er wurde ohnmächtig — und als er wieder zur Besinnung kam, entschloß er sich, doch weiter zu leben. Freilich fühlte er sich jetzt noch unglücklicher, als je zuvor. War er doch eigentlich zum zweiten Male verunglückt — und diesmal viel schlimmer. Die süße Hoffnung hatte er geschmeckt — nun schmeckte das Bittere doppelt bitter.“

Und immerfort mußte er sich sagen: Du konntest gerettet werden! Um ein Haar, um ein Haar!“

„Aber endlich kam doch ein Schiff — wahr, Vaterken?“

„Es kam wohl eins — aber höre nur! Steinalt war der Schiffbrüchige geworden — lang und weiß wallte ihm der Bart und das Haupthaar — runzelig war sein Gesicht — hager und von der Sonne braun gebrannt sein ganzer Körper. Alle Hoffnungen hatte er längst aufgegeben — sich vertraut gemacht mit dem Gedanken, hier zu sterben. Fünfzig Jahre war er nun schon auf der Felseninsel. Das stand auf einer Schieferplatte, in die er jedes Jahr ein Kreuz gegraben hatte — fünfzig Kreuze. Auch hatte er drei Schiefer tafeln verfertigt und seine Lebensgeschichte drauf geschrieben. Sie schloß mit den Worten: Ich wünsche bloß noch das Eine, daß kein Schiff mehr kommt, so lange ich lebe — keins! Das würde mich nur aufregen, das wäre schrecklich für mich. Was sollte ich steinalter Einsiedler jetzt noch unter Menschen? Hier will ich bleiben und in Frieden sterben.“

„Aber er wurde doch gerettet — wahr, Vaterken?“

„Höre nur, mein Kind! Wie er so geschrieben hatte, legte er sich auf sein steinernes Bett, denn er war sehr müde. Während er nun schlief, kam ein Schiff und landete an der Insel.“

„Au — nun war er aber gerettet!“

„Beinahe!“

„Wieder bloß beinahe? Ach nee doch!“

„Zu spät war das Schiff gekommen — zu spät! Als die Schiffsleute den schlafenden Greis gefunden

hatten und staunend herumstanden, schlug er die Augen auf, blickte sie groß an und — auf einmal — gab er seinen Geist auf.“

„Tot war er? Ganz tot?“

„Ja, tot! Und liegen blieb er auf der Felseninsel. Die Menschen hatten nicht mal Zeit, ihn zu begraben, ihr Schiff durfte sich nicht aufhalten. Und so bleichen wohl heute noch die Gebeine des Einsiedlers von Salas y Gomez — so heißt die Felseninsel — während die Sonne herniederbrennt, oder die Sterne funkeln, die Wellen tosen, und die Seevögel kreischen.“

„Ach nee doch! Vaterken! Das mußt du dir besser ausdenken!“

„Wenn's aber doch so gewesen ist, —! Da hilft kein Ausdenken.“

„Du hast doch vorhin gesagt, das Ende wüßtest du noch nicht — erraten müßte man das.“

„Das muß man auch. Was ich erzählt habe, war ja noch nicht das Ende.“

„Ach so! Die Geschichte geht noch weiter!? Wie denn aber?“

„Ja, siehst du, Kind — das eben weiß ich nicht.“

„Daß mich raten, Vaterken! Ich rate lustiger, als wie du. Höre mal, Vaterken, kann's denn nicht so zu Ende gehn, wie die Geschichte vom Macholderboom? Kann denn nicht ein Vogel aus den Knochen fliegen?“

„Ach, Vögel waren schon so viele aus ihm herausgeflogen! Tag für Tag, die ganzen fünfzig Jahre lang, die er auf der Insel war, flatterte was aus seiner Brust. Sehnsüchtige Gedanken waren es, Hoff-

nungen und Liebesgrüße, Seelen von ungetanen Taten, von Kräften, die sich entwickeln wollten. Hin übers weite Meer flogen die Vögel — doch ich fürchte, kraftlos sind alle hineingefallen und ertrunken. Oder meinst du nicht, Marleneken?“

„Wenn's aber doch Wundervögel waren? — Die ertrinken nicht so leicht — die haben Kraft! Sicher haben sie eine Zauberinsel gefunden — und haben sich auf blühende Bäume gesetzt und gesungen . . .“

„Was haben sie denn gesungen?“

„Daß der alte Mann gar nicht tot ist — und alles wieder gut ist . . .“

„Ei, du kannst ja wunderschön raten, mein liebes Kind! Hast wohl auch recht! Ich will mir's mal ein bischen überlegen — möchte jetzt ein wenig still sein. Nicht wahr, Kind?“

„Ja, Vaterken!“

Und artig schweigt Marleneken — spielt weiter mit seinen Kastanien — und blickt manchmal sinnend durchs Fenster hinaus.



## Der Traum der Rose

An die Scheiben prasselt Regen. Durch gelichtete  
Wipfel rauscht der Wind. Unaufhörlich taumeln nieder  
welke Blätter.

„Vaterken! Da unten blüht noch eine weiße Rose!“  
— sagt Marleneken träumerisch. „Bei dem kalten  
Wind und Regen — die arme Blume!“

Und im Geiste seh' ich die späte Rose — und bin  
selber die späte Rose, ihr Sterben ist mein Sterben . . .

Trüber Tag. Die Traufe wimmert,  
Tropfen prasseln an die Scheiben,  
Brausend im Novemberwinde  
Banken dunkle Eiben.

Regenmüde Wege formen  
Wasserspiegel, drin die grauen  
Wolken ihr verweintes Antlitz  
Zittrig trübe schauen.

Über welchem Laub im Garten,  
Krank gezauft das Köpfchen, trauert  
Eine späte bleiche Rose,  
Schmerzlich süß durchschauert.

Schmerzlich süß — von Regenflüstern  
Eingelullt, im schaurig herben  
Sturme, eine stumme Blume,  
Einsam, vornehm sterben.

Rose! Bleiche Mittänzerin unseres gemeinsamen Todesreigens! Ich verstehe deine Trauer, fühle sie mit.

Doch im Grau meiner Seele blitzt es auf wie Sonnenstrahl, und durch die Schwermut will sich ringen ein Jubel. Zu düster träumst du, Rose! Sei getrost! Weißt du denn nicht, daß jedes Wesen berufen ist, ins Unendliche sich zu weiten, immer reicher hinein zur Vollendung? Siehst du nicht, wie mein innerstes Wesen sich auslebt in eigenartigen Wirkungen, und wie diese Eigentaten bei all ihrem Schwärmen ins Weite, bei all ihrer Umformung, doch ewig mein Eigenwesen bewahren? Unsterblich sind wir alle in unseren Werken!“

Wehmütig nickt die Rose.

„Nun also! Warum verzagst du? Tod ist nur Umformung deines Wesens. Von der Blumengestalt löst sich dein Latenleib — Duft und sanfter Schimmer, alle Schönheit und Erquickung, die du der Welt beschert . . .“

Gramvoll schüttelt die Blume das Köpfchen: „Latenleib? Ja, wer Laten tun durfte, der mag fortleben als Latenleib. Mein Latenleib ist verkümmert. Zu spät bin ich geboren — bin gleich als Waise geboren — eine Waise des Sommers. Latenleib? Ach, was konnte ich denn tun? Wie ich die Blüte öffnete, waren Falter und Käfer schon in starren Schlaf gesunken; keins mehr ließ sich erquicken. Nicht einmal ein Menschenauge fand Gefallen an mir, die ich gleich bei der ersten Entfaltung verfehrt wurde von Wind und Masse. Überdies bleibt unfruchtbar mein Schoß,

keine Kindlein wachsen draus empor. Und da willst du mich trösten mit meinem Latenleibe?“

Ich stutze, bang zuckt mein Herz. Ich denke an das Kind, das tot zur Welt gekommen. Was für ein Latenleib ist dem vergönnt? Verdrossenheit der Eltern, ein Tränlein aus Geschwisterauge, ein bleiches Bild — das ist wohl all sein Werk. Und darin soll sein Fortleben bestehen? Armes Ding! Betrogen nicht nur um dein Menschsein — verpfuscht wohl gar für alle Ewigkeit — ein trübseliger Spuk . . .

Und bei dem toten Kinde sehe ich noch eine Gestalt. Das ist der Schiffbrüchige von Salas y Gomez. Vorwurf in den hohlen Augen, weist er mir seinen Latenleib — der ist verkrüppelt. Und gramvoll nicht dazu der hagere Greis, als ob er sagen wolle: Das hab' ich nun von meinem übermenschlichen Dulden, von den fünfzig Jahren, die ich in der Öde zubrachte! Was alles hätt' ich leisten können in dieser langen Zeit, wenn mich das Glück auf einen fruchtbaren Boden gebracht hätte! So aber sind erstickt die Keime meiner Tatkraft. Sie gelangten nicht zur Menschenwelt. Wie Kartoffeln im Keller waren sie — du weißt ja, wie die so lange, bleiche Sprossen treiben zum dürftigen Lutenlichte hin — sie sehnen sich hinaus zum sonnigen Frühling — und erreichen ihn doch nicht, die armen Verworfenen!

Horch, ein Wimmern, vielstimmig! Es schneidet durch die Seele mir. Sind das nicht die Kastanien in Marlenekens Schoß? „Ach ja“ — jammern sie. „Als Keim zu ersticken, o das tut weh! Was soll



aus uns denn werden? Was können wir für Laten tun? Da hat uns nun das Menschenkind zum Spiel durchbohrt und reiht uns auf die Schnur und schlingt die Kette um seinen Hals. Und bald darauf vertrocknen wir und werden wüster Staub. O sprich uns nicht vom Latenleib — uns ist das Hohn!“

Und immer mehr vorwurfsvolle Stimmen hör' ich — wie eine Lawine wälzt es sich heran — die Anklage all der Keime, die vergeudet wurden. Vieltausendmal zahlreicher sind sie, als die Glücklichen, die zur Entwicklung kamen. Körner, die auf dürres Gestein fielen — zertretene Eier — im Mutterleib erstickte Früchte. O diese verpfuschten Existenzen, diese Nichtsnutze, die nichts dafür können, daß sie es sind, die nicht einmal in einem Latenleibe von Schuld fortleben! Welch ein garstiger Haufen! Welch eine Mißhandlung für meinen Glauben an die große Ordnung! Rebellen sind es, die den Sinn des Lebens schrill verhöhnen . . . Ratlos bin ich!

O steh mir bei, mein Waldprophet Wacholderbaum, bei dessen Anschauen in der Kiefernöhde mir so viel Trost und freie Andacht quoll! Hilf, Juniperus!

Ach, er ist nicht hier — läßt mich allein in meinem Siechtum, meinen Zweifeln! Da steht nur Sokrates, die Marmorbüste. Mit überlegenem Lächeln blickt mich an der weiße Spötter: „Ei, ei! So läßt du dich verblüffen, unterkriegen vom Versuchergesindel?“

„Kann ich denn anders, Sokrates? Was soll ich dagegen machen? Rate du mir doch!“

Gutmütig schmunzelt der Weise — und sieht fast aus wie der treue Wacholderbaum: „Sag' doch dem Versuchergefindel gehörig Bescheid! Ungerecht verklagt es den hehren Pan!“

„Ungerecht? Aber der Mann von der Felseninsel — ist der auch ungerecht? Oder war nicht vielmehr Vater Pan ungerecht gegen ihn?“

„Der Mann von der Felseninsel, o der ist verklärt! Was du von ihm empfindest, ist ja nur ein Bruchstück seines Wesens. Seine Trübsal empfindest du, nicht seine Verklärung — den Septimenakkord, nicht die Auflösung. Weite deinen Blick! Dein eigener Mißmut verschließt das Beste dir!“

„Läßt sich etwa leugnen, daß der Latenleib auf Salas y Gomez verkümmern mußte? Was konnte dort der arme Schiffbrüchige tun?“

„Heldentaten! Und die hat er getan!“

„Nun ja, im Inneren hat er sie getan — ins Innere wurde seine Latkraft getrieben — aber da erstickte sie — fand eben keinen Ausweg ins Weite.“

„Du siehst nur die Weiten draußen — auch innen aber gibt es welche — Ausgänge gibt es da zu neuen, ungeahnten Welten. Kraft kann ja nie erstickten — bleibt ewig.“

„Aber zur Menschheit hinüber fanden diese inneren Laten nicht die Brücke.“

„Ei, woher wüßtest du sonst vom Einsiedler der Felseninsel? Haben denn nicht die Leute vom gelandeten Schiff ihn gefunden und seine drei Schiefertafeln? Haben sie nicht kund getan seine Geschichte?“

„Das schon! Doch was er durchgekämpft im Inneren, das ahnt niemand.“

„Ich denke, du ahnst es doch — würdest ja sonst nicht darauf hinweisen.“

„Nun ja, einige Ahnung hab ich wohl. Ein Dichter hat ja davon gesungen.“

„Ein Dichter? O der ist selig, von dem die Dichter singen! Willst du nun noch leugnen, daß die Heldentaten des Einsiedlers fortwirken in der Menschheit? Da fällt mir ein, was du der Rose drunten sagen magst. Sag ihr das Gedicht, das du auf sie gemacht. Ein Lied, das sich in Wohlklang umsetzt, ein Latenleib, der Harmonien in sich schließt, ist nicht beklagenswert.“

„Und die zerstörten Kastanien?“

„Haben sie nicht Fragen wachgerufen in deinem Geiste — und Antworten?“

„Trübe Antworten!“

„Sie werden schon noch lichter werden! Denke nur immer an den hehren Pan! In seinem Reich ist alles heilige Ordnung. Wo das beschränkte Geschöpf nicht Ausweg weiß und Ziel, da liegt vor Pan, dem Schauenden, alles frei und reich an Erfüllungen. Er kann ja gar nicht anders, muß seine Kinder alle führen zur eigenen Höhe. Lebt er sich doch aus in seinen Kindern, ist auf sie angewiesen, ist ihr Kern.“

„Und doch, wie seltsam! Er geht mit seinen Kindern so fahrlässig um; schier könnte man vermuten, er schätze sie gering. Er wirft sie ja in die Welt und

kümmert sich nicht drum, ob auch die meisten unentwickelt zu Grunde gehen — der Verschwender!“

„Nein, o nein! Man kann die Sache auch anders auffassen. Ich denke mir, Pan schätzt seine Kinder im Gegenteil zu hoch. Er weiß, im Grunde kann ihnen nichts geschehen; drum behandelt er sie sorglos. Er weiß, jedes Wesen ist so haltbar, daß es nie und nimmer der Vernichtung verfällt. Mag es sterben — Tod ist ja nur Fortentwicklung! Mag es von einer bestimmten Lebensweise bloß nippen, während andere sich satt trinken — in jedem Sonderwesen verfolgt Pan eben einen Sonderberuf. Und keins der zahllosen Schicksale mag er missen; jedes Wesen darf von sich sagen:

Ich weiß, daß ohne mich  
Gott nicht ein Nu kann leben;  
Wüß' ich zu nicht', er müß'!  
Vor Not den Geist aufgeben.“

„Aber schwer begreift es sich doch, wie der große Pan nicht soll bestehen können ohne eine einzige dieser armeneligen Kastanien!“

„O, nicht einmal ein Stäubchen davon kann er missen! Bedenke doch, was ich dir zeigte im Walde — damals auf der Jagd, als du kampiertest in Niefernwipfeln!“

Groß sah ich Sokrates an — und da war er auf einmal der Wacholderbaum. Und er sprach:

„Stern ist Staub — und Staub ist Welt —  
Stäubchentanz das Sterngezelt.“

Ja, ja, Merlin — jedes Stäubchen eine Welt, eine tanzende Elfe, die innerlich schaut den Allreigen und all seine Formen durchzumachen strebt. Die Staubelfen der Kastanie haben sich nicht zu beklagen. Nicht umsonst gehörten sie dem alten Reigen an. Der war ja eine Schule, drin haben sie gelernt . . .“

„Gelernt? Nun ja! Was eben in solch einer Kastanie sich lernen läßt! Ausgelernt haben sie jedenfalls nicht! Stümperwerk! War das der Mühe wert? Was kann eine verkümmerte Kastanie Besonderes erlebt haben?“

„Ihre Besonderheit, ihr Schicksal hat sie erlebt! Ist das nicht Besonderes genug? Bedenke doch, kein Wesen hat seines Gleichen in der weiten Welt. Einzig ist ein jedes — unerseßlich das Unscheinbarste — ein Trieb, in dem sich auslebt das Gewächs der Gewächse. Ewig ist der Trieb, mag auch der Reigen, zu dem er sich zeitweilig formte, aufgelöst werden. Der Kastanienreigen wird aufgelöst — doch nur zu gunsten neuer Reigen. Auf die Wanderschaft gehen die Staubelfen, voll Erfahrung ihr Wanderränzlein; und gesegnet wird mancher neue Reigen, weil gerade Stäubchen von dieser Besonderheit sich ihm anschließen.“

„Wieso gesegnet?“

„Weil diese Stäubchen eine Kunst erlernt haben, die nun zu statten kommt dem neuen Reigen.“

„Eine Kunst? Welche denn? Laß sehen!“

Da war der Wacholderbaum wieder die Sokratesbüste und sprach: „Sieh mich an! Der Bildhauer, der mich schuf, hat vorher viele Versuche gemacht, die

Kunst zu lernen und mein Bild herauszubringen. Da wurden Modelle geknetet und wieder verworfen, Marmorblöcke mit Zügen von mir ausgestattet, dann aber für andere Zwecke behauen. All diese Versuche in Ton und Stein tasteten nach mir, wollten sich entwickeln zu mir, mich gestalten. Verworfen wurden sie, zerstört — doch waren sie nicht umsonst. Ich hätte ja nicht werden können ohne diese Vorläufer, diese Keime. Preis ihnen also, Preis allen verkümmerten Keimen! Preis den unreifen Früchten, die vom Baume fallen! Preis dem zertretenen Samen! Preis den Kindlein, die ersticken im Mutterleibe! Ohne Vorübung kein Meisterwerk. Wird nach Millionen von Alltagswesen und verpfuschten Existenzen einmal ein Heiland geboren, so ist er auch den mißlungenen Ansätzen zu danken — ist ihr Erfolg.“

Ich stutzte. Nach einigem Sinnen wandte ich ein: „Es ist aber doch etwas anderes, wenn ein Künstler Versuche macht, als wenn Pflanzensamen oder Menschenkeime verkommen. Wer lernt denn beim Bilden von Pflanzen und Menschen? Die Staubelfen? Die Atome? Nun ja! Aber die höhere Person, die da bildet, der über dem Stoffe waltende Künstler, fehlt doch!“

„Draußen, über dem Stoffe, ist der Künstler, den ich meine, freilich nicht! Aber drinnen! In jedem Stäubchen waltet der ganze Pan. Alle Geschöpfquellen aus ihm, aus der einen Flut, als Wellen — Besonderungen des Allgemeinen — Ideen, Gedichte des Künstlers Pan.“

„Über hat der Künstler aller Künstler denn Übung nötig? Gibt es für Pan noch etwas zu lernen? Ich denke, das höchste Wesen muß vollkommen sein!“

„Vollkommen in der Ewigkeit! Doch kannst du etwa schauen Ewigkeit? O viel zu eng, zu kurz ist noch dein Sinn! Zeit trübt dein Auge, zeitlich ist dein Blick. So schimmert denn Vollkommenheit dir nur gebrochen durch die Zeit hindurch — als bloßes vollkommener-Werden, als Emporklimmen. Ein ewiger Gott ist nicht vor deinem Auge, so lange du nicht selber dich gekrönt zum ewigen Gotte. Der einzige Gott, den du in deiner Endlichkeit begreifst, er heißt Exzellior. Und der muß lernen, fertig nie an Meisterschaft.“

„Und wenn er sich gestaltet zur verpfuschten Existenz — dabei soll er lernen?“

„Ja meinst du denn, irgend eins seiner Erlebnisse könne spurlos an ihm vorübergehen? Beobachte doch! Komm mit mir in den Wald und sieh die Pflanzen an, wie's drinnen webt, versucht und tastet, wie alte Formen vergehen zu gunsten neuer Erfindung . . . Doch um dir das zu zeigen, laß mich erst wieder zum Wacholder werden!“

Und sieh, da hatte Sokrates sich abermals verwandelt zum Wacholderbaum. Und er fuhr fort: „Ja, wie ich mich umwandeln kann, so wandelt sich das ganze Allgewächs — wickelt sich aus und wickelt sich ein. Ich sah in grauer Vorzeit einmal anders aus. Damals waren meine Nadeln immer weich — wie jetzt nur meine jungen Sprossen. Damals ging

das noch an. Doch da kam ein ander Wetter, kälter ward es hier zu Lande, hoher Schnee deckte den Waldboden, und die darbedenden Rehe benagten den Wachholder arg. Aber durch Versuche war der Dichtergeist Erzelfior auf ein Schuzmittel verfallen. Er machte die Nadeln im Winter hart — nun stachen sich die Rehe; meine Sippe war gut gewappnet. Aus allen Gefahren heraus war sie freilich nicht. Ein neues Übel machte sich bemerkbar. Gar zu sehr zusammengedrängt wuchs meine Sippe — und dabei gab es doch im Walde Platz genug — große Strecken waren ganz ohne Wachholder. Unfereins konnte eben nicht hingelangen. Und woran lag das? Unser Samen war damals noch anders gestaltet — bildete keine fleischigen Beeren, sondern trockene Körnchen. Die fielen immer bloß in die nächste Nähe des Mutterstrauches. Der Wind trug sie nicht weit. Und oft hatte der Wachholder sich schon gedacht: O könnten fliegen meine Körnchen wie die Vögel droben! Möchten die Vögel wenigstens kommen und sie ins Weite tragen! Sieh, da war Hilfe erfunden. Mit Beerenfleisch umgaben sich die Körnchen — das fraßen gern die Vögel und trugen so den Samen mit sich fort zu fernen Stellen, wo er hinfiel. Siehst du, so entsteht durch Probieren das Bessere! In jeglichem Wesen, in allen Artseelen, in jedem Stäubchen webt geheim ein Sinnen auf Neues — und was du bewunderst an klugen Gestaltungen, ist zu danken dem unermüdlichen Dichtergeist Erzelfior.“

„Gut denn! Mögen seine tastenden Versuche zum



Höheren führen. Was aber haben die verpflanzten Existenzen vom Höheren, das nach ihnen kommt? Mir scheint denn doch, sie sind die allertrübsten Märtyrer. In einem einzigen Verzichten zugunsten der bevorzugten Nachfolger besteht ihr Dasein. Nur schmerzreiche Wegbereiter sind sie für die Erfolgreichen, die da kommen sollen — Selbstentäuserer, die sich zermalmen lassen vom Triumphwagen ihrer Nachfolger.“

„Du unterscheidest die Beiden so schroff — das mißlungene Wesen und den glücklichen Nachfolger.“

„Sind sie denn nicht zweierlei?“

„Zweierlei und einerlei! Zwei ist Eins!“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Du warst einmal ein stammelndes Kind, jetzt bist du mündig. Sonst und Jetzt sind zweierlei — und doch auch wieder einerlei. Sonst ist Jetzt.“

„Nun ja! Das Kind und der Mündige sind ein und dasselbe Wesen auf verschiedenen Stufen.“

„Gut! So sind auch Unreif und Reif, Übung und Meisterschaft, Vorläufer und Nachfolger zweierlei und doch einerlei. Wie aus dem Kinde der Mündige sich entfaltet, so stirbt der Wegbereiter zwar verzagt — doch wieder kehrt er froh und stolz.“

„Wieder kehrt er? Gibt es nach dem Tode etwa Wiederkunft?“

„Was Vater Pan einmal begonnen, das läßt er nicht verlöschen — führt es durch. Und wenn er Pausen macht als Gott Exzellior, so nimmt er immer wieder das Werk auf, das seiner harret. Was in den

zerstörten Keimen verkümmert, kehrt wieder als die herrlichste Entfaltung, deren Vorübung sie sind. Ihr Latenleib enthält ihre Wiederkunft. Die Rose drunten träumt dunkel von solcher Wiederkunft — drum spürt sie Seligkeit in aller Trauer.“

„Sie träumt? Was träumt sie denn? Laß schauen!“

„Sie träumt vom hohen Norden, wo's im Sommer kalt ist, wie bei uns im späten Herbst. Dort unter rauhem Himmel erblüht auf einmal eine wunderbare Rose. Die niedrige Sonne blickt staunend auf sie: Wie konntest du an meinen matten Strahlen so zur höchsten Schönheit dich entfalten? — Ja ein Wunder ist diese Rose — weiß wie der edelste Marmor, groß wie ein Menschenhaupt, sanft wie das lieblichste Mädchen. Und rings in froher Andacht steht das nordische Volk. Ein Jüngling geht verzückt auf die Rose zu, faßt sie wie einen Mädchenkopf und drückt sein Gesicht in die duftige, weiche Üppigkeit.“

„Das wäre der Traum der sterbenden Blume?“

„Drum lächelt sie in allem Grame. Wüßte sie, daß wahr sie träumt —.“

„Wahr? Meinst du wirklich, daß einmal die Wunderrose im Norden blühen wird?“

„Sie wird blühen! Wüßte die sterbende Blume im Park, daß selber sie verkümmern muß, damit jene Wunderrose erblüht, nicht so gering würde sie einschätzen den eigenen Latenleib. Und wüßten die hoffnungslosen Kastanien, wüßten die erstickten Keime rings in der weiten Welt, daß alles Verkümmerte zwar Märtyrer ist, doch nur, um wiederzukehren,

gekrönt mit der höchsten Lebenskrone, ein Messias, dem man Palmen streut . . .“

Wie der Wacholderbaum so sprach, klang auf einmal der Herbstwind wie eine jubelnde Orgel. Sanft und kühl legten die Töne sich auf meine Wunden, und Rosen waren meine Wunden. All die Keime, die vorher gewimmert hatten, sangen Hosanna, verklärt zu kindlichen Engeln. Es sangen auch die Vögel, die aus dem Einsiedler der Felseninsel geflogen waren — auf Blütenzweigen saßen sie und jubilierten, weil sie nun doch erreicht die Zauberinsel. Auf dem Rasen aber lag ein strahlender Held — und schrieb auf drei Schiefertafeln frohe Weisheit.

Nun schau' ich dich — schrieb er — heilige Ordnung, an der ich einst so fürchtbar gezweifelt! Doch ich schaue dich nur, weil ich gezweifelt und geirrt. Ja, das Böse ist das unreife Gute! Vom Baume der Erkenntnis müssen regnen unreife, wurmstichige Fruchtlein, auf daß dereinst vollreife Äpfel prangen an den Zweigen. Es geht der Tor als Wegbereiter vor dem Weisen. Sogar des fluchenden Verbrechers geheimes Vermächtnis ist heilende Menschenliebe. Wohlan denn, leidende, irrende Seele, segne deine Übel alle! Verfühne dich, erteile selber dir die Absolution, Gnade fühle, Gnade . . .

„Waterken!“ — Das klang so weinerlich. Doch nicht verschüchtern ließ sich mein inneres Jubilieren — nur gedämpfter klang es, inniger.

„Was denn, mein süßes Kind?“

„Ach Waterken, da kommen sie mit einem Sarg!“

Drin soll nun wohl Lieschens Brüderchen —? Ach Vater, lieber Vater!“ Aufschluchzend kam Marleneken vom Fenster und barg ihr Gesicht an meiner Brust.

Ich streichelte das liebe Köpfchen: „Ei, wo ist denn mein frohes Kind, das so schöne Geschichten raten kann? Denk' doch an deine Wundervögel auf der Zauberinsel, Marleneken! Da singen sie auf Blütenzweigen — und Lieschens Brüderchen ist gar nicht tot! Es lebt — und wird schon noch wiederkommen! Ja, Marleneken! Und wenn sie bald dein Vaterken so hinausragen — macht nichts! Laß gut sein! Vaterken wird auch wiederkommen!“

„Ach nee doch! Dich tragen sie nicht hinaus! Noch lange nicht! Das kann ja gar nicht sein, kann nicht!“

„Ei, warum denn nicht?“

„Du bist ja noch ein schöner Mann — und hast noch lange nicht alles gesehn.“

„Ja meinst du denn, der Tod wartet, bis man alles gesehn hat?“

„Ich denke, man lebt doch, bis man alles gesehn hat —? Und dann kann man ja ruhig sterben.“

„Warum ist denn aber Lieschens neues Brüderchen tot? Das hat ja noch gar nichts gesehn!“

„Ach Vaterken — mach mir doch nicht bange! Wie ist denn das?“

„Sei ruhig, Marleneken! Eigentlich hast du ganz recht! Wer noch nicht alles gesehn hat, der — ja, der muß es eben durchaus noch zu sehen kriegen! Wozu wäre denn die schöne Welt so breit und hoch, wenn man bloß ein Bröckchen von ihr zu kosten

bekäme? Nein, wir wollen alles haben — wir haben nie genug! Und wenn wir sterben — macht nichts — wir kommen wieder! Du weißt ja, Marleneken, wie in der Geschichte vom Wacholderboom, die du so gern hast. Da war das Brüderchen auch erst tot, und verscharrt wurden seine Beeneken unterm Wacholderboom. Der aber ging in Flammen auf — na, und? Erzähle weiter, Marleneken!“

Lebhafte ver setzte das Kind: „Un ut dat Flüer kam en schöner Bagle ruter — un fung an tue singen, as ne Larche:

Ich bin ne dod, ne dod!  
Tiri! Nu sing ich,  
Himmelan spring ich,  
Tiri, ne Larche  
Um't Morjentrot!“



## Wünschelmeister Tod

Nun komm, du Wünschelmeister Tod,  
 Mein Frühling du, mein Morgenrot!  
 Erwecke mit dem Zauberstab  
 Zur Jugendwiege mir das Grab!  
 Ich halte still und lächle.

Zu Erde wandle mich und Kraut,  
 Zu Nebel, der auf Blumen taut!  
 Als Lerche laß mich trunken schweben —  
 Zu kosten gib mir tausend Leben!  
 Ich halte still und lächle.

Die weite Welt im Sonnenglanz,  
 Ein grenzenloser Stäubchentanz.  
 Ich bin dabei, will tanzen helfen;  
 Ich bin ein ganzes Volk von Elfen.  
 Ich halte still und lächle.

Zur Elfe ward, was ich gedacht,  
 Geliebt, gelitten und vollbracht.  
 Das webt sich treu zum Trostgedicht,  
 Ein Leib aus lauter Klang und Licht.  
 Ich halte still und lächle.

Ins Weite nun, mein Latenreihn —  
 Bis alle Sternenträume mein!  
 Ich ruhe dann in Ewigkeit,  
 Ich bin dann Gottes Seligkeit,  
 Ich halte still und lächle.

### Hoch über dem engen Tale

Und ich schwebte durch den Äther mit gebreiteten Fittigen. Segel waren sie, und ich war Kolumbus. Mein Entdeckergeist triumphierte, als es vom Mastkorbe jauchzte: „Land!“ Und nun hoben sich aus dem feuchten Blau Wälder mit großen bunten Blüten, deren Düste über die See wallten — und mit geschwellten Segeln glitt mein Kahn wie traumverzückt in die Umarmung der seligen Insel . . .

Auf einmal stand Pastor Küster vor mir — wahrhaftig, Pastor Küster! Wie kam denn der hierher?

Doch nein! Wie kam denn ich hierher? Wie ward ich jählings wieder zurückversetzt zur alten Welt — auf diese Matraße — wo ich hilflos liege — während der Schwarzrod mit Leichenbittermiene mich betrachtet, und Friedrich, der ihn eingelassen hat, wie ein Kerkermeister dahintersteht?

Wohlan denn! Es ist nicht anders! Ich will mir den Humor nicht nehmen lassen. Da ist ja auch mein Kästchen, das gute Mohrchen. Es liegt auf meiner Brust und blinzelt behaglich. Und meine Blumen lächeln.

„Sehen Sie sich, Herr Pastor! Wie geht's? Sehen Sie, jetzt erst, seit ich nicht gehen und nicht stehen kann, begreife ich, welch ein tiefer Sinn in der Redensart liegt: Wie geht's? Wie steht's? Ihnen, Herr Pastor, geht's offenbar gut. Keine Widerrede!“

Er schien erschüttert. Stumm, die Augenbrauen schmerzlich verzogen, drückte er mir die Hand.

„Aber warum sehen Sie mich so jammervoll an, Herr Pastor? Warum denn? Gar keine Ursache! Sehen freilich — kann ich nicht — das paßt für meinen Zustand nicht mehr — ist mir zu niedrig, plebejisch! Ich tanze — fliege — segle auf lächelnder Südsee. Ach, ich träumte so süß! Es war von Blüten, vom sonnigen Mai — von Düften so köstlich, von Lüften so lau — von Reisen auf Rossen zigeunerhaft frei — von Segelfahrten durch Meeresblau — von sanften Buchten, Drangenhainen — festfrohen Phäaken, feurigen Weinen . . . Heda, Friedrich! Eine Flasche Ahmannshäuser für den Herrn Pastor! Nicht? Sie danken? Oh! Lieben Sie nicht . . .? Oder meinen Sie etwa, es sei unschädlich? Ach freilich, wir sind ja keine Phäaken. Sehen Sie, drum eben träume ich so gern von den Phäaken. Bei denen ist nichts unfrei — da gibt es keine Amtsnöde, keine ängstlichen Rücksichten, kein Zittern vor Höhergestellten . . . Friedrich, Sie können gehen! — Ach ja! Die Phäaken sind keine Philister!“

Befremdet schwieg der Pastor und sah mich mit großen, besorgten, auch vorwurfsvollen Augen an.

„Sind Sie mir böse, Pastorchen? Seien Sie gut! Nehmen Sie einem tollen Burschen seinen Übermut nicht übel. Ich sehe, Sie sind bekümmert. Drückt Sie eine Sorge? Kann ich Ihnen einen Gefallen tun?“

Bewegt antwortete er: „Ja — mein lieber Kirchenpatron! Ich habe wohl eine Sorge — und Sie können mir einen großen Gefallen tun. Meine Sorge



ist, ich könnte mich täuschen — in der Hoffnung, die in mir aufjubelt — seit ich hörte, daß Sie . . . O sagen Sie nicht nein! Bestätigen Sie, daß dem so ist!“

„Aber was denn eigentlich?“

Leise, ängstlich, als fürchte er spöttischen Widerspruch, sprach der Pastor: „Daß Sie — Ihre unsterbliche Seele entdeckt haben!“

Ich mußte lächeln. „Ei — gewiß habe ich das!“

Er atmete tief und legte in wortloser Rührung seine Hand auf die meine.

„Ja, Pastorchén! Ein Entdecker bin ich — gratulieren Sie mir — bin Christoforo Colombo!“

„Christoforo! O wenn es so wäre! O wenn Sie wie der das Jesuskindlein auf den Schultern trügen!“

„Nicht wahr, Pastor, eine köstliche Legende! Nur gefällt mir nicht, daß dem Riesen Christophorus das Kindlein so schwer wurde. Man sagt allerdings, was er trug, war ja das Heil der Welt. Aber ich empfinde das Heil keineswegs als etwas Drückendes. Im Gegenteil, als eine Art Luftballon. Aufwärts trägt es — ich fliege, Pastor! Schon Jahre lang flieg' ich durch die Himmel; und die niedrige Welt, wo es Lasten gibt, hab' ich schier vergessen. Nur heute — ja, da bin ich ausnahmsweise mal wieder zurückgekehrt — Ihnen zu Gefallen, Herr Pastor! Was wünschen Sie nun eigentlich?“

„Was ich wünsche? O ich bin ja — beinahe zufrieden. Aber freilich, es wäre noch schöner — wenn Sie vollenden wollten — was die Gnade unseres Heilands in Ihnen begonnen hat.“

„Ob ich vollenden will? Ich bin ja emsig dabei!“

„Und haben doch noch nicht nach dem Erlöserblute verlangt — nach dem Leibe dessen, dem wir angehören sollen als Glieder?“

„O — jetzt — jetzt verstehe ich Sie, Herr Pastor. O freilich, freilich! Es schickt sich, daß der Herr Kirchenpatron — den Bauern zur Erbauung — das heilige Abendmahl nimmt. Jetzt endlich wird er zu haben sein! Würbe der Körper, der Troß gebrochen. In seiner Schwäche soll er sogar seine unsterbliche Seele entdeckt haben.“

Getränkt erhob sich der Pastor. „Ich bin kein Zelos!“

„Bleiben Sie! Seien Sie nicht böse! Glauben Sie doch nicht, daß ich bitter spreche! Groll, Hohn — das ist ja die Tonart einer Welt, die tief unter mir liegt. Ich wohne in Harmonien!“

„Aber Sie haben mich verkannt!“ sagte der Pastor mit bebenden Lippen und nahm wieder Platz. „Ich will hier keine Proselyten machen. Was mich herführt, ist — wahrhaftig — etwas ganz — ganz anderes!“ Seine Stimme klang tieftraurig.

„Ich glaube Ihnen! Aber auch Sie haben mich verkannt. Sie machen sich eine verkehrte Vorstellung von meinem Gemütszustande.“

Er schüttelte den Kopf und griff sich ratlos ans Kinn, während er vor sich hinstarrte. Dann schien ihn das entstandene Schweigen auf einmal peinlich zu berühren — mich traf ein mißtrauischer Blick.

Träumerisch fuhr ich fort: „Und Jesus nahm das Brot, dankte, brach es, gab es seinen Jüngern —

und sprach: Nehmet hin und esset! Das ist mein Leib! — Und er nahm den Kelch, dankte, gab ihnen den und sprach: Das ist mein Blut des neuen Testaments, welches vergossen wird für Viele, zur Vergebung der Sünden! — So heißt es ja wohl . . .“

Fragend, in seltsamer Unruhe starrte mich der Pastor an.

„Sie möchten mir etwas geben, Herr Pastor — möchten mich stärken . . . Ich danke Ihnen aufrichtig! Doch ich muß ablehnen. Bin kein Mensch der Form! Andere, gewiß, die hängen daran. Für manchen Sterbenden ist es ein Trost, zu wissen, daß man ihm einen Frack mit Orden anziehen, mit Kerzen und Stränzen die Bahre umgeben wird . . . Verstehen Sie mich nicht falsch! Ich verachte nicht Ihren frommen Brauch. Wer drin Erquickung findet, mag ihn üben. Aber bedenken Sie doch, mir ist er nie mehr gewesen, als . . . Schmeckte mir stets zu sehr nach . . . Doch lassen wir das! Genug, Sie begreifen wohl, daß ich nicht jetzt auf einmal . . . Ich werde eben selig auf andere Art. Auch ohne das hab' ich Jesum lieb — wenn's gerade darauf ankommen sollte. O alle hab' ich sie lieb — alle die gütigen Geber, die Höhen, die ihr Feuerblut rinnen ließen in die Adern bedürftiger Geschwister — Buddha, Zarathustra, Sokrates, Jesus — o gewiß! Und hundertmal hab' ich ihr Abendmahl genommen auf diesem Schmerzenslager — in einer Weise, die für mich die einzig mögliche, die einzig würdige. So bin ich gestärkt, vorbereitet, versöhnt . . .“

Gespannt ruhten seine Augen auf mir. Es loderte drin ein Schmachten, als ob da etwas sei, das zu

verdursten fürchte und doch auch wieder hoffe. Scheu sah er sich im Zimmer um, ob Friedrich noch da sei. Wir waren allein. Schwer und hastig ging sein Atem.

„Hören Sie!“ stieß er raunend hervor. Gespannt sah ich ihn an.

Er machte eine Pause, um ruhiger zu werden, und fuhr nun fort: „Hören Sie mich an! Vorhin — da dankten Sie mir — weil ich gekommen, Ihnen etwas zu geben. Ich hätte es ja auch gern getan, ganz gewiß! Aber — eigentlich — hier im Innersten bin ich — kein Gebender — nein — ich bin einer, der nehmen will — der brennend von Ihnen zu nehmen verlangt. Ja, Sie, Sie sollen mir geben! Ihr Abendmahl sollen Sie mir geben, das Abendmahl auf Ihre Weise; Sie sprachen ja davon. Können Sie das nicht? O, o, ich schmachte danach seit langen Jahren — verzehre mich . . . ich . . .“

Was war das? Ziel da nicht auf einmal eine Maske? Ja — da war nun endlich ein aufrichtiges Gesicht!

Seine Bedürftigkeit rührte mich. „Weiter, lieber Pastor! Sprechen Sie sich aus!“

Er ergriff meine Hand, drückte sie, klammerte sich förmlich daran. „Ja, es muß heraus! Ich kann das nicht länger — so mit mir herumtragen. Sie sehen hier einen Mann, der — der — länger als zehn Jahre den Glauben gepredigt hat — der sich wie anderen Leuten den Glauben eingeredet, förmlich suggeriert hat, in heißen Gebeten. Wenn Sie diesen Mann aber vor seinem Gewissen fragen: Glaubst du wirklich? So wie Luther glaubte — oder Paul Gerhardt? O so muß der Mann gestehen: Ich habe

bloß zu glauben geglaubt; gezweifelt hab' ich, ewig gezweifelt! Nur daß ich mir's nicht gestehen wollte! Weil ich zu feige war! Weil ich mich selber betrügen mußte! Meines Amtes halber! Ich — ich — systematischer Lügner, ich!"

Er schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte bitterlich. Ich schwieg erschüttert.

Allmählich wurde er ruhiger, trocknete sich die Augen und fuhr fort: „Mir ist schon — etwas leichter. Habe doch wenigstens — endlich, endlich mal — einen Vertrauten! Wem hätte ich sonst beichten dürfen? Etwa den Amtsbrüdern? O von denen wird man umlauert! Auch wenn sie gar keinen Grund haben, sind sie oft Nebenbuhler, Neider — jedenfalls bereit, über eine Blöße, die man sich gibt, wie Schafale herzufallen. Haben auch wohl, ähnlich wie ich, mit sich selber zu tun. Na, und sonst? Wer ist da noch, mit dem man ein ernstes Wort . . . Meine Frau? Um Himmelswillen, die darf nichts merken! Sie ist es ja, deren halber . . . Wir waren lange verlobt. Um sie endlich heiraten zu können, hab' ich mir den nötigen Glauben suggeriert. Und für sie und ihre Kinder — um nicht das Brot zu verlieren — hab' ich mich bis jetzt gequält . . . Nein, meiner Frau kann ich so was nicht gestehen! Sehen Sie! Da bleiben nur Sie — den ich endlich gefunden. Helfen Sie! Teilen Sie mir mit von dem Heile, das Sie entdeckt haben! Ich hörte vom Herrn Kreisphysikus, Sie fürchten keinen Tod und — und — seien überhaupt so glücklich! Sie — Beneidenswerter, Sie! Ach ja!"

„Mitteilen, sagen Sie? Das Heil mitteilen? Durch Blandern in wenigen Besuchstunden soll ich Ihnen Heil bringen? Ach mein lieber Pastor! Brot und Wein sich reichen zu lassen, ist ja — ziemlich einfach. Aber das Abendmahl, das Sie von mir begehren — müssen Sie sich selber reichen! Von Ihrem eigenen Leibe, von Ihrem Herzblut muß es sein! Und viel tausend schwere Stunden brauchen Sie, um die Verwandlung zu vollbringen.“

Tief seufzte der Pastor. „Viel tausend schwere Stunden — o daran fehlt es mir nicht! Und mein Herzblut . . .“ Er nickte traurig.

„Ihr Herzblut ist geflossen, das glaub ich schon. Aber mehr verlangt das Heil! Es verlangt, daß wir hoch und kühn genug denken — hoch und kühn genug! Ich glaube, Sie sind etwas furchtsam veranlagt, nicht wahr, Herr Pastor? Sie fürchten den Tod — fürchten ja schon das Leben.“

Er sah mich ängstlich an.

Ich fuhr fort: „Dum sind Sie schwerlich imstande, die heilige Verwandlung zu vollbringen. Spüren müssen Sie, wie Gottes, Gottes wird Ihr Leib und Blut, wie Sie ein Gottmensch sind. Ihr eigener Heiland und Erlöser! Verstehn Sie, lieber Pastor?“

Er blickte scheu und meinte zögernd: „Ich — ahne! Doch — ist denn nicht Jesus Christus unser aller wahrer Heiland?“

„Christus ist es! Buddha ist es! Zarathustra ist es! Sokrates ist es! Aus vielen Seen und Regenschichten strahlt die gleiche, die eine Sonne! Aber die

Hauptsache ist, Sie selber müssen dieser Christus werden. Aus Ihnen muß die Sonne strahlen, lieber Pastor! In Christus, Buddha, Sokrates müssen Sie sich selber finden! Erkenne dich selbst im Höchsten wieder — das ist das wahre Abendmahl! Verlassen Sie sich nicht auf andere, auf Hilfe von außen!“

Er ließ den Kopf hängen. „In mir geboren werden? Wie aber? Ach, ich habe mich vertieft ins Evangelium — habe dem verborgensten Sinne nachgespürt. Und doch ist Christus nicht lebendig geworden in mir. Die Zweifel haben seine Geburt erstickt, die vielen furchtbaren Zweifel unserer Zeit! O, keine Stunde bin ich ja meines Glaubens froh geworden. Mußte mich fürchten vor jedem Amtsblättchen. Die böse Aufklärung hauchte draus mich an. Und nun gar Bücher, wissenschaftliche Werke! Die konnten mich geradezu vor den Kopf schlagen, daß ich wie ein Betäubter wankte.“

Scheu wurde seine Stimme, als wolle sie mir ein Geheimnis anvertrauen: „Ich tat mal einen Blick in eins jener Bücher, die da behaupteten, entwickelt habe sich der Mensch, aus Tieren entwickelt. Da sah ich ein Bild — ein Bild! Es war ein ungeborenes Menschenkind — und daneben eine ungeborene Kage. Grauenvoll wirkte die Ähnlichkeit der Köpfe. Gespenstisch hat mich seitdem das Embryo-Paar verfolgt. In schlaflosen Nächten trat es vor mich hin und höhnte: Du Ebenbild Gottes, du Himmelsbürger, bist ja bloß eine veredelte Kage, ein höherer Affe . . . oh!“

Ich mußte lächeln: „Aber, lieber Pastor! Sich emporgerungen zu haben, ist doch würdevoller, als gesunken zu sein wie Ihr Adam. Auch gibt es Selbstvertrauen. Denn wer vom Untermenschen sich erhob zum Menschen, darf hoffen, noch weiter zu gelangen — zum Übermenschen — und zum Gotte.“

„Sie meinen, zur Gemeinschaft mit Gott!“

„Ja, wenn sie unter Gemeinschaft Identität verstehen — oder noch richtiger, das Bewußtsein von unserer Identität mit Gott, die Kraft dieser Identität. Denn werdender Gott sind wir ja von Ewigkeit.“

„Werdender Gott?“

„Ja freilich, lieber Pastor! Werdet vollkommen, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist. Haben Sie das vergessen?“

„Gut! Aber vollkommen wie Gott heißt noch nicht identisch mit Gott. Bildnis und abgebildetes Objekt sind zweierlei.“

„Ich warne Sie abermals, lieber Pastor — verlassen Sie sich nicht auf Hilfe von außen. Gott ist nicht draußen wie ein Gegenstand, der abgebildet werden soll. Gott schwebt nicht über der Welt — ist uns nicht fern und fremd. Er keimt in uns und allen Wesen.“

„Keimt? Der Keim ist doch unvollkommen. Gott aber muß vollkommen sein. Gotteskeim ist also ein Widerspruch in sich selbst.“

„Unvollkommen wäre der Keim? Liegt nicht im jüngsten Keim schon alle Reife vorgebildet? Nur daß wir sie nicht schauen! Wir haben eben zu viel Zeit im Auge. Drum sehen wir nur Entwicklung — stets



ein vollkommener-Werden, nirgendwo fertige Vollkommenheit. Die können wir uns nicht einmal vorstellen, ohne daß uns schwindelt. Fertige Vollkommenheit — ein Zustand ohne Mangel, ohne Wunsch, ohne Streben — reizt Sie das? Dann wären Sie schon für Nirwana reif!“

Gedankenvoll meinte der Pastor: „Sie erinnern mich da an das Wort Lessings. Sie wissen ja! Wenn das höchste Wesen in der einen Hand die ganze, die fertige Wahrheit hielte, in der anderen aber das Streben nach Wahrheit — und wenn ich wählen dürfte, — so würde ich sagen: Behalte Du die fertige Wahrheit für dich und laß mir das Streben nach Wahrheit!“

„Ganz recht, lieber Pastor! Nun setzen Sie für Wahrheit Vollkommenheit, und Sie begreifen, daß wir im Jetzt nur Sinn haben — ich kann auch sagen, nur Sinne — für das Werden Gottes — oder, was dasselbe bedeutet — für das Werden der Vollkommenheit — das denkbar Höchste — die All-Vollkommenheit — oder richtiger die Ich-Vollkommenheit als All-Vollkommenheit — die All-Ich-Vollkommenheit.“

Der Pastor unterbrach mich: „Warum sagen Sie dafür Gott?“

„Name ist Schall und Rauch! Ich sage nur Ihretwegen so — weil Sie mit dem Worte eine Stimmung verbinden, in der wir einig sind. — Diesen Gott also sehen wir fertig erst in Ewigkeit. Jetzt aber sind wir noch in der Zeit. Jetzt finden wir ihn nirgends fertig. Drum ist uns die Welt

Entwicklung. Im Werden haben wir Gott zu suchen in uns, den werdenden, den Gotteskeimen. Sie, Pastor, wähnen, Gott sei draußen, sei der Gegenstand, dessen Abbild wir werden sollen. Ich sage umgekehrt, Gott ist hier innen! Und was Sie Gott nennen, ist nur ein hinaus verlegtes Abbild des inneren Gottes. Gemalt hat man dies Abbild auf die Riesenleinwand des Himmels. Seien Sie kein Bildanbeter, Pastor! Halten Sie sich an das Original! Das ist in Ihnen! Jedwedes Wesen darf sagen: Das Höchste ist mein Beruf — es keimt, es wächst in mir — vom Atom zum All.“

„Jedwedes Wesen dürfte so sagen?“

„Ei — schreckt Sie etwa wieder das Embryo-Gespens? Sträuben Sie sich, im Rätzchen den Gotteskeim anzuerkennen? Mein gutes Mohrrchen! Der Herr dort mag nicht mit dir zusammen ins Himmelreich kommen!“ Und ich kraute das Rätzchen am Halse. Es blinzelte zärtlich und schnurrte.

Einen Moment sah ich wieder das stuhige Amtsgesicht. Dann schüttelte der Mann sorgenvoll den Kopf und seufzte.

„Sie stuzen, Pastor? Sie sind gewiß kein Raizenfreund. Aber vielleicht finden die Blumen dort Gnade vor Ihren Augen. Die schönen Asten und Fuchsen! Die werden sie doch nicht vom Himmelreich ausschließen wollen?“

Scheu blickte er zu Boden und sagte dumpf: „Die Kirche lehrt, nur für Adams Kinder hat der Heiland der Welt sein Erlöserblut vergossen.“

„Die Kirche lehrt! Ei gewiß lehrt sie das! Ist

eben noch immer scholastisch — meint, auf den Menschen komme alles an — seinetwegen seien alle anderen Geschöpfe da. Die Blumen sollen seine Sinne umschmeicheln — einen Beruf für sich haben sie nicht, geschweige denn einen ewigen. Die Katze hat in Küche und Keller die Mäuse wegzufangen. Ist sie tot, bedeutet sie einen Kadaver, den man auf den Mist wirft — sonst nichts. Sie sprechen von einem Heiland der Welt, Pastor. Bedenken Sie, was Welt bedeutet! Müßte er nicht ganz universal, nicht bloß Menschenheiland, sondern auch Tier- und Pflanzenheiland sein? Von Buddha wissen wir, daß er nach solcher allumfassenden Heiligkeit trachtete. Drum strömte — wie die fromme Legende berichtet — zu seiner Bahre auch alles, was da lebt und atmet, kriecht und fliegt, um noch einmal den Meister zu sehen. Ach, die christliche Kirche wollte nichts wissen von solcher Naturverschwisterung. Geizig und beschränkt gönnte sie nur dem Getauften das Heil.“

Der Pastor fuhr auf: „Aber wie ließe sich denn Tieren das Heil . . .?“ Stutzig brach er ab.

„Ach freilich! Die Laufe würde mein Käzchen mit Fauchen ablehnen — und gegen das heilige Abendmahl sind Lämmer stumpf. Drum soll ihnen der Himmel verschlossen sein. Auch erklärte schon der Kirchenvater Origenes, die Tiere seien rein mechanische Gebilde ohne Seele.“

„Aber wie sollte es ein Heiland in Ihrem Sinne denn überhaupt anstellen . . .? Wie ließe sich Tieren und Pflanzen Gottes Offenbarung beibringen? Der

heilige Antonius, der den Fischen predigte, ist denn doch für uns Protestanten eine komische Gestalt.“

„Für mich eine Oase in der kirchlichen Wüste! Und nun erst der heilige Franziskus von Assisi! Der hielt Bogelschwärmen auf dem Felde eine Predigt und sprach: Meine Brüder, ihr Vögel! Da reckten die Tiere ihre Hälse, spreizten die Flügel und lauschten.“

Des Pastors Gesicht verzog sich zu einer Grimasse.

„Ihnen kommt das komisch vor, Herr Pastor — ich finde die Legende liebenswürdig. Geradezu ergreifend aber berührt sie mich im Zusammenhange mit dem, was Franziskus sonst noch an den Tieren tat. Daß er sie Brüder nannte, war keine alberne Redensart. Er behandelte sie danach. Tauben und Lämmer kaufte er vom Tode los und gab ihnen seine Zelle zum Asyl. Kein Wunder, daß der Falke, der bei seinem Fenster hauste, dem verehrten Heiligen die Gebetstunden ansagte mit seinem Kreischen. Kein Wunder, daß der wilde Wolf demütig die Laxe dem Liebesprediger reichte.“

„Nun ja,“ meinte der Pastor — „der Gerechte erbarmt sich seines Viehs. Aber Tieren zu predigen ist denn doch . . .“

„O Pastor! Wie beschattet noch immer die Kirche Ihre Seele! Im Kanzelsinne verstehen Sie Predigt. Da haben Sie denn freilich recht. Predigen Sie meinem Kästchen vom Leiden Christi, es wird behaglich weiter schnurren. Und nie fassen diese Blumen den Katechismus. Aber kann denn nur Wort und Begriff Predigt sein? Gibt es nicht einen Ausdruck der Liebe, der in aller Wesen Tiefe verständlich dringt?

Wenn ich meinen Blumen Sonne und Wasser gebe, so verkündige ich ihnen das Evangelium, und sie danken mir mit fröhlichen Augen. Und wenn ich hier mein Rädchen streichle, und wenn es dankbar mit Schnurren antwortet, so wird ihm wie mir eine Offenbarung des Höchsten: die seelenvereinende Liebe.“

Betreten, verwirrt blickte der Pastor und schwieg.

„Ich sage Ihnen das nicht, um Moral zu predigen, nicht als ob gerade in Tier- und Pflanzenliebe mein Evangelium bestände. Ich will nur auf das kommen, was Ihnen fehlt. Allzu lange hat Ihre Kirche gepredigt: Sündig ist die Natur, vom Bösen besessen! Pastor, gehen Sie in unsere Wälder — lassen Sie sich das Abendmahl reichen von Kiefern und Wacholderbüschen, von Heidekraut und Thymian! Das Höchste webt in allen seinen Kindern! Öffnen Sie Ihr starres Herz, Kirchenmann! Natur fehlt Ihnen, — Gott-Natur!“

„Aber Herr Doktor! Ihre Weltanschauung entfremdet mich ja der Kirche immer mehr!“

„Ei — glaubten Sie etwa, ich werde Sie im vorgeschriebenen Glauben stärken?“

Angstvoll sprang der Pastor auf. „Da müßte ich ja — erst recht aus dem Amte scheiden!“

„Ach, Pastor! Da haben wir's! Ich sagte ja — Sie wollen nicht hoch, nicht kühn genug! Sie fürchten sich vor dem Tode! Schon vor dem Leben fürchten Sie sich! Sie sind kein freier Mann! Nicht das Heil suchen Sie, sondern — das Amt!“

Starr und bleich stand der Pastor. Dann lief er umher, das Gesicht verstört, und stieß zischelnd hervor:

„Sie haben gut reden! Nach Brot zu gehen — haben Sie — nicht nötig. Sie sind reich. Aber ich — ich!“

Wie ein Messerstich traf mich diese Wendung des Gesprächs. Traurig über die Klust, die mich von dieser Seele trennte, schüttelte ich den Kopf: „Nein — das freilich — habe ich — nicht nötig!“

Ein Pfeil des Neides schoß nach mir aus seinem Auge. Er nahm den Hut, bot mir die Hand — und sagte scheu und hastig: „Ihr Heil — paßt nicht für mich! Verzeihen Sie, daß ich störte. Adieu!“

Und er ging.

Ich seufzte tief — und murmelte: „Nein — das freilich — habe ich — nicht nötig! Armer Pastor! Und wenn ich dir all mein Geld und Gut gäbe — du littest dennoch Not!“ — — —

Und die Welt versank unter mir . . .

Drunten in blauender Schlucht sah ich ein Hammerwerk — wo der hohlwangige Arbeiter, eingedrückt die hüstelnde Brust, Stahl auf den sprühenden Schleiffstein drückt — tagein, tagaus, vierzehn Stunden lang in wüster Frohn. Und doch auch er, auch er ein Gotteskeim!

Empor zu mir schoß aus dem grauen Gesicht ein finsterner Blick: „Ja du dort oben — du bist reich — du hast gut reden! Du hast es nicht nötig!“ — — —

Alpenrosen umblühten mich — ich sog Höhenluft — mein Blick sank in das blaue Himmelsauge. Ja, ich bin reich! All dies Freie mein Reichtum! Ade, du Welt der Notdurft! Und ihr dort unten, arme Talbewohner — kommt bald nach! Denket eurer hohen Würde! Erlöset euch, meine Brüder! Empor, empor!



### Klausners Trost

Von Purpurjonnensblüthen  
Des Forstes Lüden sprüh'n;  
Der Abendwolken Spitzen  
Wie Gletscherfirnen glüh'n.  
Hinan zu lichten Räumen  
Des Klausners Augen träumen,  
Vor Wehmut feucht.

Da sitz ich nun gefangen —  
Mein Kerker ist die Welt —  
Und mücht emporgelangen  
Zum güldnen Lichtgezelt.  
Doch harte Fensterprossen  
Behalten abgeschlossen  
Mich bis zum Tod.

Wohl bin mit blonden Haaren  
Ich wie ein Frühlingswind  
Trugwonnen nachgefahren —  
O weh, ich töricht Kind!  
Spät unter Trauerweiden  
Lernt ich mich still bescheiden  
Und ward bekehrt.

Mir kam von seligen Auen  
Die eine Gabe nur:  
Inbrünstig aufzuschauen  
Zur sternbesäten Flur.  
Aus dunkeln Kerkerhöhlen  
Zum Born des Lichtes schmachten  
Ist all mein Trost.

Nun sei mir hochwillkommen  
Zur Andacht, lauschige Nacht!  
Verheißend ist entglommen  
Der Sterne Funkelpracht:  
Endlose Weltenscharen  
Sollst, Seele, du befahren;  
Drum rüste dich!

Bald wird dir aufgeschlossen  
Der Gitterzelle Thür;  
Du wandelst weißumflossen  
An Pfortners Hand herfür.  
Die Segelschwingen breite  
Und such' in Ätherweite  
Die neue Welt!







## Hingabe

Täglich bringt Marleneken mir Blumen und stellt sie in Vasen neben mein Bett. Der Reihe nach sind all meine Lieblinge gekommen, Labkraut und Löwenmaul, Rose, Sonnenblume, Erika und Aster. Erzählt haben sie dem lahmen Manne, wie es da draußen in Feld und Wald und Garten aussieht — und ich habe die Naturentwicklung im Geiste miterlebt.

Nun ist wohl die letzte Blüte gekommen, mich zu grüßen — eine ganz späte Lupine, eine brennend gelbe traubenförmige Kerze mit süßem Dufte. Wie wehmütiges Liebesflammen lodert sie aus dem traurigen Dunkelgrün der Blätter empor zur herbstlich matten Sonne und scheint zu fragen, stumm und bange: „Geht es denn wirklich nun zu Ende mit allem Blühen und Grünen? Ist es wahr, daß bald der rauhe Tod daherstürmt auf düstern Wolken, und daß dann eine weiße kalte Woge die Fluren überflutet? Muß es denn sein?“

Ja, mein Liebchen! Doch sprich nicht so traurig und vorwurfsvoll: Muß es denn sein?! Begreife, daß es dein tiefstes Wesen gar nicht anders will! Wir

Sondergeschöpfe sterben alle; das ist so in Ordnung, ist unsere Natur! Sanfte Blumen sollten nicht murren wider den heiligen Pan — superklugen Menschenkindern sollten sie das überlassen.

Die freilich rebellieren mit wüster Hestigkeit, wenn's gilt, vom alten Leben zu scheiden. Nur den Hentker sehen sie im Tode und entsetzen sich so wild, daß sie lieber alles Schmähliche tun, als sich ins Sterben zu fügen. Not reimen sie auf Tod — und staunen scheu, wenn einer Freiheit darauf reimt — — wie du es tatest, mein Sokrates, der du hehres Sterben vorzogst einem niedrigen Leben.

„Notwendig“ sagen die Leute zur Naturordnung. Aus dieser Benennung spricht eigentlich ein Philistergeist, der sein Leben vorwiegend von der Notpeitsche regiert fühlt. Auch der Ausdruck „Naturgesetz“ hat etwas von philiströser Enge und Untertänigkeit. Gesetze werden ja von Autoritäten verfügt und durch Bedrohung aufrecht erhalten. Mein All aber ist kein Despot — ist lauter freie Regel. Mein All ist selbstgeschaffenes Schicksal. Ich bin's — mich selbst erkenn' ich in meinem All.

Jedes „Naturgesetz“ hat die Form: So oft durch dieselben Umstände ein Geschehen besondert wird, spielt es sich in derselben Weise ab. So oft zum Beispiel Wasser unter gewissen Umständen bis zu 0-Grad sich abkühlt, gefriert es. Diese unverbrüchliche Regel aber bedeutet nichts anderes, als Identität oder — so darf ich ebenfalls sagen — Treue. Ein und dasselbe Wesen verhält sich unter denselben Umständen in derselben

Weise — bleibt eben seiner Natur getreu. Daß es sich aber genau so betätigt, wie es ist, daß sein Dasein nichts als Wirken bedeutet, und daß es treu und folgerichtig in seinem Wirken verfährt, — diese einfache Ordnung ist für die All-Natur kein aufgenötigtes, trauriges Müssen; von wem sollte das All denn gezwungen werden können?

Nein! Die „Naturgesetze“ sind freie Triebe der Natur.

Solche „Naturgesetze“ aber sind nicht bloß die von der Naturwissenschaft formulierten Regeln; jedes Individuum ist im Grunde ein besonderes Naturgesetz, eine eigene Entschliekung der All-Natur. Wie das Eis einen Spezialfall des Wasserwesens bedeutet, der unter besonderen Umständen auftritt, so bin ich eine Besonderung der Menschheit, der Tierheit, der Erdheit, der Allheit. Und frei besonders bin ich; all mein Schicksal ist mein Eigenwesen, meine Selbstbestimmung.

So sterbe ich denn nur deshalb, weil mich nach Sterben verlangt in meinem tiefsten Grunde. O du heiligste aller Harmonien, wenn das Geschöpf sich selbst wiedererkennt und fühlt im schöpferischen Quell, wenn eins ist Schicksal und Eigenwille! O du allerstillste Seligkeit, wenn im Weiten sich findet, was im Engen sich verliert!

Törichte Menschengeschwister! Aus eurer hängen Enge befehret euch doch bald zur schrankenlosen Weite! Hört auf, einen Teil mit dem Ganzen zu verwechseln, euer kleinliches, launisches, feiges, träumerhaftes Ego für euer tiefstes, kosmisches Selbst zu halten! Fühlt

ihr euch nur als Bruchstücke der Natur, hingeschleudert in ein Chaos, das rings mit Schmälerung, Anechtung und schließlich Vernichtung droht, nun gut, so zittert um euer Eigentum und Leben! Kleinliche Ich-Sucht bleibt einstweilen noch euer Verhängnis — laßt euch geißeln von ihr — bis ihr sie endlich überwindet! Alles Schlimme ist ja unreifes Heil — muß also sich ausreifen.

Erlöst, wer hindurchgedrungen durch die engen Ich-Schranken, wer seine Gemeinschaft fühlt mit dem Ganzen und hingebend eingeht zur großen Ordnung! Vollbracht hat er die höchste Menschentunst, hat zur frommen Musik sein Leben gestaltet — ward eine selige Stimme in der Weltensymphonie.

„Im Grenzenlosen sich zu finden,  
Wird gern der Einzelne verschwinden,  
Da löst sich aller Überdruß;  
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,  
Statt lästigem Fordern, strengem Sollen,  
Sich aufzugeben, ist Genuß.“

Wundersam berühren mich diese Worte. Die Leute sagen, nicht ich habe sie verfaßt. Ich aber weiß, das ist mein eigenstes Erlebnis. Das Buch, wo sie verzeichnet stehen, hat freilich den Titel „Goethes Werke“. Doch, was ich da lese, ist stets mein Selbst, mein eigenes Denken und Fühlen. Goethes Werke treten als bloße Buchstaben vor mich hin, anregende Symbole, Wecker meiner Erlebnisse. Und wenn diese Erlebnisse schon vor meiner Geburt in Goethe stattfanden,

so bedeutet das einfach meine Identität mit Goethe. In ihm erkenne ich mich selbst. Sein Latenleib enthält mich als sein Glied — sein Geist ist eine Quelle meines Wesens, gehört zu meinem Vorleben — ich war in ihm und habe das gedacht — und wiederhole es jetzt.

Und wie Goethe in mir lebendig ist, so werde ich durchweben meine Nachwelt fort und fort. Ich bins, der gleich dem Vogel Phönix im eignen Neste sich verbrennt, aus seinem Ei jedoch, das in den Gluten birft, emporfliegt neugeboren. Ich bin's, der unverbrennlich wie Asbest durch Todesflammen dringt zu künftigem Leben. Ich bin's, der abgerufen doch stets wiederkommt und sich dereinst gestalten wird zu höchsten Harmonien, zu Weisen und zu Künstlern, zu Seligen und zu Heilanden. Nicht zwar mein niedriges Ego wird das alles leisten und genießen, vielmehr mein heiliger Dämon, mein Ideenleben, das diese enge Ich-Form zur Herberge nahm, wie schöne Blumen im unscheinbaren Erdenbett wurzeln. Auf die Blumen kommt alles an, sie sind mein lieber Schatz, mein besseres Selbst — sie aber werden sich fortpflanzen von Beet zu Beet und steigern ihre Pracht. Denn dieser Aufwärtstrieb kann nicht erlöschen — ich weiß es ganz gewiß: Mein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit, Amen!

Ich ahne schon diese Herrlichkeit, spüre den Genuß, sich aufzugeben und zu finden ins Grenzenlose. Durchs Fenster schweift meine Seele zu den kahlen Baumwipfeln, wo farge Nester vergilbten Laubes hängen

— und ich fühle mich hinein in das Laub, das sanft dem Sterben sich ergibt. Kein Leib bin ich mehr, der lahm und wund in Todesängsten liegt — bin lauter Anschauen und löse mich auf in das Angeschaute. Und so bin ich selber jener herbstliche Strahl, der alles Heiße von sich tat und nur noch mildes klares Goldlicht ist. Und dort in der blauen Himmelsferne das zarte Wölkchen bin ich — schwebe mit ihm, wiege mich in süßem Taumel — und zerrinne.

Diesen Zustand anzudeuten, paßt der Ausdruck selige Sachlichkeit. Lauter Interesse an der heiligen Sache erfüllt mich — in ihr erkenne ich mich selbst. Auf ging ich in der Sehnsucht nach Verklärung — die Unsterblichkeit, deren Gewißheit mich beseligt, ist keine Ich-Sucht, sondern des Höchsten Ewigkeit. Jetzt erst, da meine Undacht mich entrückt zu einer Region, wo Todesbängen nicht mehr möglich ist, — jetzt erst versteh ich Marlenekens Rosenlied, das ich vernahm im Fiebertraum:

„O Lebenskrone Liebe,  
Getreu bis in den Tod!“

Was ich spekuliert habe über Fortleben nach dem Tode und vor ein paar Monden für meinen köstlichsten Trost hielt — jetzt kommt es mir wie eine Knospenschale vor, die abfallen mag, da die hervorgebrochene Blüte ihrer nicht mehr bedarf. Ich weiß ja nun, was noch verklärter ist, als ein Latenleib, der in der Zeit mit selbstbewußter Befonderung sich genießt. In dieser Unsterblichkeitsidee waltet noch ein Rest jener unreifen Ich-Sucht, die das Kind auf

ein Paradies voll Schleckereien vertröstet und den Indianer auf himmlische Jagdgelände.

Nicht mehr nach Lust und Selbstbehauptung steht mein Trachten — ich liebe nur und gebe mich dem Höchsten hin — und all mein Wunsch ist weltumfassender Segen. Als Erlöser fühl' ich mich — nicht zwar als einer, der schon vollbracht hat, doch als Beruf und Kraft. Und seltsam — je weniger ich mich selbst suche, desto weiter und mächtiger wird mein bestes Selbst. Wie in einem Schmelztiegel sind in ihm aufgelöst alle fremden Wesen — das identisch Eine bin ich aller Welt — Nirwana und zugleich das ewige Leben.

Manchmal kommt es mir vor, dich bei mir schwebe eine ungeheure Lichtgestalt ohne deutliche Formen. Doch nichts Unheimliches hat diese geheimnisvolle Macht. Vertraut ist sie mir wie das geliebteste Wesen; und eine Sehnsucht wogt in meiner Seele, die all mein Eigenwesen hintreibt, aufzugehen in ihm, demütig sich anzugliedern dem heiligen Leibe. Und wenn nun mein Selbst sich hingibt und andächtig anschmiegt, o dann durchzuckt mich auf einmal jauchzende Kraft. Ein Riese bin ich, der das Höchste vollbringen kann, Antäus, der seine Mutter Erde umarmt. Berge könnt' ich verfehen, wenn ich wollte; doch kein Magier mag ich sein — will ja nur, was der heilige Leib will, dem ich angegliedert. Und eben weil ich nichts anderes will, weil ich mich hingebe seiner Ordnung, drum bin ich so stark, so unbefiegbar stark. Das Allmächtige ist meine eigenste Macht.

So bin ich denn erlöst und eins mit dem gelobten Lande meines betenden Verlangens. Abgetan von mir alles Niedere. Ein paradiesischer Quell hat mich getauft und von mir gespült allen Staub der mähseligen Pilgerreise. Wie schwerer Traum liegt hinter mir die alte Dymmacht, jedes Leid und jede Schuld. Ich blicke drauf zurück, wie ein Schmetterling auf die abgestreifte Hülle seines blinden, gefesselten Puppensdaseins. Und die erworbenen Flügel breitet der Neugeborene und schwirrt ins Licht, ins Licht . . .

O diese Lichtgestalt, die vor mir schwebt, was für ein Wesen mag das sein, mit begrifflichen Menschenworten bezeichnet? Ich glaube, Brahma darf man sagen, Andacht, Idealismus. Meine Angliederung bedeutet Hingabe an die Idee — Identität mit dem höchsten Wesen, in das ich denkend, sehnsüchtig mich versenke — Erwachen zur wahren Lebendigkeit.

Aller Idealismus ist Erlösung, Flucht vom Niedern zum Höhern. Das uralte verehrte Dreigestirn — Wahrheit, Schönheit, Güte — verdient, daß der heilsuchende Seemann andächtig zu ihm emporsehaut. Andächtig — das heißt: Mit Hingabe denkend an das Ideal. Das wahre Gebet ist Sehnsucht nach dem Höchsten. Und dies Gebet geht stets in Erfüllung — denn Inbrunst ist Kraft, unarmend erobert die Liebe. Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan — die Liebe zum Ewigen, das minniglich uns lockt. So erlöst sich der erkenntnisdurstige Forscher vom Zweifel zur Denkharmonie — der Künstler betet sich hinein in seinen Schönheitsstempel — und dem Helden-



herzen öffnet die Stadt des Lichtes freiwillig ihre Tore. In jedem Erlöser aber verklärt sich zum Himmelreiche eine Welt, ein unendlicher Alltrieb.

Wie konnte es möglich sein, daß bisher mein Sinn so schläfrig war und trübe, daß er nur mißtrauisch zum Himmelreich emporblinzelte? „Illusion“, sagte ich zum Ideal; „das wirkliche Leben widerlegt dein holdes Blendwerk!“ Ich sprach es den Philistern nach, war ihres Gleichen, eine Raupe unter Raupen. Jetzt weiß ich es besser, jetzt bin ich mehr. Keine Gegensätze sind Ideal und Leben; nur wer unter Leben das Alltägliche, Alte, Niedere versteht, kann das wähen. Alles Ideale ist Wirklichkeit des Höchsten, wie sie gegenwärtig schon als Keimkraft in uns webt. Das Himmelreich bin ich — meine Kraft ist es, mein Beruf. Aller Idealismus bedeutet bessere Zukunft, wie sie schon in die Gegenwart hineinragt.

Daß die Zukunft ins Jetzt hineinragt, ist die Natur aller Entwicklung — ebenso wie das Hereinragen der Vergangenheit ins Jetzt. Der einzelne Mensch macht die Entwicklungsstufen durch, die seine Art durchlaufen mußte, ehe sie zur Schwelle des Menschentums gelangte. Im Mutterleibe war ich Wurm — und Fisch — Molch und Eidechse — Schnabeltier, Beuteltier und Affe. Meine Keimesgeschichte ist eine kurze Wiederholung der Stammesgeschichte. — Nun gut! Dies Grundgesetz läßt sich über die Gegenwart hinaus verlängern, so daß es auch für die bevorstehenden Entwicklungsstufen der Menschheit gilt. Wie der Mensch in einer Hinsicht noch ist, was er früher ein-

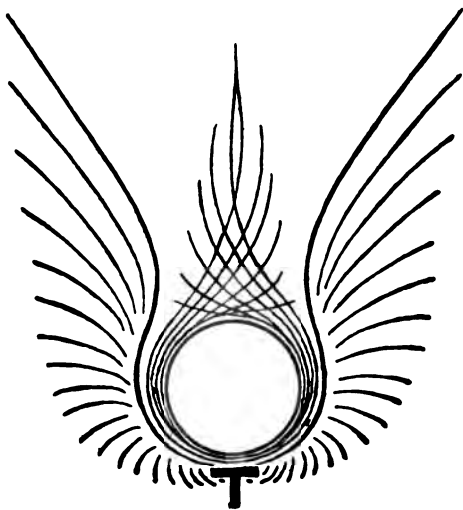
mal war, so ist er in anderer Hinsicht schon, was er später einmal sein wird. Soll also ein Höheres aus ihm werden, so muß der Keim des Höheren sich bereits jetzt in der Menschheit vorfinden. Die Anlage dieses übermenschlichen Zustandes, das ist der Idealismus. Jedes Ideal bedeutet keimendes Höhenleben, den Vorfrühling eines Weltpfingstens, prophetisches Hineintragen in die bessere Welt, weckendes, begeisterndes Morgenrot, das vorangeht der neuen Sonne, Abglanz des Himmelreiches, das nicht ausbleiben kann.

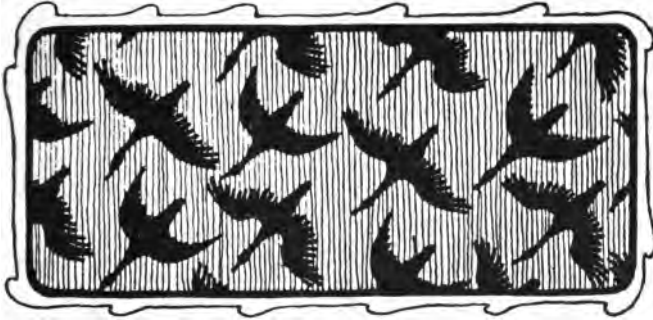
Ich sterbe — ja, dem Alten, dem Niedrigen! Ihm bin ich schon gestorben! Des Herzens Stillstand und des Leibes Verfall kann meinen Tod nicht tiefer machen. Und so wird auch mein Daseinszustand nicht wesentlich anders werden, als er jetzt ist. Zeitlos komm' ich mir vor. — Nach wie vor werde ich mich fühlen als Glied des ewigen Wesens. Nur freier noch, losgelöst von den Schranken dieser Menschenenge und Besonderung — und darum inniger — gestärkt von der heiligen Macht. Je gründlicher ich dem alten sterbe, desto mächtiger wird mein neues Leben. Die eine Hand des Allgeistes gibt mich auf, damit die andere mich emporhebt. Der Traum zerflattert, das Erwachen hat begonnen.

Heilige Latenleiber umringen mein Lager und grüßen mich mit lächelnder Liebe, wie ein Kindlein, das aus dunklem Mutterchoße drängt zu Luft und Licht. „Willkommen!“ sagen die heiligen Latenleiber. „Längst zwar bist du der Unsrige, wir beseelten und entwickelten dich, stets warst du unter unserer Führung;

nur hast du es nicht recht bedacht, unfähig, unser Angesicht zu schauen. Nun bist du angelangt auf höherer Daseinsebene, wirst deine Kräfte brauchen lernen wie wir und bald völlig unseresgleichen sein. Willkommen, du neuer Adept, frischer Gehilfe des Erlösungsreigens!“

„Weltseele, komm, uns zu durchdringen!  
Dann mit dem Weltgeist selbst zu ringen  
Wird uns'rer Kräfte Hochberuf.  
Teilnehmend führen gute Geister,  
Geltinde leitend, höchste Meister,  
Zu dem, der alles schafft und schuf.





### Wandervögel

Wandergänse eilen —  
Schnatterhaft Gewimmel  
Huscht in Schattenkeilen  
Über Mondschein Himmel.  
Weicher Seelenlaut  
Bebt aus hartem Schnarren . . .  
Süßer Trost, zu lauschen  
Und emporzutarren!

Treue Sonnensehnsucht,  
Die um Mitternacht  
Bei des Mondes Dämmern  
Rastlos suchend wacht!  
Was ich stumm verschlossen  
Hielt in meiner Klause,  
Raunen Gramgenossen  
In das Herbstgebrause.

Weil ihr Heimatland  
 Rebeltrübe worden,  
 Flüchten sie mit greller  
 Klage aus dem Norden.  
 Doch in lichten Träumen  
 Glaubt ihr fromm Gemüt  
 An ein Südenland,  
 Wo die Sonne blüht.

Von der Sehnsucht Schrei  
 Wie bezaubert, schwanken  
 Raschelnd vor dem Fenster  
 Wilden Weines Ranken.  
 Träumt das arme Laub  
 Auch von einem andern,  
 Mildem Land und möchte  
 Mit den Vögeln wandern?

Schauernd durch die Adern  
 Rinnt ihm Fieberglut,  
 Und in Schwärmerwahn  
 Flammt es rot wie Blut.  
 Fliegen will's und — taumelt  
 Todesmatt hinab . . .  
 Ach, sein Südenland  
 Ist ein Modergrab.

Warum bangst du, Herz?  
 Ach du hast erkannt,  
 Daß mit Laub und Vogel  
 Schmach tend du verwandt.

Kommen wird ein Herbsttag  
Wo du glühst wie Laub  
Und mit deiner Sehnsucht  
Taumelst in den Staub.

Doch vor lauter Treue  
Stirbt die Sehnsucht nicht;  
Aus gesunknem Laube  
Flattert sie zum Licht,  
Flattert jauchzend — wie ein  
Vogel, der zum Land  
Seiner Sonnenträume  
Nun die Richtung fand.



UNIV. OF MICHIGAN,

MAR 27 1918



UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 03011 9971





